

Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Ethnologie

Media Diversity in Deutschland

Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf journalistische Praxis

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität München

vorgelegt von
Julia Bayer
aus München

2013

Erstgutachter: Prof. Dr. Frank Heidemann

Zweitgutachter: Prof. Dr. Thomas Reinhardt

Tag der mündlichen Prüfung: 11.02.2013

Inhalt

Danksagung.....	1
1. Einleitung	3
1.1. Ethnologie und Journalismus.....	7
1.2. Forschungsrahmen.....	14
1.3. Aufbau der Arbeit.....	24
2. Media Diversity als emanzipatorisches Projekt?	27
2.1. Diversity Management in den USA.....	28
2.2. Diversity in Deutschland	32
2.3. Diversity und Medien	38
3. Journalistisches Selbstverständnis und Arbeitsroutinen	48
3.1. Rolle und Rollenbild.....	50
3.2. Objektivität als Maxime einer konstruierten Medienrealität.....	61
3.3. Routinen im journalistischen Feld	69
3.3.1. Formen und Rezeptionsrahmen	71
<i>Ressortierung</i>	71
<i>Darstellungsformen und Formate</i>	72
<i>Berichterstattungsmuster oder Typen von Journalismus</i>	73
<i>Medientypen</i>	76
3.3.2. Auswahl und Interpretation.....	78
<i>Gatekeeping- und Redaktionsforschung</i>	78
<i>Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwert</i>	79
<i>Framing</i>	87
3.4. Zwischenfazit.....	90
4. Media Diversity in der journalistischen Ausbildung.....	94
4.1. Zum Status Quo einer Leerstelle.....	96
4.2. Verwandte Themen und Lehrangebote	98
4.2.1. Medienethik	99
4.2.2. Kein Thema – die Zensur in unseren Köpfen	111
4.2.3. Bildkorrekturen.....	114
4.3. Zwischenfazit.....	122

5. Politiken der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten.....	123
5.1. Historische Entwicklung.....	124
5.1.1. "Gastarbeitersendungen" – erste Schritte der 1960er Jahre	126
5.1.2. Multikulturelles Programm – das Projekt der 1990er Jahre.....	134
5.1.3. Ethnomedien – "Parallelgesellschaft" oder Transnationalismus ..	141
5.2. Aktuelle Strategien	145
5.2.1. Migration in Politik und Medien	145
5.2.2. Diversity-Ansätze und Selbstverpflichtungserklärungen.....	152
5.2.3. Institutionalisierung und Umsetzung	166
5.3. Zwischenfazit	183
6. Awareness-Workshops – Bewusstseinsbildung in der Praxis.....	186
6.1. Zur Verortung innerhalb bestehender Initiativen.....	187
6.2. Institutionelle Einbindung und Finanzierung.....	194
6.3. Zielsetzung und Zielgruppe	201
6.4. Workshop-Leitung	205
6.5. Format und Formen der Teamarbeit	207
6.6. Inhaltliche Ausrichtung	213
6.7. Institutionalisierung und Nachhaltigkeit.....	220
6.8. Zwischenfazit	225
7. Media Diversity als Fortschreibung hegemonialer Praxis?.....	228
7.1. Institutioneller Bias im journalistischen Feld	230
7.2. Diversity als Differenzbildung	241
7.3. Zwischenfazit	253
8. Chancen für eine Neubesetzung von Media Diversity.....	255
8.1. Orientierung am Konzept des Friedensjournalismus	255
8.2. Erweiterung durch kulturwissenschaftliche Theorie.....	261
<i>Postkoloniale Kritik</i>	263
<i>Kritische Weißseinsforschung</i>	272
8.3. Ausblick.....	280
9. Literaturverzeichnis.....	283
10. Anhang	302

Danksagung

In den letzten Jahren habe ich im Zuge dieser Dissertation von vielen Menschen Unterstützung erfahren. Sie haben mir in unterschiedlichster Weise geholfen, sie haben an mein Projekt geglaubt, sie haben mich ermutigt, am Ball zu bleiben, mir zugehört und mir immer wieder Feedback gegeben. Für diese Unterstützung möchte ich mich ganz herzlich bedanken – auch bei allen, die in dieser Danksagung nicht namentlich erwähnt sind.

Mein erster Dank gilt Frank Heidemann, der meine Dissertation betreut hat. Seit Beginn meines Studiums hat er meine Schwerpunktsetzung in Dokumentarfilm und Medien unterstützt, er hat mich immer wieder im richtigen Moment darin bestärkt, meinen wissenschaftlichen Weg weiterzugehen – und oft auch den nötigen Rahmen dafür geschaffen. Ich danke ihm dafür, wie sehr er mir und meiner Arbeit seit Jahren vertraut hat.

Thomas Reinhardt als Zweitgutachter hat es verstanden, mich früh in den Prozess des Schreibens zu führen. Ich danke ihm – und allen Teilnehmer*innen seines Küchenkolloquiums – dafür, dass sie immer ein offenes Ohr für mich hatten.

Vor allem möchte ich mich bei den Protagonist*innen meiner Forschung bedanken, die mir Zugang gewährt und Auskunft gegeben haben, nicht zuletzt den Studierenden der Masterklasse Journalismus, die mich über Monate haben mitlernen lassen, sowie der Deutschen Journalisten Schule und dem Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung und ihren Dozent*innen. Dank gebührt auch denjenigen Protagonist*innen meiner Forschung, die kurz vor der Veröffentlichung entscheidende Passagen gegengelesen und letzte aktuelle Informationen beigesteuert haben.

Auch meine Kolleg*innen in der journalistischen Fortbildung, vor allem von der Deutschen Welle Akademie, haben mir wichtige Impulse gegeben. Sie haben sich immer wieder auf meine kulturwissenschaftlich geprägte Haltung eingelassen und mir vieles gespiegelt, das in diese Arbeit eingeflossen ist.

Anna Schrade möchte ich danken für ein richtungweisendes Gespräch ganz zu Beginn meiner Arbeit, Silke Ettlting für einen entscheidenden Tipp im richtigen Moment und Bernhard Krieger und Eva Jansen für punktuell Korrekturlesen und konstruktive Kritik.

Mein besonderer Dank gilt Stephanie Benyr, Andrea Engl, Miriam Hornung, Karin Kolber und Vanessa Marlog – für unzählige inhaltliche und persönliche Gespräche, fürs immer neue Zuhören, Mitdenken und Weiterdenken.

Meine Eltern, Rudolf und Barbara Bayer, haben mich nicht nur finanziell, sondern auch in jeder anderen Hinsicht unterstützt. Ich danke ihnen für alles!

Mein allergrößter Dank aber gilt meiner Schwester Anja Bayer. Sie hat mich bestärkt, als ich selbst nicht daran geglaubt habe, sie hat mich durch alle schwierigen Phasen begleitet und schließlich die Arbeit mit viel Geduld, scharfem Sinn und Sachverstand lektoriert.

Zuletzt möchte ich noch einen Dank an jene aussprechen, die nichts von ihrem Beitrag ahnen, aber für mich sehr wichtig waren: Danke an alle Lindy-Hop-, Blues- und Balboa-Tänzer*innen, die mich durch die letzten zwei Jahre der Dissertation getanzt haben!

Julia Bayer

München, August 2013

1. Einleitung

Unter dem Begriff "Media Diversity" entwickelt sich seit einigen Jahren ein relativ neuer und vielversprechender Ansatz, die etablierten Konventionen medialer Berichterstattung herauszufordern und um andere Perspektiven zu erweitern.

Fürs Erste lässt sich Media Diversity als Konzept skizzieren, das beansprucht, die in einer Gesellschaft bestehende Vielfalt, Verschiedenheit oder Heterogenität in den Medien wertschätzend anzuerkennen, gleichberechtigt einzubinden und für den Abbau von struktureller Benachteiligung und Diskriminierung einzutreten. Vielfalt kann sich dabei auf so unterschiedliche Aspekte beziehen wie Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, körperliche und mentale Verfasstheit, soziale Herkunft oder soziale Klasse, Beruf und Bildung, religiöse, kulturelle und ethnische Zugehörigkeit. Forderungen nach Media Diversity richten sich sowohl auf Medienproduktion und entsprechende Teilhabe als auch auf Medieninhalte.

Damit steht Media Diversity im Kontext umfassenderer Fragen nach Bedeutung und Dynamiken medialer Repräsentationen. Unsere Vorstellung der Welt ist medial vermittelt – durch Darstellungen in Zeitungen, Radio, Fernsehen und Internet, in Texten, Filmen, Gemälden, Zeichnungen, Romanen, Gedichten und Fotografien. Unsere Wahrnehmung, unser Denken, unsere Überzeugungen und Fantasien sind vorgedacht, vorgezeigt, durchdrungen von Bildern, Texten, Tönen, die in unterschiedlicher Form auf Wirklichkeit referieren, selbst eingebettet sind in andere Repräsentationen, auf sie Bezug nehmen, sich von ihnen abgrenzen, durch sie verstehbar werden. Repräsentationen sind jedoch ihrerseits Produkte, die von vorhandenem Wissen und Gewissheiten informiert sind. Es gibt keinen "originären" uninformierten Blick auf die Welt. Die Beziehungen und gegenseitigen Einflüsse zwischen Repräsentationen, Wissen, Gewissheiten und Handeln sind aufs Engste verflochten und greifen in Kreisbewegungen ineinander. Welt

wird verhandelt, in einem ständigen Prozess, in dem alle Beteiligten ihre Vorstellungen – mehr oder weniger wirkmächtig – einbringen und gleichzeitig davon geprägt werden. Den Medien kommt dabei eine besonders einflussreiche Position zu: "Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien" (Luhmann 1996:9)¹. Diese Feststellung von Niklas Luhmann ist so häufig zitiert, dass sie längst banal zu sein scheint. Wichtig ist, was auf diese Kurzformel folgt:

Andererseits wissen wir so viel über die Massenmedien, daß wir diesen Quellen nicht trauen können. Wir wehren uns mit einem Manipulationsverdacht, der aber nicht zu nennenswerten Konsequenzen führt, da das den Massenmedien entnommene Wissen sich wie von selbst zu einem selbstverstärkenden Gefüge zusammenschließt. Man wird alles Wissen mit dem Vorzeichen des Bezweifelbaren versehen – und trotzdem darauf aufbauen müssen. (Luhmann 1996:9-10)

Die Tatsache, dass wir trotz dieses Manipulationsverdachtes unser Wissen zu einem großen Teil aus den Medien beziehen, wird wohl bestehen bleiben. Aber gerade wenn man das akzeptiert und wenn man gleichzeitig davon ausgeht, dass jede Handlung von Wissen und Gewissheiten bestimmt wird, dann sind die Gewissheiten der Medien und ihre Form der Repräsentation ein Anknüpfungspunkt für gesellschaftliche Veränderungen. Denn weit verbreitete Sichtweisen einer Gesell-

¹ Quellenangaben sind in der Regel als Kurzbeleg in Klammern angegeben. Dies gilt auch für Belege, die sich auf online verfügbare Dokumente beispielsweise von Organisationen beziehen, wie Broschüren, Flyer, Dossiers, Handbücher oder ähnliches. Hier sind, wenn keine Autoren angegeben sind, die Institutionen als Herausgeber gelistet. Um im Fließtext eine gute Lesbarkeit zu gewährleisten, erscheinen Belege, die sich auf Interviews, telefonische Kommunikation oder E-Mail-Kommunikation beziehen, in den Fußnoten. Dies gilt auch für Belege und Verweise, die sich auf Homepages von Institutionen oder ähnliche Internetquellen beziehen. Alle in den Fußnoten genannten Internetquellen wurden am 05.09.2012 zuletzt aufgerufen und auf ihre Verfügbarkeit geprüft.

schaft drücken sich nicht nur in der Vorstellungswelt der Menschen aus, sie wirken in den Umgang miteinander hinein und haben für alle Mitglieder der Gesellschaft konkrete, wenn auch sehr unterschiedliche Auswirkungen auf ihre Alltagserfahrungen.

Entsprechend stehen die Medien unter kritischer Beobachtung. Vertreter*innen² unterschiedlicher Wissenschaften, Aktivist*innen, politische Akteur*innen und teils auch Medienschaffende selbst, fordern, der meist unhinterfragten "Mehrheitsperspektive" etwas entgegenzustellen. Genau hier setzt Media Diversity an.

Eine aktuelle Veröffentlichung von Spiegel Online ist ein gutes Beispiel, das man auf Media Diversity hin lesen kann: "Seitdem ich in Deutschland lebe, steigt meine Wertschätzung für Pakistan" – unter dieser Überschrift schreibt die derzeit in Deutschland arbeitende pakistanische Journalistin Hani Yousuf im August 2012 über Emanzipation in Pakistan. Sie beschreibt darin unter anderem die Vorurteile, die ihr als Pakistanerin in Deutschland entgegengebracht werden: dass es doch schwierig sein müsse als Frau in einer muslimischen Gesellschaft, dass sie ja sicherlich vor der Unterdrückung in ihrem Land in den Westen geflohen sei, dass Afghanistan und Pakistan ohnehin ein und dasselbe seien. Solche Zuschreibungen weist Yousuf vehement zurück. Sie ist dagegen hinsichtlich ihrer Arbeit in Deutschland "entsetzt, dass es in der Redaktion nur wenige Frauen gab, und vor allem, wie wenig Frauen als Teil der Führungsebene in der morgendlichen Konferenz mit am Tisch saßen" (Yousuf 2012: unpag.). In Pakistan dagegen seien Frauen in Führungspositionen selbstverständlich, ihr als Frau werde dort mit Respekt begegnet. Nach anderthalb Jahren in Deutschland kommt die Autorin zu dem Schluss, dass Emanzipation in Pakistan weiter ist als in Deutschland. Damit stellt Hani Yousuf nicht nur das in Deutschland fest etablierte (Medien)Bild von Pakistan in

² Das Gender*Sternchen markiert eine gendersensible Schreibweise, Näheres dazu in Kapitel 1.2.

Frage, sondern auch das Selbstbild einer emanzipierten und gleichberechtigten deutschen Gesellschaft.

In der Diskussion zum Artikel wurden innerhalb von nur dreieinhalb Stunden 246 Kommentarbeiträge geposted³. Sie zeigen, wie sehr Hani Yousufs Darstellung die gängigen Vorstellungen herausfordert. Ihr Beitrag wurde bewertet als: "lächerlich", "arrogant", "absurd", "beleidigend", "überheblich", "unfassbar", als "schlechter Witz", "Provokation" und "Unsinn". Spiegel Online wird in den Kommentaren vorgeworfen, dass es sich hier wohl um eine Satire handle, die nicht als solche gekennzeichnet wurde. Einige wenige Diskussionsteilnehmer*innen äußerten sich zustimmend, verwiesen jedoch oft darauf, dass die Autorin schließlich einer Oberschicht mit bestimmten Privilegien angehöre, die den Rest der Bevölkerung umso mehr unterdrücken würde. Der Tenor der meisten Beiträge ist schlicht Empörung. Die Vorstellungen davon, wie Pakistan – und damit implizit auch Deutschland – "wirklich" sei, werden von den meisten Diskutant*innen vehement verteidigt. Dazu greifen sie wiederholt auf die Topoi zurück, die in den Medien häufig thematisiert werden: Selbstverbrennungen, Steinigungen, Säureangriffe und Ehrenmorde.

Dass Hani Yousufs Blick auf die pakistanische Gesellschaft derartige Empörung auslösen kann, zeigt vor allem eines: nämlich, dass Beiträge mit derartigen Perspektiven in deutschen Medien höchst ungewohnt sind.

Spiegel Online hat mit der Veröffentlichung dieses Artikels einen wertvollen Beitrag zu mehr Vielfalt in den Medien geleistet. Das Magazin hat versucht, gängige Sichtweisen um eine alternative Interpretation zu bereichern. Gleichzeitig macht dieses positive Beispiel von Media Diversity deutlich, wie wirkmächtig die bestehenden Medien-

³ <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/emanzipation-und-feminismus-was-der-westen-von-pakistan-lernen-kann-a-847477.html>

bilder sind und dass hinsichtlich der Perspektivenvielfalt immer noch große Defizite bestehen.

Als Ethnologin beschäftige ich mich seit langem mit dem Verhältnis von medialen Repräsentationen und kulturwissenschaftlicher Repräsentationskritik. Seit einigen Jahren bringe ich diese Erkenntnisse als Dozentin und Trainerin in die journalistische Fortbildung ein. Jeweils gemeinsam mit einem Journalisten oder einer Journalistin habe ich seit 2006 für die Deutsche Welle Akademie und verschiedene Goethe Institute 16 Workshops zu ähnlichen Themen entwickelt und durchgeführt⁴. Die Teilnehmer*innen kamen aus den Bereichen Print, Radio, TV und Online, aus Deutschland, europäischen Ländern, arabischen bzw. muslimischen Ländern, aus osteuropäischen und afrikanischen Ländern sowie aus den südkaukasischen Ländern Georgien, Armenien und Aserbeidschan und aus Kirgistan.

Für die Entwicklung dieser Workshops habe ich mich unter anderem auch mit Ansätzen der Interkulturellen Kommunikation, mit Anti-Bias-Fortbildungen und Rassismuskritischer Bildungsarbeit auseinandergesetzt. Was bei diesen Ansätzen jedoch fehlt, ist die Übertragung auf den Kontext der Medien. Media Diversity dagegen hat das Potenzial von eben dieser Schnittstelle zwischen Fortbildungspraxis, Medien und Kulturwissenschaften aus wirksam zu werden.

1.1. Ethnologie und Journalismus

Ausgangspunkt meiner Forschung ist die aus der Ethnologie bzw. den Kulturwissenschaften hervorgegangene kritische Auseinandersetzung mit Repräsentationen. Demnach sind Repräsentationen immer in Machtverhältnisse eingebunden, sie sind Bestandteile von Diskursen, die das jeweils Andere erst konstruieren, Differenz herstellen, Grenzen

⁴ Eine Liste dieser Workshops findet sich im Anhang.

ziehen und damit hegemoniale Perspektiven stützen und reproduzieren. Dieser Prozess ist nicht notwendig intentional und besteht aus vielfältigen Wechselbeziehungen, in die all jene eingebunden sind, die Repräsentationen hervorbringen. Dabei stehen Kulturwissenschaftler*innen und Journalist*innen häufig vor grundsätzlich ähnlichen Herausforderungen. Sie wollen Lebenswelten und -zusammenhänge verstehen, die sich von ihren eigenen unterscheiden und haben den Anspruch, sich informiert und differenziert zu diesen zu äußern. Damit schaffen sie Repräsentationen, die wiederum Teil des Kreislaufs von Weltbildern werden. Seit den späten 1960er Jahren haben sich Ethnolog*innen sehr intensiv und kritisch mit ihrer eigenen Repräsentationspraxis beschäftigt, sich verstärkt mit ihrer Rolle als Forscher*innen auseinandergesetzt und eine kritisch-reflexive Haltung dazu entwickelt, was es bedeutet, andere Menschen zu untersuchen, Wissen über sie anzusammeln und darüber zu schreiben oder andere Formen der Repräsentation hervorzubringen. Seitdem sind die Auseinandersetzung mit Subjektposition, Machtbeziehungen, politischer Verantwortung und Reflexivität sowie Fragen der Ethik und Legitimation zentrale Aspekte kritischer ethnologischer und kulturwissenschaftlicher Theorie und Praxis. In der ethnologischen Forschung drückt sich dies in der Forderung aus, sich die eigenen kulturellen Vorannahmen bewusst zu machen, sie zurückzustellen, ohne sie dabei zu verleugnen, in gegenseitiger Annäherung auf das Gegenüber zuzugehen und zu versuchen, in einem möglichst dialogischen und gleichberechtigten Prozess zu einem Verstehen aus emischer Sichtweise, also der Sichtweise der betreffenden Gruppe, zu gelangen. Das kulturellrelativistische Paradigma, nach dem grundsätzlich alle menschlichen Sichtweisen und Handlungen aus emischer Perspektive sinnstiftend sind und als gleichberechtigt und gleichwertig angesehen werden, verbietet zunächst einen wertenden Blick aus der eigenen Perspektive. Gleichzeitig gilt es anzuerkennen, dass Forschung ebenso wie ethnographische Repräsentation stets in historische und politische Kontexte eingebettet ist und

jeweils von den theoretischen Annahmen und persönlichen Sichtweisen der Forscher*in geprägt ist. Die Subjektivität der Forscher*innen wird in der Ethnologie jedoch nicht als Hindernis im Verstehensprozess aufgefasst, sondern als notwendige und produktive Voraussetzung, die positiv und reflexiv integriert werden muss. Unter diesen Vorzeichen muss man anerkennen, dass ethnologisches Schreiben soziale Wirklichkeiten nicht objektiv abbildet, sondern geschaffene, konstruierte Beschreibungen hervorbringt, die, wenn auch wissenschaftlich valide, keinen Anspruch auf Objektivität oder Wahrheit erheben. (Fabian 1983; Clifford und Marcus 1986) Das Verdienst einer solchen postmodernen Kritik an der Wissensproduktion ist sicher nicht ein anderer "richtigerer" Ansatz, sondern vielmehr eine bestimmte Haltung zu Wissenschaft, Wissensproduktion und Repräsentation: Es geht um das Bewusstsein, dass jede Wissenschaft ebenso wie jede Repräsentation immer nur subjektiv, konstruiert, fragmentarisch und perspektivisch sein kann. Damit löst sich der positivistische Anspruch an Objektivität auf. Stattdessen wird gefordert, die jeweilige Sprecher*innenposition reflexiv einzuholen, Macht- und Entstehungskontexte offenzulegen und mit möglichst vielen verschiedenen deutungsoffenen Repräsentationen den Pool an vorstellbaren Bildern und Wissen zu erweitern – jenseits dessen, was aus "Mehrheitsperspektive" als "normal" erachtet wird.

Eine solche repräsentationskritische Haltung gehört zum Kern und zu den herausragenden Errungenschaften der Kulturwissenschaften und hat meines Erachtens das Potenzial, einen theoretisch fundierten Beitrag zu Media Diversity zu liefern. Auch wenn akademisches Arbeiten und Medienproduktion sich in vielen Hinsichten unterscheiden – die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung um Repräsentation und die damit einhergehenden Herausforderungen sind für Medienma-

cher*innen ebenso relevant wie für Wissenschaftler*innen.⁵ Trotz dieser Gemeinsamkeit gibt es aber wenig Austausch zwischen Ethnolog*innen bzw. Kulturwissenschaftler*innen und Journalist*innen. Da ich einen solchen Austausch für unerlässlich halte, um Media Diversity weiter zu entwickeln, will ich den Status quo des Verhältnisses zwischen Ethnologie und Journalismus an einem plastischen Beispiel aus meiner Forschung näher betrachten:

Am 11. Februar 2009 lud die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde⁶ Ethnolog*innen und Journalist*innen an einen Tisch. Das Thema der Veranstaltung lautete "Krisen und Konflikte – Ethnologen als Experten für Hintergrund-Berichterstattung aus Krisenregionen" (DGV 2009). Gefördert wurde die interdisziplinär angelegte Tagung von der Volkswagenstiftung, die Projekte unterstützt, die eine Öffnung der Wissenschaft in Richtung Öffentlichkeit – und damit in Richtung Medien – befördern.

Etwa 20 Diskutant*innen waren auf dem Podium, zur Hälfte Ethnolog*innen, zur Hälfte Journalist*innen aus Print und Fernsehen. Hinzu kamen etwa ebenso viele Zuhörer*innen. Das Programm war vergleichsweise konkret angelegt. Morgens je ein Panel zu Afghanistan und Pakistan mit dem Untertitel "Ethnologische Perspektiven vs. Journalistische Berichterstattung", am Nachmittag ein Panel zum Thema "Ethnologen in den Medien" und zu möglicher Zusammenarbeit zwischen Ethnolog*innen und Journalist*innen. Das Anliegen der Tagung war eindeutig: Es ging darum, die Zusammenarbeit zu fördern – auf Basis eines gemeinsamen Interesses. Ethnolog*innen und Journalist*innen haben unterschiedliche Arbeitsweisen, doch sie teilen das

⁵ Für einen Vergleich der beiden Arbeitsbereiche siehe u.a. Allen 2005; Bruns 2005; Hasty 2010.

⁶ Die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde trägt nach wie vor die inzwischen weitgehend durch Ethnologie ersetzte ehemalige Bezeichnung der Disziplin, Völkerkunde, im Titel. Sie ist der Zusammenschluss von Ethnolog*innen und an Ethnologie Interessierten und widmet sich der Förderung der Wissenschaft: www.dgv-net.de

Ziel, zu verstehen, was in der Welt geschieht und dies für ihr Publikum nachvollziehbar zu machen. Der Ethnologe Ulf Hannerz betont in seiner Studie zu Auslandskorrespondent*innen folgende Gemeinsamkeiten zwischen Ethnolog*innen und Journalist*innen.

Like anthropologists, news media foreign correspondents report from one part of the world to another. We share the condition of being in a transnational contact zone, engaged there in reporting, representing, translating, interpreting – generally managing meaning across distances, although (in part, at least) with different interests, under different constraints. (Hannerz 2004:3)

Es geht also für beide um Repräsentation, wobei ich Repräsentation grundsätzlich und notwendig als "Fremd"-Repräsentation begreife – unabhängig davon ob jemand über das Ausland oder die eigene Gesellschaft berichtet. Daher würde ich die Gemeinsamkeiten auch nicht nur auf Auslandskorrespondent*innen beziehen, sondern letztlich auf jede Form von Journalismus. Das schwierige Verhältnis zwischen Ethnologie und Journalismus ergibt sich aus den unterschiedlichen Interessen und Bedingungen, die Hannerz erwähnt. Sehr knapp gefasst kann man sagen: Ziel einer kritischen Ethnologie ist es, die Komplexität der Welt in ihren jeweils lokalen Ausprägungen ebenso wie die Gemachtheit und Perspektivität von Repräsentation aufzuzeigen und Bewusstsein dafür zu schaffen. Man könnte hier von "kritischer Repräsentation" sprechen. Medien dagegen müssen und wollen Komplexität reduzieren und haben den Anspruch, über Realität zu informieren. Diese unterschiedlichen Positionen wurden auf der oben genannten Tagung bereits in den Begrüßungsworten deutlich.

Felix Steiner von der Zentralen Programmredaktion der Deutschen Welle übte Kritik am unjournalistischen, zu komplizierten, zu wenig knackigen Titel der Tagung und an der Gestaltung des Programm-Flyers. Er legte Ethnolog*innen ans Herz, sich medienkompatibel zu ma-

chen und wie andere prominente Medienprofis aus der Wissenschaft eine "Marke" zu werden. Shahnaz Nadjmabadi vom Pressereferat der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde dagegen verwies auf die Gemeinsamkeiten zwischen Ethnolog*innen und Journalist*innen und regte auf Basis dieser Verwandtschaft eine intensivere Zusammenarbeit an.

Bereits 1998 war eine ähnlich angelegte Tagung in Heidelberg durchgeführt worden, deren Ergebnisse in dem Tagungsband "Die Media-Morphose der Ethnologie" (Pressereferat der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde 1999) zusammengefasst sind. Während 2009 auf dem Podium von ethnologischer Seite gelobt wurde, dass sich seitdem ein Generationenwechsel vollzogen habe und heute weniger Missverständnisse als 1998 herrschten, bekam ich in informellen Gesprächen in den Kaffeepausen das Gegenteil bestätigt. Einige Teilnehmer*innen, die bereits an der ersten Tagung teilgenommen hatten, konnten kaum einen Unterschied erkennen, sondern sahen vielmehr eine Reproduktion der Diskussionen und Positionen von vor über zehn Jahren. Der Blick auf den damaligen Tagungsband bestätigt dies. Der Tonfall von gegenseitigem Misstrauen, Forderungen an die andere Seite und eine gewisse Arroganz gegenüber der so oft beschworenen jeweils anderen "Schwesterdisziplin", der mich bereits im Tagungsband irritiert hatte (u.a. Blaschke 1999; Fischer 1999), fiel mir während dieser Tagung in ganz ähnlicher Weise auf. Zwar gab es einige selbstkritische Äußerungen auf beiden Seiten, insgesamt überwog aber eine Atmosphäre des Vorwurfs anstelle eines interessierten Aufeinanderzugehens, das eine solche Tagung ja eigentlich ermöglichen will. So forderte eine der Ethnolog*innen mit Nachdruck, dass sie in Bezug auf Pakistan Begriffe und Verkürzungen wie "feudale Patriarchalgesellschaft" in den Medien *"nie wieder hören"* wolle. Was sie aber stattdessen hören wollte, blieb offen. Ein kurzer, kaum beachteter Wortwechsel am Rande einer der Diskussionen illustriert treffend die Problematik, die sich auf der Tagung gezeigt hat: Als einer der Journalist*innen darüber

klagte, dass es kaum möglich sei, in "eins dreißig" komplizierte Sachverhalte darzulegen und gleichzeitig Hintergründe zu erschließen, fragte eine der Ethnolog*innen irritiert und genervt: "Eins dreißig? Kann mir das mal jemand erklären??"

Im Medien-Jargon ist mit '1'30" die Länge eines TV- oder Hörfunk-Beitrags gemeint: Eine Minute, dreißig Sekunden. Und das bringt ein Problem auf den Punkt: der allgegenwärtige Zeitdruck im Journalismus. Dabei geht es nicht nur um kurze Beitragszeiten, sondern ebenso um knappe Recherche- und Produktionszeiten, die den Beiträgen der aktuellen Berichterstattung vorausgehen. In der Beziehung zwischen Ethnolog*innen und Journalist*innen macht dieser Wortwechsel Folgendes deutlich: Ethnolog*innen wissen nicht ausreichend über die Arbeitsbedingungen von Journalist*innen Bescheid und können sich daher kaum passend und anschlussfähig an Journalist*innen wenden. Das mag umgekehrt genauso gelten, im Ergebnis besteht jedoch folgender Unterschied, der bereits aus den Eröffnungsworten der Tagung deutlich wurde: Journalist*innen können sehr gut ohne die Zusammenarbeit mit Ethnolog*innen über die Welt berichten. Umgekehrt ist das nicht der Fall – zumindest nicht, wenn Ethnolog*innen eine gewisse Öffentlichkeit für ihr Fach und ihre Forschungsergebnisse wünschen. Für einige der anwesenden Journalist*innen war die Position von Ethnolog*innen, dass sie ihr Fach weniger als Regionalwissenschaft, sondern vielmehr als eine bestimmte Sichtweise begreifen, die sich auch auf die eigene Gesellschaft bezieht, nicht nur neu, sondern auch enttäuschend: Dann sei die Ethnologie "ja noch weniger sinnvoll für Journalisten", formulierte einer der Medienmacher*innen.

Genau hier, im Selbstverständnis der Ethnologie einerseits und in der Außenwahrnehmung des Faches andererseits, liegt eins der größten Missverständnisse zwischen Ethnologie und Journalismus. Ethnologie ist keine positivistische Wissenschaft und *möchte* daher auch keine allgemeingültigen Aussagen treffen, die journalistisch einfach aufzubereiten wären. Ethnolog*innen begreifen sich nicht länger nur – oder

zumindest nicht in erster Linie – als Expert*innen für Kultur oder für das "kulturell Fremde", sondern ebenso als Expert*innen für einen vorsichtigen, differenzierten und reflexiven Umgang mit der eigenen Forschung und den daraus resultierenden Repräsentationen. Eine solche Vorstellung von Ethnologie bzw. von Kulturwissenschaften ist allerdings in der Öffentlichkeit kaum bekannt und – nicht nur deshalb – auch nicht gefragt. Im Rahmen des journalistischen Feldes⁷ besitzen diese Fähigkeiten wenig Relevanz. Sie sind nicht anerkannt, sondern würden im Gegenteil die bestehenden Gewissheiten dieses Feldes nicht nur herausfordern, sondern geradezu unterlaufen. In den Forderungen und Ansätzen zu Media Diversity bestehen allerdings wichtige Überschneidungen zwischen beiden Feldern. Diese Überschneidungen fruchtbar zu machen, ist Ziel meiner Auseinandersetzung mit Media Diversity.

Im Zentrum meiner Forschung stehen daher folgende Fragestellungen: Auf welche Weise setzen sich Medien mit ihrer eigenen Repräsentationspraxis auseinander und welche Rolle nimmt Media Diversity dabei ein? Wie wird Media Diversity gedacht und praktisch umgesetzt? In welchem Verhältnis steht Media Diversity zu den institutionellen Bedingungen des journalistischen Feldes, insbesondere hinsichtlich Selbstverständnis, Arbeitsroutinen und Aus- und Fortbildung? Welche medienpolitischen Initiativen greifen Media Diversity auf und auf welche Weise tun sie dies? Welches Potenzial halten die Anliegen und Erkenntnisse der Kulturwissenschaften für Media Diversity bereit?

1.2. Forschungsrahmen

Eine wichtige Grundlage dieser Auseinandersetzung mit Media Diversity bildete die Feldforschung in einer journalistischen Ausbildungs-

⁷ Ich beziehe mich hier und in der vorliegenden Arbeit insgesamt auf den Feldbegriff von Pierre Bourdieu, vgl. u.a. Bourdieu 2005.

klasse. Von Oktober 2008 bis Dezember 2009 begleitete ich die Masterklasse Journalismus, eine Kooperation zwischen dem Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung (IfKW) der Ludwig-Maximilians-Universität in München und der Deutschen Journalistenschule (DJS). Meine eigene Tätigkeit als Trainerin in der journalistischen Fortbildung bildete einen weiteren empirischen Schwerpunkt.

Insgesamt gründet meine Forschung zu Media Diversity auf der langjährigen Auseinandersetzung mit Repräsentationstheorie an der Schnittstelle von Kulturwissenschaften und Medien. Da keine Repräsentation unabhängig von ihrer Sprecher*innenposition ist, möchte ich zunächst darlegen, aus welcher Perspektive ich diese Forschung angegangen habe. Aus diesem Grund werde ich im Folgenden auch einige biografisch-berufliche Hintergründe konkret benennen und das persönliche Anliegen dieser Arbeit formulieren.

Als Ethnologin mit Schwerpunkt in Visueller Ethnologie, Repräsentationstheorie, Film und Medien bin ich in doppelter Hinsicht in der Lehre tätig und vermittele zwischen den Feldern der Kulturwissenschaften und des Journalismus. Seit 2002 beschäftigen sich Studierende der Ethnologie in meinen Seminaren mit Filmtheorie und setzen ihre ersten Dokumentarfilmprojekte um. Für Medienschaffende aus verschiedenen Ländern gebe ich seit 2006 in Form von interkulturellen Austauschworkshops Fortbildungen zu Media Diversity. Sie basieren auf den Erkenntnissen kulturwissenschaftlicher Repräsentationstheorie und sind unter anderem auch durch mein Studium der Interkulturellen Kommunikation und die praktische Auseinandersetzung mit Interkulturellen Trainings geprägt.

Ebenfalls an der Schnittstelle von Ethnologie und Journalismus habe ich bereits 2003 gemeinsam mit Ethnolog*innen und Filmemacher*innen eine Konferenz zum Thema "Strategien der Annäherung – Darstellungen des Fremden im Deutschen Fernsehen" konzipiert und

durchgeführt. Ziel der Veranstaltung war es, Ethnolog*innen, Film- und Medienwissenschaftler*innen sowie Medienschaffende an einen Tisch zu bringen. Ähnlich der oben beschriebenen Tagung zeigten sich auch hier trotz verschiedener Annäherungen immer wieder Missverständnisse und Unvereinbarkeiten, die erneut deutlich wurden, als ich gemeinsam mit zwei Ethnologinnen den Sammelband zur Tagung⁸ als Herausgeberin betreute.

Neben Wissenschaft und Lehre haben auch Erfahrungen in der Medienpraxis meine Forschung beeinflusst. Nachdem ich während des Studiums ein eigenes studentisches Filmprojekt⁹ umsetzen konnte, folgte im Anschluss gemeinsam mit einer Kollegin ein größeres Dokumentarfilmprojekt in Burkina Faso, das wir mit Hilfe von Fernsehsendern zu finanzieren versuchten. Das Projekt mit dem Titel "Cinema Mobile" portraitierte einen jungen Mann, der sich für Kulturprojekte in entlegenen Regionen seines Landes einsetzt. Mit einem Wanderkino bringt er die hochpolitische Verfilmung eines lokalen Mythos zu der Bevölkerung auf dem Land, wo es keinen Zugang zu der regen Kinoproduktion der Hauptstadt gibt. Es ging uns darum, für deutsches Fernsehpublikum eine Geschichte aus Afrika zu erzählen, die nicht die gängigen Klischees der großen Ks – Kriege, Krisen, Katastrophen, Korruption, Kindersoldaten – bedient. Uns war es wichtig, den Protagonisten Alfred Ouoba als politischen Akteur westafrikanischer Kinokultur vorzustellen. Mit unserem Exposé versuchten wir den Spagat zwischen unseren eigenen Ansprüchen und den Erwartungen deutscher Redakteur*innen und Förderinstitutionen zu meistern. Das Vorhaben scheiterte schließlich nach fast drei Jahren intensiver Bemühungen einschließlich eines dreiwöchigen Vordrehens in Burkina Faso. Dies lag

⁸ Bayer, Julia; Engl, Andrea und Liebheit, Melanie (Hg.) 2004: Strategien der Annäherung – Darstellungen des Fremden im deutschen Fernsehen. Bad Honeff.

⁹ Basierend auf einer kurzen Forschungsübung bei einer Zirkus-Familie entstand im Jahr 2000 der Film "...Rumziehn halt." (Bayer, Julia; Engl, Andrea und Hoffmann, Hans (Regie), 28 min.).

nicht zuletzt auch an der Unvereinbarkeit zwischen unseren Ansprüchen und den Erfordernissen des Fernsehens¹⁰. Von den dutzenden Gesprächen, die wir mit Produktionsfirmen, Redaktionen und Förderinstitutionen geführt haben, ist mir ein Moment besonders in Erinnerung geblieben. Ein Redakteur des Bayerischen Rundfunks fragte:

"Ja, sogn'S, is' denn do a Bayer dabei?"

"Nein, da ist kein Bayer dabei, weil: es geht ja um afrikanisches Kino..."

"Ah so. Ja, wissen'S, dann is' schwierig, weil Afrika, des interessiert ja *nie-man-den!* Also wenn wenigstens a Bayer dabei wär... Aber so..."

Im Rückblick offenbaren sich hier stark verdichtet die Vorstellungen und Arbeitsroutinen, die das journalistische Feld durchdringen¹¹: Ein bayerischer Redakteur einer bayerischen Sendeanstalt entscheidet über das Programm für ein bayrisch imaginiertes Publikum, entlang von Nachrichtenwerten wie Nähe, Relevanz und dem Bezug zu Elite-Nationen oder Elite-Personen. Ein Thema, das diese Nachrichtenwerte nicht erfüllt, oder wenigstens durch andere kompensiert, muss aus dieser Warte notwendig durch das Raster der medialen Aufmerksamkeit fallen.

Dieses Raster entscheidet jedoch darüber, welche Informationen wir erhalten, welches Bild von der Welt wir uns überhaupt machen *können*. Es entscheidet letztlich auch darüber, was uns interessiert bzw. was uns zu interessieren hat. Als Medienrezipientin empfinde ich angesichts dieser Umstände immer wieder ein ausgeprägtes Unbehagen. Denn mein Blick auf die Welt, meine Vorstellungen von ihr und von meiner

¹⁰ Der endgültige Abbruch des Projekts war letztlich unter anderem der Tatsache geschuldet, dass sich der Protagonist des Films inzwischen in eine ganz andere Richtung entwickelt hatte und das Thema dadurch nicht mehr greifbar war. Dass sich das Projekt insgesamt so lange hingezogen hat, lag aber vor allem daran, dass ein solches Thema in der deutschen Fernsehlandschaft nicht gefragt ist.

¹¹ Nähere Ausführungen dazu in Kapitel 3.

eigenen Position darin, sind selbstverständlich auch beeinflusst, gelenkt und vorstrukturiert durch Repräsentationen von Welt, ebenso wie durch die sozialen Wirklichkeiten, die wiederum Produkte und gleichzeitig Schöpfer dieser Repräsentationen sind. Diese Tatsache betrifft jede* von uns und sie ist nicht umkehrbar, denn es gibt kein Außerhalb von Repräsentationsmacht. Doch auch wenn ein solches Außerhalb eine nie zu erreichende Utopie ist, gilt es, sie im Blick zu behalten – als wertvolle Denkfigur, die diese Zusammenhänge überhaupt ins Bewusstsein rückt. Das Raster medialer Aufmerksamkeit ist unaufhebbar, denn Selektion und Interpretation gehören zu den Kernaufgaben des Journalismus. Doch auch wenn es unaufhebbar ist, so ist es doch veränderbar und benennbar. Unbehagen erfasst mich vor allem dann, wenn sich dieses Raster hinter vermeintlicher Objektivität und Unparteilichkeit verbirgt und damit eine Unausweichlichkeit und Universalität dieses Rasters suggeriert wird.

Aus Perspektive von Media Diversity geht es genau darum, diese Dynamiken zu benennen und sie sichtbar zu machen. Vor allem aber fordert Media Diversity ein, das Raster der medialen Aufmerksamkeit anders zu denken und so das Spektrum medialer Berichterstattung aktiv um andere Perspektiven zu erweitern.

Mit Media Diversity als Gegenstand meiner Forschung gilt meine Aufmerksamkeit dem Feld der Medien. Der Begriff "Medien", den ich bisher unkommentiert benutzt habe, bedarf allerdings einer näheren Bestimmung. Wenn ich von Medien spreche, habe ich die klassischen Massenmedien im Blick, also Print, Fernsehen und Radio sowie journalistische Inhalte, die über das Internet verbreitet werden. Eine Eingrenzung auf diese Medien, im Vergleich zu beispielsweise Mobiltelefonie, sozialen Netzwerken wie facebook, Message-Diensten wie twitter oder Plattformen wie youtube nehme ich deshalb vor, weil die klassischen Massenmedien noch immer Leitfunktion haben und – trotz aller Kritik – von vielen als die vertrauenswürdigsten Quellen für In-

formationen über das Weltgeschehen wahrgenommen werden. In diesem Sinne richtet sich meine Forschung auf journalistische Inhalte. Denn im Vergleich zu Unterhaltungsangeboten präsentieren sich journalistische Inhalte als Fakten- und Informationslieferanten und werden auch als solche rezipiert. Hier wird ein Zugriff auf Wirklichkeit suggeriert, wird vermeintlich gezeigt, wie die Welt *ist*. Daraus wiederum lässt sich nur allzu leicht ableiten – vor allem im Unausgesprochenen zwischen den Zeilen –, wie die Welt sein *soll*. Wenn beispielsweise Marginalisierte im allgemeinen Mediendiskurs abwesend sind, legt das eine homogene "Mehrheitsgesellschaft" nahe.

Aufgabe des Journalismus ist es zwar, über alle Bereiche der Gesellschaft zu informieren. Aufgrund institutioneller Faktoren des Journalismus und etablierter Arbeitsroutinen ist die journalistische Sichtweise als solche jedoch eine hegemoniale. Dies gilt immer dann, wenn "Mehrheits"- und Machtperspektiven unhinterfragt – oder vielleicht auch ganz bewusst – produziert und reproduziert werden und dabei nicht als *eine* Perspektive unter vielen ausgegeben werden, sondern als *die* Perspektive, als "normal", als Referenzpunkt für alles, was davon abweicht. Dies geschieht nicht nur als Folge von unreflektierten Darstellungen. Auch kritische Berichterstattung (re)produziert – häufig trotz bester Absicht – Weltbilder, die auf bestimmten Kategorien aufbauen, Grenzen ziehen, normalisierend wirken, Machtpositionen stützen und Media Diversity einschränken.

An dieser Stelle möchte ich betonen, dass Medieninhaltsanalysen nicht Gegenstand dieser Arbeit sind. Sie sind an anderer Stelle diskutiert¹² und zeigen, dass Medienberichterstattung in Deutschland zur kulturellen Differenzbildung beiträgt und hegemoniale Perspektiven reproduziert. Mein Fokus auf die journalistischen Inhalte innerhalb der klassi-

¹² Vgl. u.a. Bröer 1995; Koch 1996; Jung, Niehr und Böke 2000; ter Wal 2002; Köhler und Trebbe 2002; Müller 2005; Butterwegge und Hentges 2006; van Dijk 2006; Yildiz 2006; Bonfadelli 2007; Jäger und Halm 2007; Sultan 2011.

schen Massenmedien dient vielmehr dazu, die Entstehungsbedingungen dieser Inhalte zu untersuchen.¹³

Mein Augenmerk gilt den Forderungen und Politiken von Media Diversity, mit denen versucht wird, bestehenden Konventionen entgegenzutreten, sowie dem Verhältnis von Media Diversity und der journalistischen Produktion. Da Media Diversity ein relativ neues Konzept ist, gibt es wenig Punkte, an denen sich mein Forschungsgegenstand gebündelt, in sich konsistent oder bereits nachhaltig etabliert zeigte. Dadurch ergaben sich neben dem Fokus auf die klassischen Massenmedien und Journalismus zwei weitere Zuspitzungen, und zwar auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und auf das Themenfeld Migration und Integration. Denn die Sendeanstalten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gehören zu den wenigen Institutionen, die sich aktiv und öffentlich mit ihrer Repräsentationspraxis auseinandersetzen – wenn auch fast nur in Bezug auf Migration und Integration. Im Gegensatz zum Zeitungsmarkt, der sich kaum auf Diversity bezieht und zu den privaten Medienunternehmen, die ihre bisherige Arbeit als völlig ausreichend ansehen, sind die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten außerdem durch ihren Bildungsauftrag und ihre Finanzierung aus Rundfunkgebühren bestimmten Idealen verpflichtet und eng an nationale Politiken angebunden. So ist beispielsweise im Nationalen Integrationsplan der Bundesregierung aus dem Jahr 2007 ein Kapitel der Arbeit und Verantwortung der Medien gewidmet (NIP 2007¹⁴). Dadurch ergibt sich ein gewisser Schwerpunkt auf Migration und Inte-

¹³ Diesen Fokus nehme ich vor, in dem Bewusstsein um die Heterogenität des Gegenstandes: Unterschiedliche massenmedialen Angebote sind sowohl inhaltlich als auch in Bezug auf Stil und Form kaum zu vergleichen, und auch Medienmacher*innen sind in ihren persönlichen Erfahrungen, Einstellungen und Überzeugungen keine homogene Gruppe (vgl. auch Butterwegge 2006:187).

¹⁴ Der Nationale Integrationsplan ist herausgegeben vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Um bessere Lesbarkeit zu gewährleisten, wird diese Quelle im Kurzbeleg und folgerichtig auch im Literaturverzeichnis unter der Abkürzung NIP geführt.

gration in meiner Arbeit, den ich allerdings beispielhaft verstanden wissen möchte. Mein Interesse greift weit darüber hinaus und zielt allgemein auf Repräsentationsfragen ab.

Mein Forschungsfeld konstituierte sich entsprechend überall dort, wo bestehende Gewissheiten der Medien reflektiert oder herausgefordert werden, und dort, wo die Repräsentationspraxis der Medien öffentlich diskutiert wird. Es setzt sich also aus verschiedenen Zugängen zusammen. Dazu gehören meine Feldforschung in der journalistischen Ausbildung; offizielle Leitlinien und Selbstverpflichtungserklärungen von Politik und Rundfunkanstalten zum Thema Media Diversity bzw. Migration und Integration (u.a. NIP 2007; VPRT 2007; ZDF 2007; ZDF 2008; Zambonini 2009); qualitative Interviews mit Expert*innen und Verantwortlichen für diese Bereiche, unter anderem mit Integrations- und Gleichstellungsbeauftragten von öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten und Verantwortlichen für die journalistische Aus- und Fortbildung. Eine weitere empirische Basis bilden meine eigenen Workshops und Fortbildungsangebote für Medienschaffende und die Erfahrungen der Zusammenarbeit mit Kolleg*innen aus dem Journalismus im Dozent*innenteam.

Im Übergang von der Forschung zum vorliegenden Text liegt der Prozess meiner eigenen Repräsentation. Eine Auseinandersetzung mit Diversity muss sich an den eigenen Ansprüchen messen lassen – umso mehr, wenn es um Diversity in Bezug auf Repräsentationen geht. So steht dieser Text selbst vor der Herausforderung, den Maximen von Diversity gerecht zu werden und Perspektive, Tonfall und Begrifflichkeiten auf mögliche normalisierende, essentialisierende und differenz-festschreibende Wirkungen hin zu befragen. Die Schwierigkeit besteht darin, dass jede Äußerung zum Thema Diversity dazu beiträgt, diejenigen Verhältnisse zu reproduzieren, gegen die sie sich eigentlich wendet. Denn um die Dinge anzusprechen, muss ich mit Begriffen

operieren, die kategorisieren, Differenz herstellen und Hierarchien reproduzieren. Im Bewusstsein, dass es kaum möglich ist, dieses Dilemma aufzulösen, habe ich für diesen Text dennoch einige grundsätzliche Markierungen vorgenommen, die auf die Verstrickung von Repräsentationsmacht verweisen. Ein wichtiger Punkt ist die Entscheidung für eine gendersensible Schreibweise bzw. vielmehr eine Schreibweise, die versucht, möglichst viele Identitäten einzubeziehen: Analog zu BinnenI oder Gender_Gap benutze ich die Schreibweise mit Gender*Sternchen, um das im Deutschen gängige generische Maskulinum zu unterlaufen¹⁵. Im Vergleich zu anderen Schreibweisen, wie beispielsweise dem Gender_Gap, der auf eine Lücke verweist, sehe ich das Gender*Sternchen als die bisher breiteste Öffnung, die alle möglichen Gender-Identitäten einzubeziehen versucht, auch solche, die sich nicht entlang der Geschlechteropposition Mann/Frau definieren können oder wollen.

Neben der Gender-Öffnung habe ich dort Markierungen vorgenommen, wo Begriffe für den Kontext der Arbeit besonders problematische Konnotationen mittragen. So sind Begriffe wie "Gastarbeiter" oder "Ausländer" durch Anführungszeichen markiert, um ihre historische Aufladung mit der dazugehörigen abwertenden Färbung zu kennzeichnen. Daran schließt ein weiteres höchst aufgeladenes Begriffsfeld an, das in der Beschäftigung mit Media Diversity unumgänglich ist: das der Migration. Der Begriff "Migrant" hat die früheren negativ besetzten Begriffe abgelöst – deren Bedeutungsfeld ist damit jedoch nicht

¹⁵ Ich setze diese Schreibweise immer dort ein, wo ich selbst spreche, außer in Kontexten, in denen Institutionen als Akteure gemeint sind, wie beispielsweise "Unternehmen als Unterzeichner der Charta der Vielfalt", und in Kontexten, in denen von anderer Seite gesprochen wird, die dies nicht berücksichtigt, beispielsweise in einer Studie zum Rollenselbstverständnis der Journalistenschüler. In Fällen, in denen auch im Artikel eine Öffnung nötig wäre, verwende ich zugunsten der Lesbarkeit die weibliche Form des Artikels, wie beispielsweise in folgendem Satz: "Es geht nicht um die Verantwortung der Medien oder der einzelnen Journalist*in, sondern ...". Eine konsequente Durchführung der Markierung mit Gender*Sternchen würde in solchen Fällen einen zu stark fragmentierten schwer lesbaren Text hervorbringen.

aufgehoben. Zudem ist der Begriff ausgesprochen unscharf. Wenn von "Migranten" gesprochen wird, sind damit selten all diejenigen gemeint, die nach Deutschland eingewandert sind – unabhängig von ihrem Herkunftsland, ethnischer und religiöser Zugehörigkeit, Bildung und sozialer Klasse. Stattdessen richtet sich die Kategorie "Migrant" häufig auf all diejenigen, die nicht als der deutschen Gesellschaft zugehörig wahrgenommen werden und nicht erwünscht sind: illegalisierte, kriminalisierte, als kaum integrierbar wahrgenommene "Ausländer". Oft werden unter "Migranten" auch diejenigen Deutschen subsumiert, deren Eltern oder Großeltern nach Deutschland eingewandert sind. Hier hat sich auch der Begriff "mit Migrationshintergrund" etabliert, der diese Menschen nach wie vor in einer vermeintlichen Andersheit festschreibt. Die Unschärfe und der ausgrenzende Charakter dieser Begriffe lassen sich für die vorliegende Arbeit nicht völlig auflösen, unter anderem weil in vielen Kontexten eben aufgrund der inhärenten Unschärfe nicht genau auszumachen ist, wie sie jeweils eingesetzt wurden. Ich verzichte daher – außer bei "Migrationshintergrund" – auf eine textliche Markierung.

Darüber hinaus sind bestimmte Begrifflichkeiten gekennzeichnet, um ihren Konstruktcharakter und die darin enthaltene Machtposition deutlich zu machen. Entsprechend sind Begriffe die mit "Minderheit" und "Mehrheit" operieren, wie beispielsweise "Mehrheitsbevölkerung" in Anführungszeichen gesetzt. Analog dazu sind Begriffe wie "Schwarz", "Weiß" und "Andere" auch im adjektivischen Gebrauch groß geschrieben, um den Charakter der Zuschreibung und Ideologisierung jenseits von Hautfarbe kenntlich zu machen.

Selbstverständlich unterliegen auch solche sprachlich-textlichen Markierungen bestimmten Konjunkturen. Darüber hinaus wirken sie als solche ausgrenzend, weil sie durch den akademischen Stil für viele Menschen nicht zugänglich sind. Dieses Problem bezieht sich freilich auf jede akademische Arbeit. Textliche Markierungen bieten weder eine grundsätzliche Lösung, noch können sie den realen Erfahrungen

von Ausgrenzung und Diskriminierung Rechnung tragen. Schlimmstenfalls blenden sie diese sogar durch die vermeintliche textliche Richtigstellung aus. Bestenfalls gelingt es damit jedoch, beständig daran zu erinnern, *dass* Begrifflichkeiten Bedeutungen tragen, die ihnen eingeschrieben sind, und die in reale Erfahrungen zurückwirken. Daher ist es für mich keine Alternative, zugunsten besserer Lesbarkeit darauf zu verzichten.

Insgesamt ist diese Arbeit von zwei unterschiedlichen Schreibstilen geprägt. Neben dem vorherrschenden sachlich-nüchternen Stil setze ich in denjenigen Passagen, die konkret aus der Feldforschung berichten, eine eher deskriptiv-journalistische Schreibweise ein.

1.3. Aufbau der Arbeit

Um Media Diversity zu verorten, werde ich im folgenden Kapitel (2) zunächst das US-amerikanische Konzept von Diversity an sich vorstellen und dessen Übertragung in den deutschen Kontext nachzeichnen. Im Anschluss daran gebe ich einen ersten Überblick über Media Diversity in Deutschland.

Um das Potenzial von Media Diversity für die deutschen Medien auszuloten, befrage ich im Anschluss das Feld des Journalismus hinsichtlich seiner Positionen, Politiken und Aktivitäten in Bezug auf Media Diversity. Dazu habe ich vier verschiedene Zugänge gewählt, anhand derer ich unterschiedliche Aspekte dieses Feldes beleuchte.

Einen ersten Zugang bieten Selbstverständnis, Rollenbild und Arbeitsroutinen des journalistischen Feldes (3). Dabei untersuche ich, inwiefern Media Diversity oder entsprechend verwandte Fragestellungen im journalistischen Selbstverständnis vorkommen und wie sie dort verhandelt werden. Dafür betrachte ich die journalistischen Routinen, die

innerhalb dieses Selbstverständnisses professionelles Arbeiten gewährleisten. So rücken die Bedingungen in den Blick, die den notwendigen Rahmen bilden, in dem Media-Diversity-Ansätze gedacht werden müssen.

In einem zweiten Zugang untersuche ich die journalistische Ausbildung, die ich anhand der konkreten Erfahrungen während meiner Feldforschung in der Ausbildungsklasse des Masterstudiengangs Journalismus beleuchte (4). Es geht hier um die Frage, auf welche Weise junge Journalist*innen in ihren Beruf sozialisiert werden, welche Rolle Media Diversity im Lehrplan einnimmt und welche verwandten Angebote bestehen.

Einen dritten Zugang eröffnen die Politiken der öffentlich-rechtlichen Rundfunksender in Bezug auf Migration und Integration (5). Die Zuspitzung auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk ergibt sich, wie bereits angesprochen, weil dies einer der wenigen Bereiche ist, in denen Medienunternehmen ihre eigene Repräsentationspraxis kritisch betrachten und öffentlich verhandeln. Die thematische Fokussierung ergibt sich aus der Tatsache, dass Diversity-Politiken der Medien in Deutschland bis heute im Integrationsdiskurs verhaftet sind. Forderungen nach Veränderungen beziehen sich dabei vor allem auf die drei Bereiche Programminhalte, Personalstruktur und Bewusstseinsbildung. Den Teilaspekt der Bewusstseinsbildung werde ich in einem vierten Zugang vertiefend untersuchen (6). Anhand meiner eigenen Tätigkeit als Leiterin solcher bewusstseinsbildenden Workshops und Seminare werde ich diese bezüglich ihres Potenzials für die Umsetzung und Verstetigung von Media-Diversity-Konzepten befragen.

Die Ergebnisse dieser Verortung von Media Diversity im journalistischen Feld werden schließlich einer kritischen Prüfung unterzogen (7). Während Diversity als politisches Projekt begriffen werden kann,

das für den Abbau von Diskriminierung und Benachteiligung eintritt, kommt in der Übertragung auf die Medien der Aspekt der Repräsentation hinzu – und zwar sowohl im Sinne von Vertretung, wie es auch in Diversity angelegt ist, als auch im Sinne von Darstellung. Es stellt sich also die Frage, inwiefern sich Ansätze von Diversity in der medialen Repräsentation niederschlagen können, welche Bedingungen dafür nötig sind, bzw. dem entgegenstehen. Aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven werde ich aufzeigen, in welches theoretische Spannungsfeld Media Diversity eingebettet ist und diskutieren, inwiefern Media Diversity als hegemoniale Praxis gesehen werden muss. Dazu werde ich die institutionellen Bedingungen des journalistischen Feldes und die in Diversity angelegte Differenzbildung kritisch beleuchten.

Abschließend diskutiere ich mit Bezug auf das Konzept des Friedensjournalismus und mit einer theoretischen Fundierung durch Postkoloniale Kritik und Kritische Weißseinsforschung, welche Möglichkeiten einer Neubesetzung von Media Diversity denkbar sind (8).

2. Media Diversity als emanzipatorisches Projekt?

Media Diversity ist in Deutschland ein noch neues, kaum etabliertes Projekt. Einleitend hatte ich Media Diversity knapp als Konzept vorgestellt, das beansprucht, die in einer Gesellschaft bestehende Vielfalt, Verschiedenheit oder Heterogenität in den Medien wertschätzend anzuerkennen, gleichberechtigt einzubinden und für den Abbau von struktureller Benachteiligung und Diskriminierung einzutreten. Vielfalt kann sich dabei auf so unterschiedliche Aspekte oder Diversity-Dimensionen beziehen wie Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, körperliche und mentale Verfasstheit, soziale Herkunft oder soziale Klasse, Beruf oder Bildung, religiöse, kulturelle oder ethnische Zugehörigkeit. Forderungen nach Media Diversity richten sich sowohl auf Medienproduktion und entsprechende Teilhabe als auch auf Medieninhalte.

Die Ansprüche, die in dieser vorläufigen Kurzdefinition enthalten sind, gewinnen zunehmend an Bedeutung – auch wenn es häufig nur um Teilaspekte davon geht und diese oft nicht unter dem Begriff Media Diversity gefasst sind. So ist die an sich sehr breite Vorstellung von Diversity in Deutschland entsprechend dem gesellschaftspolitischen Diskurs oft auf kulturelle Vielfalt eingeschränkt und in den Diskurs um Migration und Integration eingebettet.

In einer Ausrichtung, die den Anspruch vertritt, Verschiedenheit wertzuschätzen und strukturelle Diskriminierung abzubauen, kann Media Diversity jedoch die Chance bieten, als emanzipatorisches Projekt den Integrationsdiskurs der deutschen Medien herauszufordern und Rechte und Teilhabe für marginalisierte Positionen einzufordern. Mit "emanzipatorisch" meine ich an dieser Stelle die Herausforderung bestehender Diskurse und Praktiken und das aktive Eintreten für politische Rechte und Selbstbestimmung – einfacher gesagt, die Absicht,

"Verhältnisse [zu schaffen], in denen Menschen würdevoller leben und arbeiten können" (Mecheril 2007: unpag.).

Um dieses Potenzial von Media Diversity auszuloten, gilt es zunächst, das Konzept von Diversity zu beleuchten, aus dem die Idee von Media Diversity entspringt.

2.1. Diversity Management in den USA

Das Schlagwort "Diversity" kommt in den USA seit etwa Mitte der 1980er Jahre vor, vor allem im Sinne von Diversity Management (DiM), also als Maßnahme der Personalentwicklung in Wirtschaftsunternehmen. Ziel von DiM-Maßnahmen ist es, Chancengleichheit herzustellen und alle Mitarbeiter*innen in ihrer Unterschiedlichkeit anzuerkennen und zu fördern. Dabei werden jeweils eine Reihe von Merkmalen genannt, auf die sich diese Unterschiedlichkeit bezieht, darunter unter anderem Hautfarbe, ethnische Zugehörigkeit, Religion, Geschlecht, Alter oder Behinderung. Die gesellschaftspolitische Dimension von Diversity Management wird deutlich, wenn man sich die Hintergründe vergegenwärtigt, vor denen es sich entwickelt hat. Die Ursprünge heutiger Diversity Maßnahmen liegen in der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung (Vedder 2006; Jensen-Dämmrich 2011), die seit den 1950er Jahren gegen die Politik der Rassentrennung und Diskriminierung ankämpfte und gleiche Rechte für alle Mitglieder der Gesellschaft forderte. Dieser soziale Kampf wurde zwar ursprünglich unter der Führung von Martin Luther King vor allem von Schwarzen Amerikaner*innen vorangetrieben, seine gesamtgesellschaftliche Wirkkraft erhielt er jedoch auch durch die Beteiligung weiterer "Minderheiten" und marginalisierter Gruppen, die beispielsweise für die Rechte von Amercian Indians, die Rechte von Frauen, Homosexuellen oder alten Menschen eintraten und damit die Breite und die unterschiedlichen Formen und Gründe für Diskriminierung, Benachtei-

ligung und Ausgrenzung in den Blick rückten¹⁶. Die Erfolge dieses Kampfes schlugen sich 1964 im Meilenstein des Civil Rights Act nieder und später in weiteren Gesetzen, die Chancengleichheit, vor allem auf dem Arbeitsmarkt, durchsetzen sollten. Im Civil Rights Act ist in Title VII in Bezug auf Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt (Equal Employment Opportunities) Folgendes festgelegt:

It shall be an unlawful employment practice for an employer –
(1) to fail or refuse to hire or to discharge any individual, or otherwise to discriminate against any individual with respect to his compensation, terms, conditions, or privileges of employment, because of such individual's race, color, religion, sex, or national origin. (Civil Rights Act 1964¹⁷)

Über das Diskriminierungsverbot hinaus wurde im Civil Rights Act außerdem der Grundsatz für affirmative action, also für "aktive Gleichberechtigungspolitik" festgelegt (Jensen-Dämmrich 2011:67). Damit wurden auch strukturelle Diskriminierung und Benachteiligung erfasst und Unternehmen ebenso wie öffentliche Einrichtungen in die Pflicht genommen, diese aktiv abzubauen.

Um Verstöße gegen diese Rechte zu verfolgen, wurde 1965 die Equal Employment Opportunity Commission (EEOC)¹⁸ gegründet, die bis heute besteht. Obwohl diese zunächst nur auf Klagen von Individuen reagieren konnte und damit wenig Durchsetzungsmacht besaß, hat die EEOC doch maßgeblichen Einfluss auf die heutige Entwicklung von Diversity Management. Seit 1965 wurde der Kompetenzbereich der EEOC stetig ausgeweitet, in den 1970er Jahren erhielt sie im Rahmen der Neuauflage des Equal Employment Opportunities Act of 1972 zu-

¹⁶ Entsprechende Interessenvertretungen wurden in den 1960er Jahren gegründet: American Indian Movement (AIM, 1968), National Organization for Women (NOW, 1966), Grey Panthers (1970), vgl. Vedder 2006.

¹⁷ http://www.eeoc.gov/eeoc/history/35th/thelaw/civil_rights_act.html

¹⁸ www.eeoc.gov

sätzlich zur bloßen Reaktion auf Individualklagen auch das Klagerecht. Nun konnte die EEOC selbst Prozesse führen und damit auch auf institutioneller und struktureller Ebene Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt einfordern. Daraus resultierten Rechtsstreits mit großen Unternehmen, darunter die Ford Motor Company, General Motors aber auch die Nachrichtenagentur Associated Press (AP). Neue Gesetze schafften zudem eine breitere Grundlage im Verständnis von Diskriminierung, die über "race, color, religion, sex, or national origin" hinaus ging, darunter zum Beispiel der Americans With Disabilities Act of 1990 oder der Older Workers Benefit Protection Act of 1990, die auch Diskriminierung aufgrund von körperlicher oder mentaler Verfasstheit und Alter einbezogen.¹⁹ Der Kampf gegen Diskriminierung und die Anerkennung von unterschiedlichen Hintergründen, Fähigkeiten und Identitäten entwickelte sich jedoch nicht nur in der Arbeitswelt. Die Einführung von Studiengängen, wie "z.B. Black Studies, Asian American Studies, Native American Studies und women's studies" (Jensen-Dämmrich 2011:73) sind ein deutliches Beispiel dafür, wie sehr sich diese Forderungen auf den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Ebenen durchsetzten und verdeutlicht den emanzipatorischen Charakter von Diversity.

Unter dem Begriff "Diversity Management" schlugen sich diese Überzeugungen schließlich auch in der Wirtschaft nieder. Mitte der 1980er Jahre, als in den USA erste Diversity-Management-Maßnahmen aufkamen, waren die Gleichberechtigung minorisierter Gruppen und die Anerkennung von Vielfalt in der US-amerikanischen Gesellschaft als Themen fest verankert. Die Unternehmen standen also unter gesellschaftlichem, politischem und juristischem Druck, ihrerseits aktiv für Chancengleichheit und gegen Diskriminierung einzutreten. Die Etablierung von Diversity Management als Instrument der Unternehmens-

¹⁹ vgl. <http://www.eeoc.gov/eeoc/history/35th/index.html>

führung war die Antwort darauf. Zum einen wurde Diversity Management als Möglichkeit gesehen, anhand von konkreten Programmen und überprüfbar Vereinbarungen, diese Ziele auch wirklich durchzusetzen, damit drohenden Klagen zuvorzukommen und außerdem das Image des Unternehmens positiv zu pflegen. Zum anderen zeichnete sich ab, dass längerfristig der demographische Wandel ohnehin zu einer veränderten Zusammensetzung der Arbeitskräfte führen würde, so dass Diversity Management nicht länger nur Vorbeugung gegenüber Klagen oder Imagegewinn bedeutete, sondern auch konkrete ökonomische Überlegungen einfließen. Es ging kurz gesagt um die Frage, wie man einerseits einem befürchteten Mangel an Arbeitskräften begegnen und andererseits die faktisch existente Vielfalt in der Gesellschaft im Unternehmen produktiv nutzen kann. (vgl. Vedder 2006)

Insgesamt kann man also grundsätzlich zwei verschiedene Perspektiven auf Diversity Management unterscheiden. Vertreter der "Business-Perspektive" hoffen auf "strategische Wettbewerbsvorteile, positive Produktivitätseffekte, Effizienzsteigerungen", Vertreter der "Equity-Perspektive" dagegen "stehen auf den Schultern der Human-Rights-Bewegung und betonen Werte wie Fairness, Toleranz, Respekt" (Vedder 2006:6). In den USA ist Diversity heute sowohl als Business-Perspektive, vor allem in den Unternehmen, als auch als Equity-Perspektive, vor allem im öffentlichen Sektor, verankert. Dies bedeutet freilich nicht, dass alle Ziele erreicht wären und nach wie vor gibt es Unternehmen, die Diversity Management ablehnen (Jensen-Dämmrich 2011:118ff). Doch auch wenn die Business-Perspektive in Bezug auf den Arbeitsmarkt vorherrscht, Diversity vor allem als gewinnbringende Ressource gesehen und von den Unternehmen, kritisch gesagt, zur effizienteren Ausnutzung von Arbeitskraft und gleichzeitig zur gezielten Kundenbindung angeeignet wird, auch wenn die amerikanische Gesellschaft noch weit von tatsächlicher Gleichberechtigung auf allen Ebenen entfernt ist, ist doch im US-amerikanischen Kontext durch den

historischen Hintergrund und die gesetzliche Einbindung stets ein emanzipatorisches Moment im Diskurs um Diversity enthalten.

So wie die historischen Vorläufer den Diversity-Diskurs in den USA maßgeblich geprägt haben, so ist auch Diversity in Deutschland in ihrer spezifischen Entwicklung und historischen Einbettung zu sehen.

2.2. Diversity in Deutschland

Anders als die USA hat sich Deutschland bis 1998 nicht als Einwanderungsland begriffen und ist stattdessen von einem grundsätzlich ethnisch einheitlichen Deutschsein ausgegangen. Einwander*innen wurden entsprechend zunächst als "Gastarbeiter", später als "Ausländer" oder unerwünschte "Asylbewerber" wahrgenommen. Eine Auseinandersetzung mit diesen Bevölkerungsgruppen findet, nachdem die ursprüngliche Vorstellung von kurzfristiger "Gastarbeit" aufgegeben wurde, bis heute unter dem Postulat der Integration statt. Ein umfassender politischer Kampf auf Ebene der Bürgerrechte, wie er für die USA prägend war, blieb in Deutschland weitgehend aus. So entwickelte sich Diversity hierzulande nicht als ein Projekt aus deutschem Kontext, sondern wurde gleichsam aus den USA importiert. Mitte der 1990er kam Diversity als Konzept in Deutschland auf, parallel im Bereich der Wirtschaftsberatung und in der Wissenschaft und jeweils in direktem Bezug auf das US-amerikanische Vorbild. Nur zögerlich etablierte sich Diversity seitdem in Deutschland als Teil von Unternehmenspolitik. So kommt beispielsweise eine Studie der Bertelsmann Stiftung von 2006 in einem internationalen Vergleich von Diversity Management in Großunternehmen zu dem Ergebnis, dass Deutschland vor allem im Vergleich zu den USA weit zurückbleibt (Köppel, Yan und Lüdicke 2007). Als Grund dafür ist unter anderem die rechtliche Grundlage in den USA angegeben, aber auch die Tatsache, dass deutsche Unternehmen ihre Mitarbeiter*innen nicht als besonders kulturell

vielfältig einschätzen und daher keinen Grund für Diversity Management sehen.

Neben Diversity als Business Case (im Sinne der Business-Perspektive), zeichnet sich auch eine politische Entwicklung ab, die vor allem entlang der Gesetze und EU-Richtlinien zu Antidiskriminierung und Gleichbehandlung verläuft. Diese Gesetzgebung verstärkt den Diskriminierungsschutz und erweitert sowohl die Bereiche von Diskriminierung als auch die Anwendungsfälle. "Die größte Neuerung besteht darin, dass dieser Schutz nicht mehr nur Diskriminierungen durch den Staat betrifft, sondern die Mitgliedstaaten auch zu einem Rechtsschutz vor Diskriminierungen durch Private verpflichtet, insbesondere in der Arbeitswelt" (Merx und Vassilopoulou 2007:365). So wurde in Deutschland 2006 das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) verabschiedet, das geltende EU-Richtlinien²⁰ in deutsches Recht umsetzt.

Ziel des Gesetzes ist es, rassistische Diskriminierungen oder jene, die wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität erfolgt sind, zu verhindern oder zu beseitigen. (AGG, § 1²¹)

Mit dem Gesetz wurde auch eine Anlaufstelle für Betroffene und für Diskriminierungsfragen eingerichtet, die Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Zu ihren Aufgaben zählen vor allem Beratung, Vermittlung von weiteren Beratungsstellen, Öffentlichkeitsarbeit und Forschung zum Thema Diskriminierung²². Die Stelle hat jedoch, anders

²⁰ Es handelt sich um die Richtlinie zur Gleichbehandlung ohne Unterschied der Rasse 2000/43/EG und die Richtlinie zur Gleichbehandlung in Beschäftigung und Beruf 2000/78/EG.

²¹ www.gesetze-im-internet.de/agg/_1.html

²² www.antidiskriminierungsstelle.de

als die EEOC in den USA, kein Klagerecht. Somit kann der Anspruch auf Verhinderung oder Beseitigung von Diskriminierung, den das Gesetz formuliert, nur mittels individueller Klage verfolgt werden. Möglichkeiten zur Durchsetzung bleiben damit eher schwach.

Gleichzeitig ergreift die Bundesregierung Maßnahmen, um das Thema in der Öffentlichkeit zu etablieren. Dabei verschwimmen Equity-Ansätze, wie sie das AGG vorsieht, mit Business-Ansätzen, wie sie aus dem Diversity Management bekannt sind. Als Teil des Nationalen Integrationsplans hat die Bundesregierung 2007 die Kampagne "Vielfalt als Chance" gestartet. Sie "soll das Bewusstsein dafür schärfen, dass Menschen ausländischer Herkunft eine Bereicherung für unser Land und unsere Wirtschaft sind. Denn bislang wird deren ökonomisches Potenzial zu wenig genutzt. Akademiker mit Zuwanderungshintergrund finden in Deutschland immer noch schwerer einen Arbeitsplatz als deutschstämmige Akademiker"²³. Im Vordergrund stehen hier "Menschen ausländischer Herkunft", insbesondere "Akademiker" und "deren ökonomisches Potenzial". In einer solchen Strategie ist zum einen die deutsche Einführung von Diversity oder Vielfalt auf Migration und Integration und damit auf ethnische oder kulturelle Vielfalt angelegt, zum anderen steht hinter dieser Auffassung von "Vielfalt als Chance" deutlich eine Business-Perspektive, die gleichzeitig klar in "wir" und "die Anderen" unterteilt, deren Arbeitskraft "eine Bereicherung für unser Land" darstellen soll. Ähnlich verhält es sich mit der "Charta der Vielfalt", die 2006 ins Leben gerufen wurde. Die Ziele, aus Perspektive der Unterzeichner formuliert, lauten wie folgt:

Die Umsetzung der "Charta der Vielfalt" in unserer Organisation hat zum Ziel, ein Arbeitsumfeld zu schaffen, das frei von Vorurteilen ist. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen

²³ <http://archiv.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/08/2007-08-23-kampagne-vielfalt-als-chance.html>

Wertschätzung erfahren – unabhängig von Geschlecht, Nationalität, ethnischer Herkunft, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexueller Orientierung und Identität. Die Anerkennung und Förderung dieser vielfältigen Potenziale schafft wirtschaftliche Vorteile für unsere Organisation. (Charta der Vielfalt²⁴).

Hier werden Diskriminierungsfreiheit und Wertschätzung gleichsam mit dem wirtschaftlichen Wohl der Organisation synchronisiert. Entsprechend sind in der Charta gesellschaftspolitische und betriebswirtschaftliche Interessen vereint. Initiatoren der Charta sind unter der Schirmherrschaft der Bundeskanzlerin Angela Merkel vier Großunternehmen, Daimler, Deutsche BP, Deutsche Bank und Deutsche Telekom, unterstützt von der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Staatsministerin Maria Böhmer. Die über 1250 Unterzeichner setzen sich zu 68 Prozent aus Unternehmen, zu 16 Prozent aus dem öffentlichen Sektor und zu 16 Prozent aus Vereinen, Verbänden und Stiftungen zusammen²⁵. In einer Broschüre der Charta wird die Breite der Vorteile für die Unterzeichner aufgezeigt:

Vorteil Vielfalt – für Unternehmen, öffentliche Institutionen und Beschäftigte

Eine Arbeitskultur, die auf gegenseitigem Respekt beruht und die unterschiedlichen Talente in der Belegschaft anerkennt und fördert, ist für das Arbeitgeberimage, aber auch für den wirtschaftlichen Erfolg von großem Nutzen.

Bindung von Beschäftigten: Unternehmen und Organisationen haben eine geringere Fluktuationsrate, weil Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich verstanden und als Persönlichkeiten geschätzt fühlen.

²⁴ www.charta-der-vielfalt.de

²⁵ Julius Wenz, Pressestelle der Charta der Vielfalt, telefonische Auskunft, 22.08.2012.

Effizienzsteigerung: Wertschätzung und Anerkennung führen bei den Beschäftigten zu höherer Motivation und größerer Bereitschaft, sich einzubringen. Gemischt zusammengesetzte Teams kommen oft zu kreativeren und innovativeren Lösungen als homogene Gruppen.

Recruiting: Ein tolerantes Klima im Unternehmen beziehungsweise in der Organisation wird zunehmend zum Kriterium bei der Wahl des Arbeitsplatzes – ein wichtiger Faktor beim verstärkten Wettbewerb um qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Imagebildung: Die Öffentlichkeit honoriert Unternehmen und Organisationen, die offen und pluralistisch denken.

Gewinnung neuer Kundinnen und Kunden im Inland: Eine heterogene Belegschaft bietet die Möglichkeit, neue Kundengruppen anzusprechen und verbessert den Kontakt zu Kundinnen und Kunden.

Erschließung neuer Märkte im Ausland: Unternehmen, die Angestellte mit unterschiedlichen ethnischen Hintergründen beschäftigen, haben in Zeiten der Globalisierung größere Chancen, neue Märkte zu erschließen.

Senkung von Risiken: AGG-Schadensersatzklagen sind weniger wahrscheinlich, wenn ein Betrieb Diversity Management umsetzt.

Die Wertschätzung von Vielfalt ist ein **Gewinn für alle!**
(Charta der Vielfalt e.V. 2011: unpag.)

Diese fast aggressive Werbung für Diversity-Maßnahmen wendet sich zwar gleichermaßen an Unternehmen, öffentliche Institutionen und Beschäftigte und endet mit dem Ausruf, dass die "Wertschätzung von Vielfalt" ein "Gewinn für alle" sei. Perspektive, Rhetorik und der betriebswirtschaftliche Jargon streichen jedoch allein den Gewinn für die Unternehmen heraus. Dies schließt an die Befunde der oben angesprochenen Studie an. Diversity ist in Deutschland ein relativ neues Thema, das bisher noch so wenig verankert ist, dass es nicht als gesellschaftlicher Wert in sich anerkannt ist, sondern nur innerhalb der Gewinnlogik des Marktes zu vermitteln ist. Das emanzipatorische

Potenzial von Diversity wird in einer solchen Form der Aneignung durch die Wirtschaft freilich untergraben. Als Beschäftigte*r wird man daraus vermutlich vor allem lesen, dass das Unternehmen aus dem Diversity-Potenzial der Mitarbeiter*innen möglichst gewinnbringend Kapital schlagen will.

Diversity-Ansätze werden aber nicht nur im Kontext der Wirtschaft aufgegriffen, sondern ebenso im öffentlichen Sektor. In dem Bereich der Verwaltung von Ländern und Kommunen wird statt von Diversity Management eher von "Diversity Mainstreaming" gesprochen. Entsprechend unterscheidet sich auch die Perspektive. Statt betriebswirtschaftlicher Argumente von Kostensenkung, Kundenbindung und Gewinnmaximierung stehen die "Umsetzung von Diskriminierungsschutz" und die "Herstellung von Chancengleichheit" im Vordergrund (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2012:12). Dabei geht es auch darum, bestehende Initiativen zu Integration von Migrant*innen, zu Geschlechtergerechtigkeit oder zur Gleichstellung von "Menschen mit Behinderung" zu bündeln und zu vernetzen. Zwar ist auch die Rede von "Verwaltungseffizienz" und "Synergieeffekten", doch ist dies nicht die Hauptstoßrichtung. Neben der Tatsache, dass öffentliche Verwaltungen als Arbeitgeber ohnehin durch das AGG gesetzlich dazu verpflichtet sind, betonen sie auch ihre Vorbild- und Multiplikatorfunktion. Das Forschungsprojekt "Chancen gleich(heit) prüfen – Diversity Mainstreaming für Verwaltungen", initiiert von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes²⁶, das Projekt "Berlin – Stadt der Vielfalt. Implementierung wirksamer Diversity Strategien durch die Berliner Verwaltung"²⁷ oder die Unterzeichnung der Charta der Vielfalt durch die Bundesagentur für Arbeit weisen in diese Richtung.

²⁶ http://www.antidiskriminierungsstelle.de/DE/Projekte_ADS/offene_diskriminierung_sfreie_gesellschaft/chancengleichheit/chancengleichheit_node.html

²⁷ 2009-2011, <http://www.berlin.de/lb/ads/diversity/stadt-der-vielfalt/index.html>

Einerseits zeichnet sich, vor allem seit der Gleichstellungsgesetzgebung 2006, ein gewisser Boom von Diversity ab, und zwar sowohl als Managementstrategie als auch als Thema auf der politischen Agenda und in der Wissenschaft. Andererseits sind die unterschiedlichen Ansätze höchst unterschiedlich gefüllt, das Konzept Diversity erfährt eine Ausdifferenzierung, die jedoch in den jeweiligen Umsetzungen und Wirkungen noch kaum empirisch erforscht ist. (vgl. Merx 2011) Vor dem Hintergrund dieser sehr unterschiedlichen und durchaus ambivalenten Etablierung des US-amerikanischen Diversity-Ansatzes in Wirtschaft und Politik in Deutschland, stellt sich die Frage, welches Potenzial Diversity im Kontext deutscher Medien zeigen kann.

2.3. Diversity und Medien

Überträgt man das oben skizzierte Diversity-Konzept auf die Medien, kann man dies aus zwei verschiedenen Perspektiven tun. Man kann Medien als Unternehmen begreifen und entsprechend Diversity-Management-Kriterien an diese Unternehmen anlegen. So könnte man fragen, inwiefern sie in Bezug auf ihre Mitarbeiter*innen den Pflichten des Gleichbehandlungsgesetzes nachkommen. Andererseits kann man die Produkte der Medien hinsichtlich Diversity befragen. In diesem Sinne kommt den Medien noch eine ganz andere Dimension von Diversity zu. Es geht um die Frage, inwiefern sich Diversity in medialen Repräsentationen niederschlägt, inwiefern Vielfalt in Nachrichten, Reportagen, Fernsehfilmen, Radiofeatures oder Talkshows wertgeschätzt und dargestellt wird, inwiefern Medienprodukte Diversity befördern, unterschiedliche Perspektiven zulassen und Diskriminierung bekämpfen oder im Gegenteil diskriminierend wirken.

Die meisten Ansätze zu Media Diversity beziehen sich vor allem auf die Produkte der Medien, wobei der Aspekt der Unternehmensführung

insofern einfließt, als Partizipation als wichtige Voraussetzung für eine inhaltliche Verbesserung von Diversity in medialen Repräsentationen gesehen wird. Während in Deutschland bisher noch kaum von Media Diversity gesprochen wird, gibt es einige internationale und europäische Initiativen, die sich dem Thema widmen. Das Media Diversity Institute (MDI) beispielsweise verfolgt folgende Ziele:

The Media Diversity Institute (MDI) works internationally to encourage and facilitate responsible media coverage of diversity. It aims to prevent the media from intentionally or unintentionally spreading prejudice, intolerance and hatred; encouraging instead, fair, accurate, inclusive and sensitive media coverage in order to promote understanding between different groups and cultures. (Media Diversity Institute²⁸)

Die Berichterstattung soll verantwortungsvoll, fair, genau, umfassend und sensibel sein und zum gegenseitigen Verständnis beitragen. Dadurch wird explizit auch die Art und Weise der Berichterstattung angesprochen, nicht nur die Ausrichtung auf bestimmte Formen von Diskriminierung. Mittels Fortbildungen und Seminaren für Journalist*innen und Medieninstitutionen versucht das MDI entsprechend Bewusstsein für Media Diversity zu schaffen²⁹. Der Fokus richtet sich allerdings vor allem auf den Aspekt der kulturellen Vielfalt.

Die Europäische Kommission hat unter dem Titel "media4diversity" eine Studie in Auftrag gegeben, die ein etwas anders gelagertes Ziel verfolgt:

Ensure that all grounds of discrimination in the media arena – national, racial or ethnic origin, also specifically related to Roma, religion or belief, disability, sexual orientation and gender identity, youth and old age, as well as the issue of

²⁸ www.media-diversity.org

²⁹ Seit Ende 2009 hat das MDI knapp 20 Workshops angeboten, in Ägypten, Aserbaidschan, Marokko, Belgien, Deutschland, USA und der Ukraine.

gender dimension and multiple discrimination – are equally acknowledged and included in media initiatives to counter discrimination and promote diversity. (Media4Diversity 2009:7)³⁰

Hier geht es nicht nur um kulturelle Unterschiede, sondern um die verschiedenen Aspekte von Diskriminierung. Diversity wird in dieser Studie aus einer emanzipatorischen Equity-Perspektive gedacht, eng gekoppelt mit Forderungen nach umfassender Diskriminierungsfreiheit. Die Studie hat länderübergreifend mehrere hundert Initiativen sondiert, 150 davon näher beleuchtet und schließlich 30 Best-Practice-Beispiele hervorgehoben. Sie formulierte Empfehlungen und suchte in Form von Tagungen, Seminaren und Publikationen Öffentlichkeit herzustellen. Laut Studie bezieht sich ein Großteil aller Initiativen auf die Diversity-Dimensionen "national, ethnic or racial origin" und "religion and belief". Insgesamt sind die Länder Ost- und Südeuropas deutlich weniger aktiv als die Länder Nordwesteuropas, wobei England aufgrund seiner längeren Tradition multikultureller Politik wiederum eine Vorreiterrolle einnimmt (Media4Diversity 2009; vgl. auch Linder 2007). Neben unterschiedlichen kleineren Initiativen sind vor allem auch die BBC und Channel 4 zu nennen. Beide betreiben aktiv Diversity-Politik, die auch als Teil der Unternehmensphilosophie festgeschrieben ist (Channel 4 2008 und BBC³¹). Auch auf wissenschaftlicher Ebene ist England führend: Die University of Westminster hat kürzlich einen eigenen Masterstudiengang "Diversity and the Media" eingerichtet³².

³⁰ Interessant ist hier die Betonung der Roma. Hier wird entgegen der Intention dieser Definition, nämlich Diskriminierung als mehrdimensional und nicht nur basierend auf ethnischer Zugehörigkeit zu begreifen, ohne nähere Begründung eine Gruppe konkret herausgestellt.

³¹ <http://www.bbc.co.uk/diversity/>

³² <http://www.westminster.ac.uk/courses/subjects/journalism-and-mass-communication/postgraduate-courses/part-time-dayevening/p09ppdtm-ma-diversity-and-the-media>

In Deutschland zeichnen sich seit Ende der 1990er Jahre erste Initiativen ab, die zum Ziel haben, Diversity in den Medien zu fördern, in den seltensten Fällen jedoch unter dem Stichwort und mit der konzeptuellen Breite von Diversity. Stattdessen richten sich die meisten Forderungen, die in diese Richtung weisen, in erster Linie auf bessere Berichterstattung zum Thema Migration und Integration und beziehen sich in der Regel auf die drei Bereiche Programminhalt, Partizipation bzw. Personalpolitik und Awareness bzw. Bewusstseinsbildung, was durch entsprechende Fortbildungen befördert werden soll. Unterschiedliche Akteure bringen dabei jedoch ganz unterschiedliche Zugänge und Perspektiven ins Spiel:

So sind Vielfalt und Medien auch auf der politischen Agenda Thema. Im Nationalen Integrationsplan der Bundesregierung (NIP 2007) ist eine Arbeitsgruppe vertreten, die sich dem Thema "Medien – Vielfalt nutzen" widmet und die Medien hinsichtlich ihrer Rolle bei der Integration von Migrant*innen untersuchen soll.

Unter den deutschen Medienunternehmen sind entsprechend vor allem die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten aktiv. Sie verhandeln das Thema – analog der politischen Vorgaben – unter Migration und Integration (NIP 2007; VPRT 2007; ZDF 2007; ZDF 2008; Zambonini 2009). Dies ist nicht zuletzt auch der historischen Entwicklung geschuldet. Seit den 1960er Jahren verfolgt der öffentlich-rechtliche Rundfunk zunächst mit "Gastarbeitersendungen" später mit "Fremdsprachenprogrammen" und schließlich mit "multikulturellem Programm" eine Politik, in der seit den 1970er Jahren Migration und Integration aufs Engste verwoben sind³³. Heutige Ansätze sind vor dem Hintergrund dieses Erbes zu sehen. Wird von Diversity gesprochen, geschieht dies entsprechend vor allem im Sinne von kultureller Vielfalt und wird häufig mit "multikultureller Buntheit" assoziiert.

³³ Näheres zur historischen Entwicklung in Kapitel 5.1.

Eine der ersten Maßnahmen beispielsweise war das 1996 bis 1998 betriebene Volontariatsprogramm "Mehr Farbe in die Medien" des Adolf Grimme Instituts, das sich speziell an Migrant*innen richtete und vor allem auf Partizipation abzielte. Mit einigen Jahren Verzögerung haben seitdem verschiedene Initiativen gezielte Nachwuchsförderung betrieben, darunter das Programm "Medienvielfalt, Anders: Junge MigrantInnen in den Journalismus"³⁴, das u.a. von der Heinrich Böll Stiftung, dem Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb), der Deutschen Welle und der taz getragen wurde, die WDR-Talentwerkstatt "WDR grenzenlos"³⁵, die seit 2005 regelmäßig einmal im Jahr stattfindet, oder der "Com.mit Award"³⁶, eine Initiative von RTL, die Filmideen von Schüler*innen zum Thema Integration auszeichnet. Weitere Maßnahmen umfassen beispielsweise die explizite Nennung von interkultureller Kompetenz und/oder kultureller Vielfalt in Stellenausschreibungen oder die Anonymisierung von Bewerbungsunterlagen, um aktiv Chancengleichheit zu fördern. (vgl. Choi und Oulios 2010)

Neben der Integration von Migrant*innen in die Personalstruktur bestehen auch Maßnahmen, die die Programminhalte betreffen, beispielsweise die Einführung von Sendungen, die sich speziell dem Islam widmen wie die Dokumentationsreihe "Gesichter des Islam" des SWR³⁷ oder das "Forum am Freitag" des ZDF³⁸ aber auch Unterhaltungsformate wie die ARD Serie "Türkisch für Anfänger" oder explizit ausgerichtete Programmeinheiten wie beispielsweise das "Integrationsmagazin" "Cosmo TV" des WDR³⁹ oder das "InterKulturMagazin" "Puzzle" des BR⁴⁰.

³⁴ http://migration-boell.de/web/diversity/48_1240.asp

³⁵ <http://www.wdr.de/unternehmen/karriere/talentwerkstatt/>

³⁶ <http://www.rtlcommit.de/>

³⁷ <http://www.swr.de/islam/gesichter-des-islam>

³⁸ <http://www.forumamfreitag.zdf.de/>

³⁹ <http://www.wdr.de/tv/cosmotv/>

⁴⁰ <http://www.br.de/fernsehen/bayerisches-fernsehen/sendungen/puzzle/index.html>

Insgesamt erhält man den Eindruck, dass in den letzten Jahren vor allem in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten verstärkt Integrationsmaßnahmen für den Bereich der Medien vorangetrieben werden. Gleichzeitig gewinnt auch Diversity – vor allem in Ausrichtung der Business-Perspektive – an Relevanz. Zahlreiche Medienunternehmen haben beispielsweise die Charta der Vielfalt unterzeichnet, vor allem Film- und Fernsehproduktionen, darunter Warner Brothers Pictures Germany, Caligari Film GmbH, Constantin Film GmbH, aber auch viele kleinere Produktionen, darüber hinaus die Bertelsmann AG, die Mediengruppe RTL Deutschland, NBC Universal Deutschland, Radio Bremen, das ZDF, der Verband privater Rundfunk- und Telemedien e.V., der Norddeutsche Rundfunk (NDR), der Westdeutsche Rundfunk (WDR), die Zeit oder die Civis Medienstiftung für Integration und kulturelle Vielfalt.

Migrantische Initiativen und Aktivist*innen of Color dagegen begreifen Media Diversity oder auch die Forderung nach "mehr Vielfalt in den Medien" als politische emanzipatorische Forderung, die sich sowohl vom Integrationsparadigma als auch von der Vereinnahmung durch die Business-Perspektive des Diversity Management abwendet. Sie fordern entsprechend dem Equity-Ansatz in erster Linie Partizipation, Chancengleichheit und Gleichbehandlung als Journalist*innen und Medienschaffende, üben aber auch Rassismuskritik an Medieninhalten. Aktive Vertreter sind beispielsweise Neue deutsche Medienmacher e.V.⁴¹, Kanak Attak⁴² oder Der braune Mob⁴³.

Neben konkreten Aktivitäten in der Medienpraxis haben sich auch Medienwissenschaften, Kommunikationswissenschaften und Journalistik im weitesten Sinne mit dem Themenfeld Media Diversity be-

⁴¹ www.neuemedienmacher.de

⁴² www.kanak-attak.de

⁴³ www.derbraunemob.info

schäftigt. Die meisten Forschungen fokussieren dabei auf Medien und Integration, jedoch mit unterschiedlichen Ausrichtungen:

2002 bis 2009 lief das medienwissenschaftlich ausgerichtete Forschungsprojekt "Mediale Integration ethnischer Minderheiten" als Kooperation zwischen dem Institut für Journalistik der TU Dortmund und dem Institut für Soziologie der Universität Siegen⁴⁴. Daraus ist eine Fülle von Publikationen hervorgegangen, allen voran vier Sammelbände, herausgegeben von den Projektleitern Rainer Geißler und Horst Pöttker. Die Titel lauten "Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss – Forschungsstand – Bibliographie" (2005), den gleichen Titel trägt der zweite Band mit dem Untertitel "Forschungsbefunde" (2009a), außerdem "Integration durch Massenmedien – Medien und Migration im internationalen Vergleich / Mass Media Integration – Media and Migration: A Comparative Perspective" (2006) und "Media – Migration – Integration. European and North American Perspectives" (2009b). Die Forschungsperspektive des Projekts orientiert sich an einem normativen Integrationsdiskurs, der auf die Medien angelegt wird, und betont gleichzeitig die ökonomische Notwendigkeit, "ethnische Minderheiten" als Mediennutzer zu begreifen. Die Forschungen richten sich sowohl auf Medienpraxis und Inhalte als auch auf Partizipation sowie auf Mediennutzung von "ethnischen Minderheiten". Der vergleichende Ansatz eröffnet Einblicke in die Situation in anderen Ländern. Die Website des Projekts dokumentiert darüber hinaus eine bibliographische Bestandsaufnahme zum Thema Medien und Integration im Vergleich zwischen Deutschland, USA und Kanada.

Insgesamt relativ gut beforscht ist die Darstellung von zunächst "Garbeitern", später "Ausländern" und "Migranten" in deutschen Medien. Dazu gibt es seit den 1970er Jahren empirische quantitative und qualitative Medieninhaltsforschungen, vor allem zu Print, wenige auch zu

⁴⁴ www.integration-und-medien.de

Fernsehen. Einen Überblick über Studien dieses Forschungsfeldes liefert Daniel Müller (2005). Zentrale Befunde der Forschungen lassen sich folgendermaßen zuspitzen: Über die jeweils untersuchten Gruppen wird wenig berichtet und wenn, dann vor allem in negativen Kontexten wie Kriminalität und Gewalt, Ausnutzung des Sozialstaats und "Überfremdung". Es kommen kaum einzelne, handlungsmächtige Individuen vor, sondern vielmehr passive verobjektivierte Gruppen. Szenarien von Problem, Krise und Bedrohung werden zudem durch häufig diskriminierende und stigmatisierende sprachliche Muster verschärft. (vgl. Köhler und Trebbe 2002; Müller 2005; Ruhrmann, Sommer und Uhlemann 2006; Sultan 2011)

Zur Rolle der Sprache in der Berichterstattung und zum Wandel stigmatisierender Begrifflichkeiten ist hier vor allem das "diskurshistorische Wörterbuch" "Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse" zu nennen (Jung, Niehr und Böke 2000).

Darüber hinaus beschäftigen sich einige Forschungen konkret mit Rassismus und Stigmatisierung in Medienprodukten und benennen dies auch so (u.a. Bröer 1995; Koch 1996; ter Wal 2002; Butterwegge und Hentges 2006; van Dijk 2006; Yildiz 2006; Jäger und Halm 2007). Während also die Darstellung von Migrant*innen in deutschen Medien vergleichsweise gut beforscht ist, gibt es kaum Untersuchungen dazu, wie sich diese gesellschaftlich auswirken. Ein Grund dafür sind sicherlich die sehr komplexen Anforderungen an solche Forschungen, denn Medienwirkung kann kaum auf einzelne Medieninhalte bezogen werden, sondern steht in einem langjährigen Kontinuum unterschiedlichster Medienbotschaften mit jeweils unterschiedlichen Bezügen. Einen Überblick über die dünne Forschungslage zur Medienwirkung in diesem Bereich bietet Sonja Weber-Menges (2005).

Dagegen ist das Mediennutzungsverhalten von Migrant*innen vergleichsweise gut dokumentiert, nicht zuletzt aufgrund der Vorstellung, dass Mediennutzung als Gradmesser von Integration zu sehen ist, und auch weil im Sinne der Business-Perspektive von Diversity Migrant-

*innen immer stärker auch als Zielgruppe von Medienunternehmen wahrgenommen werden. So hat die ARD/ZDF-Medienkommission, die sich bereits seit 1982 mit dem Thema befasst, 2007 und 2011 unter dem Titel "Migranten und Medien" Studien zur Mediennutzung veröffentlicht. Insgesamt sind Mediennutzungsstudien jedoch stark auf die türkische Community in Deutschland fokussiert und zudem häufig Auftragsforschungen, zum Beispiel durch das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (u.a. Weiss und Trebbe 2001; Hafez 2002).

Den meisten medien- und kommunikationswissenschaftlich ausgerichteten Forschungen ist gemeinsam, dass ihr breiterer Rahmen und die Forschungsperspektive vom bundesdeutschen Integrationsdiskurs bestimmt sind.

Kritisch-kulturwissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Medien heben sich insofern davon ab, als sie sich gegen den bestehenden Integrationsdiskurs wenden und stattdessen Ungleichheit, Differenz, Machtbeziehungen und strukturelle Zugangsbarrieren in den Blick nehmen. Hier ist zum einen Diversity als Thema stärker präsent, vor allem aber zeichnet sich klar eine Equity-Perspektive ab, die sich gegen die Vereinnahmung von Diversity als Ressource im neoliberalen Markt wendet. Dazu gehören beispielsweise der Sammelband "Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz" (Wischermann und Thomas 2008) und "Re-Präsentationen – Dynamiken der Migrationsgesellschaft" (Brodén und Mecheril 2007b) ebenso wie Forschungen zu Partizipation von Migrant*innen (Pascual Iglesias 2005; Oulios 2007) und Migrantinnen in den Medien (Röben 2008 und 2010). Einen knappen Überblick mit aktuellen Beiträgen namhafter Wissenschaftler*innen und Medienvertreter*innen bietet das Dossier "Medien und Diversity" der Heinrich Böll Stiftung (2007). Es ist Teil einer Reihe von Dossiers zu Diversity (u.a. Heinrich Böll

Stiftung 2008 und 2010), die die Stiftung in ihrem Online-Angebot zu Migration, Integration und Diversity⁴⁵ veröffentlicht hat.

Wie sich abzeichnet sind unter dem Schlagwort "Media Diversity" unterschiedliche Prämissen, Aspekte und Zielrichtungen vereint, die von ganz unterschiedlichen Akteuren vorangetrieben werden. Um das Potenzial von Media Diversity für die deutschen Medien auszuloten, werde ich im Folgenden das Feld des Journalismus hinsichtlich seiner Positionen, Politiken und Aktivitäten in Bezug auf Media Diversity befragen. Vier verschiedene Zugänge eröffnen dabei unterschiedliche Fokussierungen. Während Selbstverständnis und Arbeitsroutinen einen eher allgemeinen Blick auf die Bedingungen bieten, innerhalb derer Media Diversity verhandelt wird, erlaubt der Einblick in die journalistische Ausbildung eine sehr konkrete Vertiefung in Bezug auf das journalistische Rollenbild und Selbstverständnis. Die Politiken der öffentlich-rechtlichen Rundfunksender bieten dann den größeren Rahmen, innerhalb dessen ich schließlich konkrete Maßnahmen zur Bewusstseinsbildung betrachte.

⁴⁵ <http://www.migration-boell.de/>

3. Journalistisches Selbstverständnis und Arbeitsroutinen

Bemühungen um Media Diversity und Kritik an massenmedialen Repräsentationen werden teils von außerhalb, wie beispielsweise aus Politik und von aktivistischer Seite, teils von innerhalb der Medien, beispielsweise durch Integrationsbeauftragte oder einzelne Journalist*innen, gefordert und vorangetrieben. Sie lassen sich jedoch nicht außerhalb des journalistischen Feldes denken, da sie in erster Linie die Akteur*innen dieses Feldes ansprechen und nur innerhalb dessen stattfinden können. Im Sinne der bourdieuschen Feldtheorie gehe ich davon aus, dass die Betrachtung des Feldes notwendig ist, um über die Ebene von individueller Verantwortung hinauszudenken und in den Blick zu bekommen, welche Einstellungen und Gewissheiten dieses Feld prägen:

Why is it important to talk about the journalistic field and not about journalists? Because so long as one talks about journalists, one is talking within a logic of personal responsibility: one is looking for people to blame and, on the other hand, one oscillates between the positive image that journalists continue to propagate (against all the evidence), with the theme of journalism as countervailing force, a critical tool (no democracy without journalists), etc., and the opposing vision which sees journalism as a relay of the structure of oppression, etc. Journalists are set up as responsible, and, because the problem is posed in terms of responsibility, the visible agents become scapegoats, whereas if one talks in terms of a field one substitutes for these visible agents – who, in Plato's metaphor, are the puppets whose strings have to be found – the structure of the journalistic field and the mechanisms that operate within it. (Bourdieu 2005:41-42)

Einen ersten Zugang zu diesem Feld bieten das journalistische Selbstverständnis, das Rollenbild und die professionellen Arbeitsroutinen, die das Alltagsgeschäft des Journalismus prägen. Sie eröffnen einen

Blick darauf, in welchem Kontext und unter welchen institutionellen Bedingungen massenmediale Repräsentationen entstehen und in welchem Rahmen damit Media Diversity gedacht werden muss.

Der folgenden Auseinandersetzung mit Selbstverständnis und Arbeitsroutinen im journalistischen Feld liegt, wie eingangs erwähnt, zum einen meine mehrmonatige Feldforschung an der Deutschen Journalistenschule und dem Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München zugrunde, zum anderen das Selbstverständnis und Berufsbild von Medienmacher*innen, wie es in Einführungswerken zu Medien und Journalismus vertreten wird und in empirischen Studien und Befragungen von Journalist*innen ermittelt wurde. Darüber hinaus speist es sich aus den Erfahrungen mit internationalen Journalist*innengruppen, die ich in verschiedenen Workshops zu interkulturellem Austausch, Entwicklungszusammenarbeit oder Konfliktsensitiver Berichterstattung bzw. Friedensjournalismus begleitet habe, sowie aus der Zusammenarbeit mit den Teamkolleg*innen, mit denen ich diese Workshops leite. In jedem dieser Workshops haben die Teilnehmer*innen in einem Modul "Being a Journalist – Role and Self-understanding" gemeinsam erarbeitet, wie sie ihre Rolle als Journalist*innen wahrnehmen, wie sie sich zu ihrem Beruf positionieren und welche gesellschaftliche Rolle die Medien ihrer Meinung nach übernehmen. Die Teilnehmer*innen dieser Seminare waren, wie bereits angesprochen, in unterschiedlichen Zusammensetzungen sowohl Nachwuchsjournalist*innen, als auch etablierte Journalist*innen aus unterschiedlichen Medienbereichen und mit verschiedenen Nationalitäten. Trotz der unterschiedlichen Hintergründe der Mediensysteme und Arbeitskontexte sowie durchaus unterschiedlichen lokalen journalistischen Praktiken (vgl. auch Bird 2010), stimmten die Diskussionen um das journalistische Selbstverständnis und die Rolle der Medien in dem oben angesprochenen Modul in weiten Teilen überein. Sie ergänzen damit, was hier im Vordergrund steht,

nämlich Selbstverständnis und Arbeitsroutinen von etablierten und angehenden Journalist*innen, die für deutsche Medien arbeiten.

3.1. Rolle und Rollenbild

Mit dem Proseminar "Kommunikationspraxis" führte Markus Behmer im Wintersemester 2008/09 die Studierenden des Masterstudiengangs Journalismus im ersten Semester in die journalistische Praxis ein. Auf der Basisliteraturliste wurde unter anderem das Einführungswerk "Journalistik" der Reihe UTB Basics von Klaus Meier empfohlen. Darin wird Journalismus als der Gegenstand der Journalistik knapp skizziert und zunächst wie folgt definiert:

Journalismus recherchiert, selektiert und präsentiert Themen, die neu, faktisch und relevant sind. Er stellt Öffentlichkeit her, indem er die Gesellschaft beobachtet, die Beobachtung über periodische Medien einem Massenpublikum zur Verfügung stellt und dadurch eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert. Diese konstruierte Wirklichkeit bietet Orientierung in einer komplexen Welt. (Meier 2007:13)

Die Aspekte "neu, faktisch und relevant" fasst Meier als Eigenschaften von Aktualität. Dabei ist Neuigkeit davon abhängig, wie häufig das Medium erscheint, und kann sich auf Minuten, Stunden oder Tage beziehen, in jedem Fall aber muss ein Bezug zur Gegenwart bestehen. Faktizität bezieht sich in Abgrenzung zu Fiktion auf tatsächliche Ereignisse und auf den Bezug zu Quellen. Damit ist auch der Aspekt der Recherche eingeschlossen. Relevanz wiederum zielt auf die Bedeutung für die Zielgruppe und die Interessen des Publikums ab. Da das Publikum auf die von Journalist*innen konstruierte Medienwirklichkeit vertrauen muss, haben sich bestimmte Kriterien und Arbeitsweisen herausgebildet, die professionellen Journalismus gewährleisten und sicherstellen sollen, dass dem Vertrauen des Publikums entspro-

chen wird. Dazu gehören beispielsweise die Auswahl von Informationen anhand von Nachrichtenwerten, die sorgfältige Recherche und die redaktionelle Unabhängigkeit. Als zentrale Aufgaben des Journalismus benennt Meier Information sowie Kritik und Kontrolle, die eine Meinungsbildung der Öffentlichkeit ermöglichen. (vgl. Meier 2007:12ff) Mit Kritik und Kontrolle, vor allem gegenüber der Politik, sind auch die Schlagworte "watchdog" und "Vierte Gewalt" verknüpft, die immer wieder im Selbstverständnis von Journalist*innen genannt werden. Wenn man davon ausgeht, dass ein Einführungswerk breit geteilte Grundlagen eines Faches vermittelt, sind hiermit die wichtigsten Aspekte des journalistischen Rollenbildes skizziert. Freilich kann dies als theoretisches Idealbild gesehen werden, das sowohl in der Praxis als auch in der weiterführenden Theorie immer wieder auf dem Prüfstand steht. Als weithin geteilter Rahmen findet sich diese Minimaldefinition von Journalismus in ähnlicher Form jedoch auch in anderen Einführungswerken und Lexika (u.a. Pürer 1993; Weischenberg, Kleinsteuber und Pörsken 2005; Bentele, Brosius und Jarren 2006, Beck 2007; Mast 2008), sie wurden mir am IfKW, an der Journalistenschule und im Gespräch mit journalistischen Kolleg*innen bestätigt.

Das Rollenbild speist sich allerdings nicht nur aus der Definition von Journalismus, sondern auch durch die persönlichen Hintergründe und vor allem durch die berufliche Sozialisation von Journalist*innen. Einen sehr plastischen Eindruck davon, wie das berufliche Selbstverständnis in der journalistischen Ausbildung vermittelt wird, bekam ich bereits in den ersten Tagen meiner Forschung an der Deutschen Journalistenschule:

Eine unscheinbare Hofeinfahrt in der Münchner Innenstadt, schräg hinter der Baustelle, die bis vor kurzem den Verlag der Süddeutschen Zeitung beherbergte. Vorbei an einer Kosmetikschule, rechts ein Flachbau mit einem Seminarraum, geradeaus ein schmales mehrstöck-

iges Gebäude – mit Klingel. Wer hier rein will, gehört entweder dazu und öffnet mit einem Schlüsselchip, oder muss sich anmelden. Diejenigen mit Schlüsselchip kennen sich. Sie sind Mitarbeiter*innen oder Studierende an der Deutschen Journalistenschule. Zwei bis drei Klassen mit je 15 Schüler*innen werden parallel unterrichtet. Die Dozent*innen sind Journalist*innen aus der Praxis, Expert*innen in ihrem Feld, häufig Ehemalige der DJS. Wer hier studiert, bekommt von Anfang an vermittelt, dass er*sie dazu gehört und sich glücklich schätzen kann, Teil der DJS zu sein, dass aber entsprechend auch erwartet wird, der Schule Ehre zu machen. Schließlich erhalten die Journalistenschüler*innen eine sehr anerkannte Ausbildung und damit gleichsam eine Eintrittskarte in die begehrtesten Medienhäuser. Es wird das Gefühl vermittelt, einer Elite anzugehören, selbst wenn das gegenüber den Studierenden nicht beabsichtigt gewesen sein sollte. Der damalige Leiter der DJS, Ulrich Brenner, hatte laut einer Studie zum Rollenselbstverständnis der Journalistenschüler sogar explizit davor gewarnt (vgl. Ziegler 2008:6). Dennoch, die mehrstufigen Auswahlverfahren sind hart, die wenigen Studienplätze extrem begehrt und wer es geschafft hat, kann sich leicht als Teil einer Elite fühlen.

Im Klassenzimmer gibt es genau 15 Sitzplätze, in U-Form angeordnet. Die beiden kurzen Seiten des Raumes sind mit Computer-Arbeitsplätzen bestückt. Für die nächsten Monate sollte ich in der Klasse einen Platz einnehmen, einen etwas unbequemen, an der Seite eines der beiden Tische, die die kurze Seite des U bilden. Meinen Stuhl ließ ich jedes Mal von den Computerplätzen. Das ganze Arrangement sprach deutlich: Diese Zuhörer*in gehört nicht dazu. Obwohl ich mich bei den Dozent*innen per E-Mail angekündigt hatte, stellte ich mich jedes Mal kurz vor, erzählte wer ich bin und was ich hier tue. Die meisten nahmen mich freundlich aber sehr am Rande zur Kenntnis. In den nächsten Wochen und Monaten verfolgte ich den Unterricht und versuchte – geleitet von meiner Fragestellung nach möglichen Ansatzpunkten für journalistische Fortbildung – zu verstehen, welches Selbstverständnis

angehenden Journalist*innen vermittelt wird und welche Sichtweisen und Arbeitsroutinen ihre berufliche Praxis bestimmen.

Die Schüler*innen der DJS traten von Anfang an selbstbewusst auf, auf mich wirkten sie stolz und überzeugt von ihrer Berufswahl. Manchmal spürte ich bei einigen kleine Unsicherheiten, aber mir schien, dass dafür kaum Platz ist. Zu deutlich lag die Erwartung an professionelle Performance in der Luft. Schon in der Begrüßungsansprache zitierte der Schulleiter die ganz vereinzelt Enttäuschungen vorangegangener Klassen und es wurde klar, wie scharf ein Missbrauch des Vertrauens der Institution DJS verurteilt wird.

Ich hatte die Klasse bereits im vorangegangenen Semester am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung begleitet, in dem die theoretischen und wissenschaftlichen Grundlagen vermittelt worden waren. Hier waren die Studierenden zwar auch im Klassenverband (die ursprüngliche Gruppe von 30 wurde dann für die Praxisausbildung an der DJS in zwei Gruppen zu je 15 Teilnehmern geteilt), gleichzeitig waren sie aber Studierende wie alle anderen auch, sie besuchten Einführungsvorlesungen mit weit über Hundert Teilnehmer*innen, drängelten sich in der Mensa, waren Teil der Studentenschaft der LMU. Der "elitäre" Teil ihrer Ausbildung kam erst in der DJS voll zum Tragen. Privilegiert sind neben der Ausbildung auch der Hintergrund der Journalistenschüler*innen und ihre soziale Einbindung. Eine Studie der Friedrich Ebert Stiftung kommt zu dem Ergebnis, dass Journalistenschüler*innen in Deutschland insgesamt fast ausnahmslos aus der Mittelschicht stammen und als ausgebildete Redakteure in ein enges Netzwerk einer Berufselite eingebunden sind (Ziegler 2008).

Diese Berufselite untersucht eine weitere Studie, die auf einer breit angelegten Befragung unter deutschen Journalist*innen im Jahr 2005 beruht. Sie beschreibt den "typischen deutschen Journalisten" wie folgt: "ein knapp 41 Jahre alter Mann, der aus der Mittelschicht

stammt, einen Hochschulabschluss hat, in einer Beziehung lebt und ca. 2.300 € netto im Monat verdient" (Weischenberg, Malik und Scholl 2006b:57). Dies ist freilich ein statistischer Durchschnitt, der auf unterschiedlichen persönlichen Hintergründen und Karrierewegen beruht, wie auch die Studie betont. Dennoch lässt diese Beschreibung einen Eindruck davon zu, wer die Personen sind, die die Inhalte deutscher Massenmedien gestalten. Seit 1993, als die letzte ähnlich breite Studie durchgeführt wurde, ist zwar beispielsweise der Frauenanteil von knapp 30 Prozent auf heute 37 Prozent gestiegen, auf der Führungsebene sind Frauen jedoch mit 20 Prozent nach wie vor deutlich unterrepräsentiert (Weischenberg, Malik und Scholl 2006b:45). Während der standardisierte Fragebogen Alter, Geschlecht, Familienstand, soziale Herkunft, sowie politische Orientierung als relevante soziodemographische Merkmale mit einbezogen hat, gibt es keine Fragen, die darauf schließen lassen, dass in der Konzeption der Studie auch Journalist*innen mitgedacht wurden, die nicht der antizipierten oben beschriebenen Elite entsprechen. Dass beispielsweise in der Beschreibung des Durchschnitts die Kategorie "Weiß" fehlt und keine Fragen zu "Migrationshintergrund" gestellt wurden, mag man positiv als "farbenblind", bewerten; als – durchaus problematische⁴⁶ – Überzeugung, dass "Hautfarbe" und "Hintergrund" keine Rolle spielen sollten. Da dies jedoch nirgends thematisiert wird, gehe ich eher davon aus, dass diese Dimensionen in der Konzeption der Studie nicht reflektiert wurden, sondern stattdessen implizit von einem Weiß-deutschen

⁴⁶ Eine solche "farbenblinde" Haltung gibt sich häufig als liberal und aufgeklärt, und verweigert es, Menschen anhand von äußerlichen Merkmalen wie "Hautfarbe" wahrzunehmen. Damit werden aber auch die realen unterschiedlichen Erfahrungen von Schwarzen und Weißen ausgeblendet, vor allem Diskriminierungserfahrungen von Schwarzen durch Weiße. Gleichzeitig wird damit institutioneller Rassismus verneint, der Weißen im Alltagsleben Privilegien gibt. Durch "Farbenblindheit" wird Weißsein als Norm bestätigt, denn das bloße Verneinen von Unterschieden löst nicht die bestehenden Machtbeziehungen auf. (vgl. Arndt und Hornscheidt 2004:57) Stattdessen werden gleiche Standards für alle entwickelt, ohne zu berücksichtigen, dass dies Weiße Standards sind, die per se bestimmte Personen ausschließen.

"Mehrheitsjournalisten" ausgegangen wurde. Für diese Lesart spricht auch die Frage S 9, in der der nationale Hintergrund als deutsch vorausgesetzt ist. Sie lautet: "Wo haben Sie bis 1990 gelebt? In Ost- oder Westdeutschland?". Als weitere Antwortmöglichkeit ist lediglich "Angabe verweigert" vorgesehen (Weischenberg, Malik und Scholl 2006b:251). Die Frage nach dem Hintergrund von Journalist*innen gehörte nicht zum Erkenntnisinteresse. Selbst auf eine entsprechende Aufforderung hin, wurde diese Dimension als nicht relevant abgetan. Die Journalistin Mercedes Pascual Iglesias hatte im Vorfeld der Studie Herrn Weischenberg telefonisch kontaktiert und angeregt, in der Erhebung eine Frage zum "Migrationshintergrund" der befragten Journalist*innen aufzunehmen – denn es gibt kaum valide Daten zu dieser Frage und eine groß angelegte Studie, wie die von Weischenberg, Malik und Scholl hätte das Potenzial gehabt, hier wichtige Erkenntnisse zu liefern. Ihr Anliegen wurde abgelehnt mit der Begründung, dass die Studie bereits zu viele Aspekte umfasse und man nicht noch eine Kategorie mit aufnehmen könne.⁴⁷

In einem einschlägigen Einführungswerk zur Journalistik wird das Thema "Diversity in the Newsroom" zwar knapp angerissen und festgestellt, dass Journalisten nicht den Bevölkerungsdurchschnitt repräsentieren, weiter wird darauf jedoch nicht eingegangen (Meier 2007:207-208).

Die oben genannte Studie zu den Journalistenschülern stellt nun die Frage, welches Bild diese Journalisten von der sozialen Wirklichkeit ihrer Gesellschaft haben und inwiefern sie, entsprechend dem journalistischen Anspruch, möglichst vollständige Informationen über das gesellschaftliche Geschehen (Meier 2007:15) zu geben, über alle gesellschaftlichen Gruppen und Themen berichten bzw. berichten können (Ziegler 2008). Der Fokus liegt hier auf "sozial Unterprivile-

⁴⁷ Mercedes Pascual Iglesias, telefonische Kommunikation, 29.05.2012.

gierten", die selbst nicht in den Journalistenschulen (und ebenso wenig unter hauptamtlichen Journalist*innen) vertreten sind. Dieser Befund wird mit der Frage nach der Bedeutung der Sozialreportage und des anwaltschaftlichen Journalismus verknüpft. Beides hat der Studie zufolge bei Journalistenschüler*innen keinen hohen Stellenwert und wird auch in den Journalistenschulen nicht explizit gelehrt. Stattdessen kommt es auf das persönliche Engagement einzelner Studierender an, ob sie sich solchen Themen zuwenden, die auf dem Medienmarkt jedoch kaum unterzubringen sind. Mit den Entwicklungen der letzten Jahre, mit der Zunahme von prekären Arbeitsverhältnissen, von denen auch Journalist*innen betroffen sind, und dem nochmals verstärkten Zeitdruck durch die Publikationsgeschwindigkeit im Internet, hat sich zudem der Konkurrenzdruck insgesamt deutlich verschärft. Ziegler macht diese Entwicklungen für eine Deprofessionalisierung des Journalismus verantwortlich, mit der unter anderem auch eine Aushöhlung ethischer Standards einhergehe (Ziegler 2008:12). Genau hier sieht er auch eine weitere Lücke in der Lehre: die fehlende Auseinandersetzung mit berufsethischen Fragen. Einen Grund dafür macht er indirekt an der Politik der Schulen fest, Lehrpersonal vor allem aus renommierten Ehemaligen und den großen Namen des Journalismus zu rekrutieren.

Doch die Fixierung auf Namen birgt die Gefahr des Anekdotischen in sich und die Verdrängung der Auseinandersetzung mit den ethischen Normen und den Zielkonflikten des Journalismus (...). Diese will das Management der Schulen dann doch eher den Studiengängen für Journalistik, Kommunikationswissenschaft und Publizistik überlassen. (Ziegler 2008:22)

Diese Praxis der Rekrutierung von Lehrpersonal befördere ein selbstreferentielles Ausbildungssystem, das kaum zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Profession oder mit alternativen For-

men der Berichterstattung ermutigt. Insgesamt besteht eine starke Tendenz zu einer Mainstream-Berichterstattung, die sich gut verkaufen lässt. Da ehemalige Journalistenschüler*innen häufig hohe Positionen in den Medienunternehmen einnehmen, sind sie maßgeblich mitbeteiligt, diese nicht nur zu bedienen, sondern auch zu steuern. Dieses Prinzip bestätigte sich auch an der Deutschen Journalistenschule, die ihr Lehrpersonal zu einem großen Teil aus Ehemaligen zusammensetzt und ein sehr aktives Alumni-Netzwerk pflegt. Seit Gründung der DJS werden die jeweiligen Ausbildungsklassen, die sogenannten Lehrredaktionen, fortlaufend durchnummeriert. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lehrredaktion scheint fest zur Identität als Absolvent*innen der DJS dazuzugehören und bei unterschiedlichsten Gelegenheiten wird darauf Bezug genommen. So wurden neue Dozent*innen häufig mit Namen und dem Zusatz "soundsovielte Lehrredaktion" vorgestellt. Berühmtheiten des Journalismus sind bekannt als hervorgegangen aus einer bestimmten Lehrredaktion. So ergeben sich bei einer Begegnung unter Ehemaligen automatisch Verbindungen ebenso wie gewisse hierarchische Beziehungen zwischen "alten Hasen" und jüngeren DJSler*innen. Diese intensive Vernetzung unter den Absolvent*innen, die alle deutschen Journalismusschulen pflegen und vorantreiben, verstärkt noch die Abschottung dieser medialen Elite und wirkt sich auf das Selbstverständnis von Journalist*innen aus.

Die bereits zitierte Befragung unter deutschen Journalist*innen, die Weischenberg, Malik und Scholl 2005 durchgeführt haben, richtete sich neben dem persönlichen Hintergrund auch auf das berufliche Rollenbild. Von etwa 48.000 Journalist*innen in Deutschland, tätig in Zeitungen, Zeitschriften, Anzeigenblättern, Nachrichtenagenturen, Mediendiensten, Fernsehen, Hörfunk und Online, sowohl bei öffentlich-rechtlichen wie auch bei privaten Unternehmen, wurden 1.536 zu ihrem persönlichen Hintergrund, ihrer Haltung und Einstellung, ihrer

Tätigkeit und Arbeitszufriedenheit, ihrem Selbstverständnis und ihrem Rollenbild, dem eigenen Medienverhalten, Recherchemethoden und ihren berufsethischen Überzeugungen befragt (Weischenberg, Malik und Scholl 2006a und 2006b). Die Studie betont, dass das abgefragte Rollenbild bzw. Selbstverständnis nicht mit dem realen gesellschaftlichen Einfluss verwechselt werden dürfe, da die konkreten Arbeitsbedingungen und externe Faktoren Einfluss darauf haben, inwieweit die Vorstellung der eigenen Rolle auch tatsächlich umgesetzt werden kann. Dennoch kommt dem Rollenselbstverständnis insofern Bedeutung zu, als es als handlungsweisend gesehen wird. Inwiefern dieses Selbstverständnis dann vom Einzelnen tatsächlich umgesetzt werden kann, wurde in der Studie ebenfalls erfragt und unter dem Stichwort Handlungsrelevanz beschrieben.

Folgende Anliegen, die im Fragebogen auch so vorformuliert waren, dominieren im Selbstverständnis: "das Publikum möglichst neutral und präzise informieren" (88,6 % Zustimmung, 76,4 % Handlungsrelevanz), "komplexe Sachverhalte erklären und vermitteln" (79,4 %, 75,1 %), "dem Publikum möglichst schnell Informationen vermitteln" (74,1 %, 79,1 %), "Realität genau so abbilden, wie sie ist" (73,8 %, 67,2 %). Weit abgeschlagen sind die Punkte "die Bereiche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft kontrollieren" (23,5 %, 27,1 %), "dem Publikum eigene Ansichten präsentieren" (19,4 %, 66,8 %) und "die politische Tagesordnung beeinflussen und Themen auf die politische Agenda setzen" (13,8 %, 39,4 %). (Weischenberg, Malik und Scholl 2006a:356) Die häufig als zentrale Funktion von Medien benannte Watchdog-Rolle oder auch die Kontrollfunktion der Medien ist laut dieser Studie im Rollenselbstverständnis weniger stark verankert. Während meiner Forschung ist sie mir jedoch immer wieder als zentral begegnet. Zusammenfassend zeigt sich, dass ein neutraler, schneller Informationsjournalismus im Vordergrund steht.

Auf die Frage nach äußeren Einflüssen zeigt sich ein Selbstbild, in dem Unabhängigkeit einen wichtigen Wert darstellt, was wiederum die These eines selbstreferentiellen und elitären Systems stützt.

Ungeachtet der Diskussion um die ökonomische Medienkrise und der Kritik an einem Journalismus, der zum verlängerten Arm des Marketings werde, nehmen die Journalisten außerdem selbst nur geringe äußere (institutionalisierte) Einflüsse auf ihre Arbeit wahr. Die innerredaktionellen Kontrollmechanismen und wechselseitigen Orientierungen werden als viel relevanter bewertet. Diese Selbstreferenz wird verstärkt durch die berufliche Nutzung anderer Medien sowie ein privates Umfeld der Journalisten, in dem Freunde und Bekannte aus der eigenen Berufsgruppe dominieren. (Weischenberg, Malik und Scholl 2006a:360)

Auch dem Publikum wird kaum Einfluss zugestanden. Die Studie geht allerdings davon aus, dass dies eine Gegenreaktion auf den vermuteten verstärkten Einfluss des Publikums darstellen könnte (Weischenberg, Malik und Scholl 2006a:358) und als Verteidigung von Pressefreiheit und journalistischer Unabhängigkeit gelesen werden kann. Dazu passt auch, dass in der Frage zum Rollenbild der häufig zitierte Faktor "dem Publikum Unterhaltung und Entspannung bieten" im Selbstverständnis zwar nur 36,9 Prozent Zustimmung erfährt, in der Handlungsrelevanz jedoch 79,3 Prozent. Dies lässt darauf schließen, dass dieser Faktor nicht nur sehr leicht umzusetzen ist, wenn man als Journalist*in dieses Anliegen verfolgt, sondern dass das journalistische Feld dies umgekehrt auch einfordert. Eine Studie zur journalistischen Auswahl von Nachrichten bestätigt eine zunehmende Kommerzialisierung, damit verbunden verstärkte Konkurrenz, was wiederum den Aktualitätsdruck und die Orientierung am Publikum erhöht. Die Themen werden dadurch zunehmend unpolitisch und die menschliche Dimension, die persönliche Betroffenheit, zusammengefasst unter den Stichworten "human interest" bzw. "human touch", wird als Faktor bedeutender

(Ruhrmann und Göbbel 2007:66). Trotz dieser Entwicklungen bleibt jedoch die journalistische Unabhängigkeit, abgeleitet aus dem Prinzip der Pressefreiheit nach Artikel 5 im Grundgesetz⁴⁸, im Selbstbild von Journalist*innen ein hohes Gut, das mit dem Streben nach Objektivität zu den wichtigsten Leitlinien im Journalismus zählt.

Da die Studie von Weischenberg, Malik und Scholl nicht explorativ vorgegangen ist, sondern mittels eines standardisierten Fragebogens, kann man natürlich vorbringen, dass auch die Ergebnisse vorstrukturiert waren. Auch wenn damit nichts anderes erfasst werden konnte als im Fragebogen vorgegeben, ist doch die Höhe der Zustimmung zu den einzelnen Fragen aussagekräftig. Darüber hinaus lässt das Fragebogendesign Rückschlüsse auf das Journalismuskonzept der Forscher*innen zu, die die Fragen zum Selbstverständnis in die drei Aspekte (a) Information und Vermittlung, (b) Kritik, Kontrolle, Engagement sowie (c) Service und Unterhaltung eingeteilt haben (Weischenberg, Malik und Scholl 2006b:97ff). Das Handbuch "ABC des Journalismus" gliedert das berufliche Selbstverständnis etwas breiter auf und unterscheidet zwischen folgenden Rollen: Objektiver Berichterstatter, Kontrolleur und Kritiker, Anwalt der Schwachen, Investigativer Journalist, Ratgeber und Berater, Unterhalter und Entertainer, Erzieher und Pädagoge (Mast 2008:134ff). Auch hier wird – unter anderem mit Verweis auf oben genannte Studie – die Rolle des unabhängigen, neutralen, sachlichen, objektiven Informationsvermittlers, der aktuell, relevant und fundiert recherchiert berichtet, als das am weitesten verbreitete Selbstverständnis unter Journalist*innen genannt.

⁴⁸ http://www.bundestag.de/dokumente/rechtsgrundlagen/grundgesetz/gg_01.html

3.2. Objektivität als Maxime einer konstruierten Medienrealität

Möchte man das eben beschriebene fest verankerte Rollenbild des "Objektiven Berichterstatters" genauer verstehen, lohnt die Frage danach, was mit "unabhängig, neutral, sachlich und objektiv" eigentlich gemeint ist. Dabei nimmt das Postulat der Objektivität eine zentrale Position ein. Unabhängigkeit, Neutralität und Sachlichkeit verstehe ich als nähere Bestimmungen, die in der Objektivität aufgehen, Aspekte davon sind, bzw. Mittel, um dieses Ziel zu erreichen. Versucht man nun festzumachen, was im Journalismus unter Objektivität verstanden wird, tut sich folgendes Dilemma auf: Fast jede* einzelne Journalist*in, mit der* ich gesprochen habe, versicherte mir, dass es nicht möglich sei, Objektivität zu erreichen, dass es nur subjektive Zugriffe auf Wirklichkeit geben könne, dass jede*r die jeweils eigene Realität sehe. Dabei ist es letztlich unerheblich, ob man davon ausgeht, dass es von vornherein keine objektive Wirklichkeit gibt, oder ob man annimmt, dass es zwar eine objektive Wirklichkeit gibt, es aber nicht möglich ist, diese zu erkennen. Denn gleichzeitig wurde das *Streben* nach Objektivität immer als oberstes Gebot im Journalismus dargestellt. Mir geht es an dieser Stelle nicht darum, diese grundsätzliche philosophische Frage der Objektivität zu diskutieren. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass die Maxime der Objektivität bestehen bleibt und das Ideal weiter hochgehalten wird, obwohl in der Theorie Konsens darüber besteht, dass ein objektiver Zugriff auf die Welt nicht möglich ist, und dass Medien lediglich in der Lage sind *Medienrealität* zu *konstruieren*, nicht aber *Realität abzubilden* – weder umfassend, noch repräsentativ, noch maßstabsgetreu verkleinert (u.a. Früh 1994). Der Kommunikations- und Medienforscher Werner Früh argumentiert dazu, dass eine umfassende Berichterstattung über alle positiven, alltäglichen Ereignisse die Medien allein im Umfang schlicht sprengen würde und bei einer repräsentativen, im Sinne einer prozentualen, Auswahl, beispielsweise über Politiker kaum noch berichtet werden

könnte (Früh 1994:16). Statt also von den Medien zu fordern, einen "Spiegel der Wirklichkeit" (Meier 2007:173) zu liefern, wird anerkannt, dass Selektion und Interpretation notwendig sind und Journalismus gesellschaftliche Realität mit konstruiert. Dem wird jedoch kaum Rechnung getragen, sondern stattdessen das Ideal der Objektivität in Anschlag gebracht, um vor eben diesem Hintergrund, also entgegen der eigenen Erkenntnis, Glaubwürdigkeit zu erzeugen.

Aus ethnologischer Perspektive, die sich im Zuge der Krise der Ethnologie von einem positivistischen Objektivitätsanspruch abgewendet hat und den subjektiven Zugang nicht nur als möglichst zu eliminierendes Übel sieht, sondern als notwendige Voraussetzung im Erkenntnisprozess anerkennt und wertschätzt, ist das Festhalten an "Objektivität" schwer verständlich. Klarer wird dies, wenn man die jeweilige Legitimation berücksichtigt. Ethnolog*innen forschen und schreiben für ein Fachpublikum, für andere Ethnolog*innen, Kultur- und Geisteswissenschaftler*innen, die ihre konstruktivistische Sichtweise teilen oder zumindest damit vertraut sind. Journalist*innen schaffen Repräsentationen für eine breite Öffentlichkeit, in der eine konstruktivistische Weltansicht weniger verbreitet ist und statt Anerkennung oder Wertschätzung von subjektiver Perspektive schnell der Vorwurf von Verzerrung, Manipulation oder purer Willkür vorgebracht wird. Damit würde unmittelbar der Verlust an Glaubwürdigkeit beim Publikum einhergehen. Dies mag eine Erklärung dafür sein, warum das Ideal der Objektivität bestehen bleibt, obwohl Medienmacher*innen und Journalismusforscher*innen anerkennen, dass Medien notwendigerweise Wirklichkeit konstruieren. So wirbt das ZDF heute-journal auf seiner Website in einem Beitrag zum Blick hinter die Kulissen mit folgendem Slogan: "Wir zeigen Ihnen den Tag, wie er wirklich war!"⁴⁹. Für Leser*innen oder Zuschauer*innen wird hier – ebenso wie durch die

⁴⁹ <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/beitrag/interaktiv/695478/ZDF-heute-journal---Die-Macher#/beitrag/interaktiv/695478/ZDF-heute-journal---Die-Macher>

vermeintliche Unparteilichkeit, die sich in der sachlich-neutralen Form und Präsentation der Nachrichten ausdrückt – der Mythos der Objektivität gepflegt und immer wieder neu reproduziert. Passender könnte es heißen: "Wir zeigen Ihnen den Tag, wie unsere ZDF-Reporter*innen ihn gesehen haben". Sehr deutlich zeigt sich das Primat der Objektivität auch in dem journalistischen Postulat der Trennung von Nachricht und Meinung, das fordert, Meinung, beispielsweise beim Kommentar oder der Glosse, als solche offenzulegen. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass Nachrichten, bei denen keine Offenlegung der Perspektive gefordert wird, als neutral, bzw. objektiv gelten.

An die Frage, welche Erkenntnis- und Repräsentationsmöglichkeiten Medienmacher*innen haben, schließt unmittelbar die Frage an, wie Rezipient*innen mit der angebotenen Medienrealität umgehen und was sie daraus machen. Die Medienforschung geht von aktiven und kreativen Rezipient*innen aus, die die vorgeschlagene durch die Medien konstruierte Medienrealität selbst noch einmal selektieren und interpretieren (Früh 1994:29ff). Wenn nun die Medienrealität von der Rezipient*in noch einmal aktiv angeeignet und selektiv ausgewertet wird, also in der Rezeption weitere Verschiebungen stattfinden, könnte man folgern, dass den verzerrenden Effekten, die bei der Konstruktion von Medienrealität durch die Medienmacher*innen auftreten, weniger Bedeutung zukommt, da diese ohnehin nicht eins zu eins in die Rezeption übergehen. Dieses Argument kann schon deshalb nicht standhalten, weil es nicht berücksichtigt, dass Rezipient*innen – unabhängig davon wie aktiv sie selbst mit den Medienangeboten umgehen – diejenigen Themen und Perspektiven, die *nicht* vorkommen, auch nicht in ihren aktiven Aneignungsprozess der Medienrealität mit einbeziehen können. Der Rahmen, in dem der Übergang von Medien- zu Publikumsrealität stattfindet, ist immer noch zu einem großen Teil durch die Medien vorgegeben. Auch vernachlässigt dieses Argument, dass die

Art und Weise der Darstellung die Rezeption beeinflusst und bestimmte Lesarten und Interpretationen näher legt als andere.

Ähnlich unkritisch geht der Ansatz des Agenda Setting davon aus, dass Medien weniger bestimmen, *was* die Menschen denken, als vielmehr *worüber* sie nachdenken. Die Themen, die breit und herausstechend in den Medien verhandelt werden, sind demnach auch die Themen, die in der Gesellschaft diskutiert werden. Als Beispiele sind Arbeitslosigkeit, Umweltprobleme oder Bedrohung durch Terrorismus genannt (Meier 2007:115). Dass sich die prominenten Medienthemen auch im Alltagsgespräch wiederfinden und damit beeinflussen, worüber Menschen nachdenken, ist sicherlich unbestritten. Der Ansatz greift jedoch zu kurz, wenn er nicht berücksichtigt, *wie* berichtet wird. Die Art und Weise der Berichterstattung beeinflusst die Bewertung und Beurteilung der Themen und wirkt damit auch auf Alltagshandeln zurück. Diese Zusammenhänge betreffen einzelne Ereignisse oder Themenkomplexe, wie beispielsweise die EHEC-Epidemie, die im Sommer 2011 zeitweise die deutsche Berichterstattung dominierte, und sich im Konsumverhalten der Bürger*innen niederschlug, was wiederum Konsequenzen für landwirtschaftliche Betriebe bedeutete; oder Hortungskäufe bei einer medial angekündigten Ölknappheit, die dann im Sinne einer self-fulfilling-prophecy die Ölknappheit erst hervorgerufen haben (Früh 1994). Statt solcher punktueller Medienwirkungen interessieren mich jedoch vielmehr weitergreifende Haltungen und Einstellungen, die auch langfristig durch die Medien mit gestaltet werden, und sich gesellschaftlich und politisch niederschlagen. Dazu gehören neben dem Themenkomplex um Migration, Integration und Rassismus, der für meine Forschung relevant ist, beispielsweise auch Themen wie Gender, Gesundheit, Umwelt, Umgang mit Kindern, Alter oder Tod, Familienkonzepte oder Spiritualität. Solche Metathemen kommen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und medialen Formen zum Tragen und schreiben sich dort und auch in andere Formen von

Kulturproduktion auf subtile Weise ein, werden dort verfestigt und reproduziert. Diese Prozesse sind hochkomplex, sie sind zeitlich ebenso wie räumlich ausgedehnt, auf vielfältige Weise aus den unterschiedlichsten Richtungen wirkmächtig, sie greifen ineinander, beeinflussen sich gegenseitig und verändern sich nur langsam. Vielleicht sind sie deshalb auch nicht Gegenstand der journalistischen Ausbildung, obwohl Massenmedien dabei eine bedeutende Rolle einnehmen. In journalistischen Einführungswerken und Praxishandbüchern gibt es kaum Anregung, sich als angehende Journalist*in damit zu beschäftigen. Meier weicht in seiner Einführung dem Thema Medienwirkung zusammenfassend folgendermaßen aus:

Die alltägliche Wirkung des Journalismus ist komplex, hängt von vielen Faktoren ab und lässt sich nicht ohne weiteres von der Wirkung fiktionaler Unterhaltungsformate oder von Werbewirkung trennen. (Meier 2007:118-119)

Vor eben dieser Schwierigkeit stehen alle Versuche, Medienwirkung empirisch detaillierter und breiter in den Blick zu bekommen. Medienbotschaften stehen nicht isoliert, sondern in einem zeitlichen ebenso wie inhaltlichen Kontinuum, häufig über mehrere Jahrzehnte hinweg, in denen sich die Themen nur geringfügig verändern; sie sind eingebettet in politische und soziale Zusammenhänge, in denen sich auch die Rezipient*innen befinden, die wiederum von persönlichen Erfahrungen beeinflusst sind, die sich im Laufe der Zeit verändern. (vgl. auch Weber-Menges 2005). Die Soziologin Sonja Weber-Menges (2005) weist außerdem darauf hin, dass für solche breit gedachten Wirkungsstudien auch sichergestellt sein müsste, welche Medieninhalte die befragten Personen wirklich erreicht haben – ein kaum durchführbares Unterfangen. Sie kommt insgesamt zu dem Schluss, dass "ein globaler empirischer Nachweis der Wirkung der medialen Darstellung kaum zu erbringen ist" (Weber-Menges 2005:154). Auf-

grund dieser Komplexität nimmt empirische Forschung zu Medienwirkung meist konkrete Einzelthemen in den Blick wie beispielsweise die Wirkung von Wahlkampf auf Wählerverhalten oder die Berichterstattung über Gewalt und entsprechende Nachahmungseffekte (vgl. auch Brosius 2003; Weber-Menges 2005). Kommunikationswissenschaftliche Forschungen dazu, wie Medien auf die Einstellungen der Rezipient*innen wirken, kommen zu dem Ergebnis, dass Medien hier kaum verändernd wirken können, sondern vielmehr bestätigend (u.a. Brosius 2003). So können Medien bestehende Einstellungen bekräftigen, vermögen aber kaum, grundsätzliche Einstellungen zu verändern. Theoretisch wird zum einen argumentiert, dass Medien kaum Einfluss auf bestehende Einstellungen haben können, weil diese auf einem komplexen System von Urteilen und Vorstellungen basieren und ein einzelner Einflussbereich, wie ihn die Medien darstellen, daran kaum etwas zu verändern vermag. Darüber hinaus wird sozialpsychologisch argumentiert, dass der Mensch bemüht sei, Konsistenz herzustellen, ein Gleichgewicht zwischen den bestehenden Einstellungen und den von außen kommenden Einflüssen aufrechtzuerhalten und damit also bemüht, "Informationen zu meiden, zu ignorieren oder umzuinterpretieren, die ihr emotionales Wohlbefinden stören und ihren Einstellungen zuwider laufen" (Weber-Menges 2005:147). Anders sei dies bei Themen, zu denen sich die Rezipient*innen noch kein Urteil gebildet hätten. (Brosius 2003:136; Weber-Menges 2005:148). Diese Argumentationen gehen implizit von einer Trennung zwischen einer nicht-medial vermittelten Voreinstellung aus, auf die dann Medieninhalte treffen, die in diese medienunabhängigen Vorstellungen einsortiert werden. Übersetzt man an dieser Stelle "Medieninhalte" mit "Repräsentationen" wird deutlich, dass es keine vormediale Phase gibt. Die meisten Menschen sind ab Kleinkindalter mit Erzählungen, Bildern und Vorstellungen konfrontiert, die im weitesten Sinne medial vermittelt sind, und sie werden von Erwachsenen betreut und ausgebildet, die ihrerseits medienvermittelte Bilder verinnerlicht haben. (vgl.

auch Waldenfels 1999:122) Unbestritten – unter Ethnolog*innen und Kulturwissenschaftler*innen ebenso wie unter Kommunikationswissenschaftler*innen – ist freilich, dass Rezipient*innen Medieninhalten nicht passiv ausgesetzt sind, sondern sie aktiv interpretieren, sich aneignen, und auch entgegen der intendierten Botschaft selektiv umdeuten. Überall auf der Welt imaginieren sich Menschen aus den globalisierten Medienangeboten ihre Welt – und verhalten sich entsprechend diesen vorgestellten Welten. Medien bieten Modelle, Skripts oder Narrative an, anhand derer Menschen sich die Welt erklären (Appadurai 1996). Diese Modelle oder Narrative zirkulieren, sie werden aufgenommen oder abgelehnt, uminterpretiert, geteilt, in kommunikativen Prozessen verhandelt und neu artikuliert, umgearbeitet und in die eigene Vorstellung der Welt integriert. In globalisierten "Mediascapes" (Appadurai 1996), über Satellitenfernsehen, Online-Zeitungen, internationale Film- und Videodistributionen, youtube und facebook ist dieser Prozess beständig in Gang, über Staatsgrenzen hinweg, zwischen Menschen überall auf der Welt.

Dass es nicht Ziel sein kann, eine vermeintliche Realität wirklichkeitsgetreu abzubilden, ist deutlich geworden. Ebenso wenig kann man aber vor diesem Hintergrund vor der Komplexität von Mediascapes kapitulieren und sich mit einem Status Quo zufrieden geben. Gerade wenn man ernst nimmt, dass Medien vor allem bestehende Einstellungen und Haltungen verstärken können und es weniger leicht möglich ist, sie zu verändern, muss es darum gehen, eben diese Verstärkungsmechanismen genauer in den Blick zu nehmen. Hier denke ich vor allem an die unausgesprochenen, impliziten und subtilen, schwer auszumachenden, aber dennoch äußerst wirkmächtigen Botschaften, denen sich beispielsweise die Kritische Weißseinsforschung und die Postkoloniale Kritik widmen. Eben weil jede Repräsentation notwendig interpretiert und konstruiert ist, ist es wichtig, den Pool an möglichen Perspektiven

zu erweitern und gleichzeitig kenntlich zu machen, *dass* es sich um Perspektiven, um Interpretationen handelt.

Die journalistische Maxime der Objektivität hat Herbert Marcuse bereits 1965 in seinem Essay "Repressive Toleranz" als "trügerische Unparteilichkeit" kritisiert:

Wenn eine Zeitschrift nebeneinander einen negativen und einen positiven Bericht über den FBI abdruckt, dann erfüllt sie ehrlich die Erfordernisse der Objektivität: es ist jedoch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der positive das Rennen macht, weil das Image der Institution dem Bewußtsein des Volkes tief eingeprägt ist. Oder wenn ein Nachrichtensprecher über die Folterung und Ermordung von Menschen, die für die Bürgerrechte eintraten) (sic!) in dem gleichen geschäftlichen Tonfall berichtet, dessen er sich bedient, wenn er den Aktienmarkt oder das Wetter beschreibt, oder mit der gleichen großen Gemütsbewegung, mit der er seine Reklamesprüche auf-sagt, dann ist solche Objektivität unecht, mehr noch, sie verstößt gegen Humanität und Wahrheit, weil sie dort ruhig ist, wo man wütend sein sollte, und sich dort der Anklage enthält, wo diese in den Tatsachen selbst enthalten ist. Die in solcher Unparteilichkeit ausgedrückte Toleranz dient dazu, die herrschende Intoleranz und Unterdrückung möglichst klein darzustellen oder gar freizusprechen. Wenn jedoch Objektivität irgend etwas mit Wahrheit zu tun hat und wenn Wahrheit mehr als eine Sache der Logik und Wissenschaft ist, dann ist diese Art Objektivität falsch und diese Art Toleranz unmenschlich. Und wenn es notwendig ist, das etablierte Universum der Bedeutung (und der in diesem Universum enthaltenen Praxis) zu durchbrechen, um den Menschen in den Stand zu setzen, herauszufinden, was wahr und was falsch ist, dann müßte diese trügerische Unparteilichkeit aufgegeben werden. Die dieser Unparteilichkeit ausgesetzten Menschen sind keine tabulae rasae, sie werden geschult von den Verhältnissen, unter denen sie leben und denken und über die sie nicht hinausgehen. Um sie zu befähigen, autonom zu werden,

von sich aus herauszufinden, was für den Menschen in der bestehenden Gesellschaft wahr und was falsch ist, müßten sie von der herrschenden Schulung (die nicht mehr als Schulung erkannt wird) befreit werden. Das aber bedeutet, daß der Trend umgekehrt werden müßte: sie hätten Information zu bekommen, die in entgegengesetzter Richtung präformiert ist. Denn die Tatsachen sind niemals unmittelbar gegeben und niemals unmittelbar zugänglich; sie werden durch jene, die sie herbeiführten, etabliert und "vermittelt"; die Wahrheit, "die ganze Wahrheit", geht über die Tatsachen hinaus und erfordert den Bruch mit ihrer Erscheinung. Dieser Bruch – Vorbedingung und Zeichen aller Denk- und Redefreiheit – läßt sich nicht im etablierten Rahmen abstrakter Toleranz und unechter Objektivität vollziehen, weil eben sie die Faktoren sind, die den Geist gegen den Bruch präformieren.
(Marcuse 1965: unpag.)

Heute, fast fünfzig Jahre später, beschreiben diese Aussagen immer noch ziemlich genau eben jenes Unbehagen gegenüber der "trügerischen Unparteilichkeit" der Medien, das mich als Medienrezipientin immer wieder erfasst. Ich vermisse auch heute Information, "die in entgegengesetzter Richtung präformiert ist". Natürlich kann man aus einer pragmatischen und auch aus kognitionspsychologischer Warte argumentieren, dass es kaum möglich und auch nicht sinnvoll wäre, alle Medienprodukte mit dem Hinweis auf ihre Konstruiertheit zu versehen. Meines Erachtens wäre jedoch schon viel erreicht, wenn nicht, vor allem durch die Nachrichtenmedien, beständig und dabei "unsichtbar" das Gegenteil behauptet würde.

3.3. Routinen im journalistischen Feld

Wenn man einen konstruktivistischen Zugriff auf eine vermeintliche Realität anerkennt, und damit Interpretation als einzige Möglichkeit der Repräsentation, gerät dies in Widerspruch zu dem eben skizzierten

weit verbreiteten Selbstverständnis von Journalist*innen als neutralen, sachlichen und objektiven Berichterstatte*rinnen. Dieser Widerspruch gilt auch für die Erwartungen der Rezipient*innen an journalistische Medieninhalte, nämlich analog zum Selbstverständnis, neutrale, sachliche und objektive Informationen zu erhalten. Da die Massenmedien, bzw. deren journalistische und dokumentarische Inhalte, aber gleichzeitig stets mit dem Zweifel behaftet sind, eben diese Erwartungen ohnehin nicht erfüllen zu können, manipulativ oder verzerrend zu sein (Luhmann 1996, Steyerl 2008), ist paradoxerweise Vertrauen die Grundlage, auf der wir Medieninhalte ernst nehmen. Das Vertrauen darauf, dass "die Journalistinnen und Journalisten die für uns wichtigen Themen auswählen und dass die Beschreibungen, die sie liefern, richtig sind – also bestimmte Realitätstests überstanden haben und nicht übertrieben oder gar falsch dargestellt sind" (Meier 2007:14). Um diesem Vertrauen gerecht zu werden, um dem Publikum Orientierung zu bieten und um angesichts der konstruktivistischen Perspektive auf mediale Repräsentationen, das Streben nach Objektivität zu stützen, bedienen sich Journalist*innen bestimmter Hilfskonstruktionen, die als Grundpfeiler professionellen Arbeitens gelten und dieses sicherstellen sollen. Diese Regeln, Standards und Routinen bestimmen das Wesen des journalistischen Feldes. Sie sind jeweils voneinander abhängig, greifen auf unterschiedliche Weisen ineinander, und haben Einfluss auf die durch die Medien konstruierte Medienrealität. Damit bieten sie auch den Rahmen, innerhalb dessen Media Diversity gedacht werden muss.

Um diese Zusammenhänge zu verdeutlichen, ist es nötig, zunächst die einzelnen Faktoren herauszuarbeiten. Dabei orientiere ich mich im Wesentlichen an der Systematik von Klaus Meier (2007). Diese Faktoren lassen sich zwei großen Bereichen zuordnen: Zum einen geht es um die Art und Weise der Präsentation, die Mediennutzer*innen Orientierung und Verlässlichkeit bieten soll. Hier haben sich verschie-

dene beständige Formen und Rezeptionsrahmen herausgebildet. Zum anderen geht es um Strategien und Routinen für die Auswahl von Information.

3.3.1. Formen und Rezeptionsrahmen

Um dem Publikum möglichst verlässlich eine gute Orientierung im medialen Angebot zu liefern, haben sich bestimmte äußere Formen etabliert, die beständig und wiedererkennbar sind und einen Rahmen für die Rezeption bieten. Dazu gehören die Aufteilung in verschiedene Ressorts und verschiedene Darstellungsformen sowie bestimmte Berichterstattungsmuster oder auch Typen von Journalismus. Diese Formen und Rezeptionsrahmen, zu denen auch die unterschiedlichen Medientypen Print, Radio, TV, Online etc. mit ihren spezifischen technischen Rahmungen gehören, beeinflussen die journalistische Wahrnehmung und damit auch die Repräsentation ebenso wie die Wahrnehmung des Publikums. Sie werden von beiden Seiten gelernt und bedient, auch wenn sie ständig im Wandel begriffen sind. (Meier 2007:180ff)

Ressortierung

Die Aufteilung in unterschiedliche Ressorts (ich beziehe mich hier vor allem auf den Bereich Print, für andere Medien haben sich ähnliche, wenn auch anders gelagerte Einteilungen etabliert) – meist Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Lokales, Boulevard/Vermischtes, teilweise auch Wissenschaft oder Medien – betrifft sowohl die Redaktion als auch das Produkt Zeitung. Sie leiten daher nicht nur die Leser*innen und liefern Orientierung. "Diese Ressortierung ist die Wahrnehmungsstruktur einer Redaktion: Themen, die durchs Raster fallen, kommen nicht vor, oder werden einseitig bearbeitet" (Meier 2007:188). Für Media Diversity bedeutet dies, dass über ein Thema, das keinem dieser

Ressorts zugeordnet werden kann oder in mehreren gleichzeitig angesiedelt ist, gleichsam nicht berichtet werden kann. Wenn doch, so muss das Thema notwendigerweise einem der Ressorts zugeordnet werden. Aus Perspektive der Rezipient*innen würde dies wiederum bedeuten, dass sie quasi intuitiv die gleiche Zuordnung vornehmen müssten wie die Redaktion, um ein Thema, das sie interessiert, überhaupt zu finden. Hinzu kommt, dass die Zuordnung zu einem Ressort auch eine Rezeptionsanleitung mitliefert. Es ist beispielsweise ein Unterschied, ob über eine Kino-Koproduktion zwischen Deutschland und Indien unter dem Ressort Kultur oder Wirtschaft berichtet wird.

Darstellungsformen und Formate

Einen ähnlichen Effekt hat die Form der Darstellung. Die große Fülle von Darstellungsformen, die in der Journalismusforschung je unterschiedlich definiert wurden, lassen sich für den Bereich Print auf wenige Grundtypen reduzieren: Information, darunter fallen zum Beispiel die Darstellungsformen Nachricht, Bericht, Interview oder Umfrage; Meinung, dazu gehören zum Beispiel Kommentar, Glosse und Rezension; Unterhaltung, hierzu zählen Reportage und Feature (Meier 2007:181). Für Fernsehen und Radio sind die Darstellungsformen, auch Formate genannt, entsprechend anders, wobei beim Fernsehen der Einfluss der Formate oder Darstellungsformen besonders deutlich wird. Die gesamte Programmstruktur ist heute so durchformatiert – in Nachrichten, Magazin, Reportage, Talkshow, Spielfilm, Soap-Opera, etc. –, dass es kaum noch möglich ist, eine Sendung unabhängig vom Format zu programmieren. Dominant unter den dokumentarischen Formaten ist dabei das Magazin, in dem wiederum unterschiedliche Formate unterkommen wie Bericht mit oder ohne O-Töne, Interviews oder Kurzreportagen. Ganz gleich, was ein Thema beispielsweise an Ausführlichkeit und damit an Sendezeit erfordert, um der Komplexität gerecht zu werden, es ist das Format, das über die

Länge und die Form entscheidet, nicht der Inhalt einer Sendung. Auch wenn die Formatierung für die Zuschauer*innen den Vorteil einer klaren Orientierung und Verlässlichkeit bietet, können Inhalte, oder auch Darstellungsweisen, die in kein etabliertes Format passen, demnach im Fernsehen kaum gesendet werden. Diversity ist jedoch per se eher komplex als einfach, eher sperrig als leicht verdaulich. Breit diskutiert wurde dieses Dilemma hinsichtlich der Auslandsberichterstattung und in Bezug auf den künstlerischen Dokumentarfilm, für den es im Fernsehen kaum noch Sendeplätze gibt. Die wenigen verbliebenen Sendeplätze für alles, was das Format herausfordert, liegen spät nachts und sind zudem vom Engagement einzelner Redakteur*innen abhängig. (vgl. u.a. Bayer, Engl und Liebheit 2004b)

Berichterstattungsmuster oder Typen von Journalismus

Neben der Einteilung in Ressorts und der Etablierung bestimmter Darstellungsformen haben sich auch unterschiedliche Typen von Journalismus oder Berichterstattungsmuster herausgebildet, denen unterschiedliche Rollenbilder zugrunde liegen, und die jeweils unterschiedliche Anliegen verfolgen. Wie bereits skizziert, dominiert in Deutschland das Ziel einer objektiven, neutralen, sachlichen Berichterstattung das journalistische Rollenbild (Weischenberg, Malik und Scholl 2006a und 2006b). An dieser Form des "Objektiven Journalismus" wird jedoch auch Kritik geübt. Zum einen bestehen aus konstruktivistischer Perspektive grundsätzliche Zweifel am Postulat der Objektivität und auch der Vorwurf an den Objektiven Journalismus, "die 'Objektivität' zu ideologisieren" (Meier 2007:184). Zum anderen wird ihm vorgeworfen, sich stark an offiziellen Ereignissen und den Inszenierungen der Mächtigen zu orientieren und am Gängelband von Pressemitteilungen und Pressekonferenzen zu hängen. Neben dieser dominanten Zielsetzung haben sich daher andere Rollenbilder entwickelt, die der Kritik am Objektiven Journalismus auf unterschied-

liche Weise zu begegnen versuchen. In der Journalismusforschung sind verschiedene Aufgliederungen vorgenommen worden, ich möchte hier nur die wichtigsten anreißen: Der "Investigative Journalismus" sieht sich als Kontrolleur und Kritiker, als Wachhund, der Missstände aufdeckt. Damit eng verwandt ist der "Präzisionsjournalismus", der sich als Forscher begreift und mittels wissenschaftlicher Recherche, präzise Fakten liefern will. "Anwaltschaftlicher Journalismus" agiert als Verteidiger und Sprachrohr der Schwachen und versucht Öffentlichkeit für ausgeblendete Themen herzustellen. "New Journalism" oder "Literarischer Journalismus" versucht auf literarisch-subjektive Weise Authentizität herzustellen, teils auf Kosten faktisch korrekter Darstellung. Der "Interpretative Journalismus" sieht sich als Erklärer und versucht Fakten und Hintergründe für sein Publikum verständlich aufzubereiten und einzuordnen. (Meier 2007; Mast 2008) Charakteristisch für all diese Typen ist, dass Journalist*innen hier nicht neutrale Berichterstatter*innen sind, sondern eine aktive Rolle übernehmen, die teilweise auch offengelegt oder zumindest angesprochen wird. Solche Formen haben durchaus das Potenzial, dem Publikum andere Lesarten an die Hand zu geben und zu einem aktiveren Engagement in der Rezeption aufzurufen, als dies der Objektive Journalismus tut. Allerdings konnten sich diese Formen gegenüber dem Objektiven Journalismus kaum durchsetzen – nicht zuletzt, da diese Gegenentwürfe eben aufgrund ihres persönlichen Engagements den Grundwerten eines Objektiven Journalismus drastisch entgegenstehen, während dieser das Selbstverständnis im journalistischen Feld weiterhin maßgeblich bestimmt. Laut Meier werden "die verschiedenen Konzeptionen komplementär in redaktionellen Strategien eingesetzt, um den Defiziten des 'Objektiven' Journalismus begegnen zu können" (Meier 2007:187). Grundsätzlich wird Objektiver Journalismus dadurch jedoch nicht in Frage gestellt. Eine Aussage von Hanns Joachim Friedrichs, ehemals Moderator der Tagesthemen, wurde am IfKW ebenso wie an der DJS immer wieder als journalistischer Grundsatz zitiert und trifft den Kern der Vorstel-

lung des Objektiven Berichterstatters: "Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache"⁵⁰ So unterliegt persönliches Engagement im Umkehrschluss schnell dem Verdacht des schlechten Journalismus und wird damit ausgehebelt. Claus Biegert, Journalist, Aktivist und Dozent der DJS, schilderte in seinem Seminar eindrücklich die Schwierigkeiten, mit denen beispielsweise anwaltschaftlicher Journalismus konfrontiert ist. Für Medienrealität und deren Rezeption bedeutet dies, dass das Paradigma der Objektivität fürs Erste bestimmend bleibt. Medienrealität wird allerdings auch über die seit einigen Jahren verbreiteten Formen von Bürgerjournalismus geschaffen, der sich im Internet in Blogs und Foren und über Kommunikationskanäle wie facebook, twitter und youtube artikuliert. Hier ist die Frage der Objektivität noch einmal anders gelagert, teilweise greifen zwar auch dort die gängigen journalistischen Prinzipien, teilweise fordern sie die etablierten Medien in ihren Ansprüchen aber auch heraus. Hier entwickeln sich engagierte Formen von Journalismus, die ihre Glaubwürdigkeit nicht aus der Autorität des professionellen Journalismus und der etablierten Massenmedien ziehen, sondern aus der Anerkennung der Nutzer*innen und der Weiterverbreitung im Netz. Wichtiger als die tatsächliche Referenz auf Wirklichkeit wird hier die übereinstimmende Bewertung von Ereignissen und Thematiken als relevant für die Lebenswirklichkeit der jeweiligen Nutzer. So entstehen ganz andere Vorstellungen von Kommunikation über Weltgeschehen, die für ein sich wandelndes journalistisches Selbstverständnis durchaus beginnen, eine Rolle zu spielen.

⁵⁰ www.hanns-joachim-friedrichs.de

Medientypen

Eine weitere Dimension, die auf die Medienrealität und auf Möglichkeiten von Media Diversity einwirkt, stellen die jeweiligen Erfordernisse und Möglichkeiten der unterschiedlichen Medientypen dar. Je nachdem, ob für ein lesendes Publikum im Bereich Print, ein hörendes Publikum im Bereich Hörfunk oder ein vornehmlich sehend-hörendes Publikum im Bereich Fernsehen produziert wird, ergeben sich unterschiedliche Gewichtungen und Schwerpunkte in der Wahl der Themen und deren Umsetzung. Ein Thema, das nicht oder nur schwer zu bebildern ist, wird im Fernsehen kaum umgesetzt werden, ein Thema, das eine Vielzahl atmosphärisch dichter O-Töne hergibt, wird bevorzugt für das Radio aufbereitet werden. Ein Thema, das besonders bildstark ist, oder die Bilder benötigt, um sein Potenzial zu entwickeln, wird eher im Fernsehen, oder in Zeitschriften verhandelt, als im Radio. Claus Kleber, Moderator und ehemals Redaktionsleiter des ZDF heute-journals, betont auf die Frage nach den Kriterien der Nachrichtenauswahl neben Aktualität und Relevanz vor allem die Darstellbarkeit im Fernsehen als entscheidenden Faktor:

Das Ereignis muss neu sein, es muss das Leben der Zuschauer betreffen oder die Welt maßgeblich verändern. Nicht jeder Terroranschlag weit weg verändert das Leben der Zuschauer, aber unter Umständen bedeutet er eine massive Veränderung des Weltgeschehens, von der sie wissen müssen. Das heißt, es gibt aus meiner Sicht drei Faktoren, die entscheidend sind: Die Neuigkeit, die Relevanz für die Welt oder die Welt des Zuschauers und dann drittens die Darstellbarkeit im Fernsehen. Es gibt Nachrichten, die du ins Fernsehen überhaupt nicht bringen kannst, weil die alte Regel von Dagobert Lindlau noch gilt: Fernsehen dreht sich nicht darum, was man sagen will, sondern darum, was man zeigen kann. Wir machen oft Beiträge über Dinge, die man ganz schwer zeigen kann. Aber ein Stück, das endgültig nichts Optisches mehr bietet,

kommt über eine bloße Meldung nicht hinaus. (Kleber zit. nach Ruhrmann und Göbbel 2007:53)

So strukturieren die unterschiedlichen Medientypen ihre eigene Medienrealität durch die technischen Möglichkeiten und Grenzen stark mit. Für das Publikum bedeutet dies, dass je nach Mediennutzungsverhalten, Radiohörer*innen ganz andere Wirklichkeiten vermittelt bekommen als Zeitungleser*innen oder Fernsehzuschauer*innen.

Die Aufteilung in Ressorts, die unterschiedlichen Formen der Darstellung, die verschiedenen Typen von Journalismus und die unterschiedlichen Medientypen mit ihren jeweils eigenen Möglichkeiten und Grenzen wirken auf die Medienrealität ein. Sie leiten dabei nicht nur die Wahrnehmung der Journalist*innen und Medienmacher*innen und strukturieren ihren Blick auf die Welt, sondern beeinflussen ebenso die Wahrnehmung des Publikums. (Meier 2007:189) Dabei ist festzuhalten, dass jede* Medienmacher*in ebenso Publikum ist, ebenso Medien konsumiert und sich bei der eigenen Medienproduktion daran orientiert. In diesem engen Korsett der Formate hat Media Diversity einen schweren Stand, weil Media Diversity in seiner emanzipatorischen Perspektive eben nicht eindeutig, klar und formatiert ist, sondern in sich widerständig und uneindeutig.

Das komplexe Zusammenspiel der unterschiedlichen Einflussfaktoren auf die Medienrealität, das ich mit "Formen und Rezeptionsrahmen" überschrieben habe, ist darüber hinaus aufs engste verflochten mit Routinen in der Auswahl und Interpretation von Medienereignissen. Will man die Möglichkeiten von Media Diversity ausloten, so sind die Mechanismen und Arbeitsroutinen, die darüber entscheiden, was überhaupt aus der Fülle von täglichen Ereignissen weltweit mediale Aufmerksamkeit erhält, ein entscheidender Ansatzpunkt.

3.3.2. Auswahl und Interpretation

Im Bewusstsein darüber, dass Wirklichkeit stets subjektiv erfahren ist und objektive Darstellung entsprechend nicht möglich ist, rücken vor allem die Auswahl und Gewichtung von Information in den Vordergrund: Welche Ereignisse werden zu Nachrichten in den Medien, wie viel Aufmerksamkeit wird ihnen dort zugestanden und auf welche Weise geschieht dies? Diese Fragen werden in der Kommunikationsforschung unter verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet, die jedoch in der Praxis ineinandergreifen: Gatekeeping-Forschung fragt danach, wie Journalist*innen in der Redaktion, dem Nadelöhr der Informationsverarbeitung, Entscheidungen treffen; Nachrichtenwert-Forschung untersucht anhand von Inhaltsanalysen welche Merkmale Ereignisse aufweisen müssen, um publikationswürdig zu sein; Forschung zu Framing, die sozial- und kognitionspsychologisch fundiert ist, fragt danach, welche Bezugsrahmen oder Deutungsmuster in einer Gesellschaft vorhanden sind, also von Publikum und Journalist*innen geteilt werden, und wie dadurch die Medienrealität vorstrukturiert wird. (vgl. Meier 2007:191)

Gatekeeping- und Redaktionsforschung

Die Gatekeeping-Forschung begann in den 1950er Jahren mit einer empirischen Studie in einer US-amerikanischen Zeitungsredaktion. Sie konzentrierte sich in der Frage nach der Nachrichtenauswahl auf das Individuum als Gatekeeper, der entscheidet, welche der Nachrichten, die über den Ticker der Agenturen die Redaktion erreichen, publiziert werden. Die frühen Gatekeeping-Forschungen gingen davon aus, dass diese Entscheidungen zwar im Rahmen von journalistischen Kriterien und der jeweils redaktionellen Linie der Zeitung stattfinden, vor allem aber auf persönlichen Einstellungen und subjektiven Überzeugungen der einzelnen Nachrichtenredakteur*innen beruhen (Pürer 2003:128), die gleichsam als Torhüter*innen oder Schleusenwärter*innen an den

Schalthebeln der Nachrichtenauswahl sitzen. Spätere Studien öffneten diesen engen Fokus auf das Individuum und nahmen die vielfältigen Bedingungen und Einflüsse in den Blick, die auf die Redaktion einwirken und innerhalb derer die einzelnen Journalist*innen agieren. Dazu gehören die Grundprinzipien und das Handwerk journalistischer Arbeit, die verfügbaren Rollenbilder und Selbstverständnisse, die oben genannten Formate und Rezeptionsrahmen, Produktionszwänge wie Zeitdruck oder Platzmangel, ökonomische Faktoren, wie beispielsweise die Zahl und die Orte von Korrespondentenbüros oder die Abhängigkeit von Werbekunden und Publikumszahlen, die politische und ideologische Ausrichtung eines Mediums, ebenso wie kulturelle und gesellschaftliche Faktoren. (Pürer 2003:128ff). Damit öffnete sich die Gatekeeping-Forschung in Richtung einer organisationstheoretischen Redaktionsforschung, die die komplexen Zusammenhänge des journalistischen Feldes berücksichtigt. Ein so breit gefasster Ansatz hätte dann den Journalismus als Ganzes zum Gegenstand und kommt so zurück zu der Frage nach Auswahl und Interpretation und den journalistischen Routinen, die diese Aufgabe unter dem Stress und dem Zeitdruck des tagesaktuellen Journalismus ermöglichen. Wesentliche Orientierungsmerkmale und Entscheidungshilfen sind die so genannten Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwerte.

Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwert

Die Nachrichtenwerttheorie geht davon aus, dass ein Ereignis bestimmte Merkmale aufweisen muss, um veröffentlicht zu werden. Diese so genannten Nachrichtenfaktoren bestimmen in ihrer Zusammensetzung und Ausprägung den Nachrichtenwert eines Ereignisses. Der Beginn der Forschung zu Nachrichtenfaktoren wird meist bei Walter Lippmann angesiedelt, der als Journalist bereits 1922 mit seinem einflussreichen Buch "Public Opinion" ("Die öffentliche Meinung") der Frage nachgeht, wie wir die Welt wahrnehmen und welche

Rolle dabei die Massenmedien spielen. Dabei argumentiert Lippmann, dass der Mensch die Welt anhand von, von Lippmann so genannten, Stereotypen wahrnimmt, also anhand von vorhandenen vertrauten Sichtweisen und Rahmen. Erkennen können wir nur das, was wir innerhalb solcher Stereotype wiederfinden, die wir im Rahmen der Sozialisation verinnerlichen.

Meistens schauen wir nicht zuerst und definieren dann, wir definieren erst und schauen dann. In dem großen blühenden, summenden Durcheinander der äußeren Welt wählen wir aus, was unsere Kultur bereits für uns definiert hat, und wir neigen dazu, nur das wahrzunehmen, was wir in der Gestalt ausgewählt haben, die unsere Kultur für uns stereotypisiert hat. (Lippmann 1990 [1922]:63)

Dies gilt sowohl für Journalist*innen als auch für Rezipient*innen. Lippmann betonte bereits damals den großen Einfluss, den die Massenmedien notwendigerweise auf unsere Vorstellung der Welt haben, die wir aufgrund ihrer schieren Komplexität nur durch den drastischen Selektionsprozess des Journalismus medienvermittelt als eine "Pseudoumwelt" wahrnehmen können (Lippmann 1990 [1922]:17). In Bezug auf diesen Selektionsprozess bei der Auswahl von Nachrichten prägte Lippmann den Begriff "news value" bzw. Nachrichtenwert. Damit beschreibt er Merkmale wie Nähe, Relevanz oder Sensationalismus, durch die sich ein Ereignis aus dem Fluss und der Fülle aller Ereignisse heraushebt und publikationswürdig wird (Lippmann 1990 [1922]). Seine Theorie wurde später von weiteren Forschungen aufgegriffen. Bis heute einflussreich und häufig in der journalistischen Ausbildung zitiert ist die empirische Studie zur Auslandsberichterstattung der norwegischen Konflikt- und Friedensforscher*innen Johan Galtung und Mari Holmboe Ruge (1965). Wie Lippmann begründeten auch sie ihre Nachrichtenwerttheorie kognitionspsychologisch mit der Notwendigkeit des menschlichen Geistes, Komplexität zu reduzieren.

Dazu brauche man Regeln für die Auswahl von Information – als Journalist*in ebenso wie als Rezipient*in. Basis ihrer Forschung war eine Reihe von Thesen zur Nachrichtenauswahl, die sie in einer Analyse der Auslandsberichterstattung von vier norwegischen Tageszeitungen zu politischen Krisen in Kongo, Kuba und Zypern in den 1960er Jahren testeten. Die Thesen sind aus der Metapher der Radioübertragung abgeleitet. Man stelle sich vor, die Welt sei vergleichbar mit einer Fülle von Radiostationen, die alle pausenlos parallel auf ihrer jeweiligen Frequenz alle Ereignisse senden, die in der Welt stattfinden. Daraus würde eine Kakophonie entstehen, die nicht mehr zu entschlüsseln wäre. Sinn könne erst dann entstehen, wenn ein einziger klarer Sender für eine Weile gehört wird, bevor man zum nächsten Sender umschalte. Da wir nicht alles gleichzeitig aufnehmen können, müssen wir Entscheidungen treffen. Die Frage sei nun, wie ein Ereignis beschaffen sein muss, damit es unser Interesse weckt. Die Autor*innen beschreiben dies als kognitionspsychologisches Problem, aus dem sie eine kurze Liste offensichtlicher Implikationen ("a short list of some obvious implications") ableiten (Galtung und Ruge 1965:65). Aus dieser ersten Liste entwickelten sie dann eine Reihe von Nachrichtenfaktoren. Ihre These besagt, dass ein Ereignis folgende Nachrichtenfaktoren, bzw. eine Kombination daraus, in bestimmter Ausprägung aufweisen muss, um zu einer Nachricht werden zu können.

1. **Frequenz** – Je ähnlicher die Frequenz des Ereignisses zu der Erscheinungsfrequenz des Mediums, desto höher ist die Chance, dass es zur Nachricht wird. Dabei meint Frequenz inwiefern ein Ereignis in seinem Ablauf und bezüglich der Zeit, die es braucht um bedeutungsvoll zu werden, dem Intervall entspricht, in dem ein bestimmtes Medium erscheint. Als Beispiel nennen die Autor*innen den Tod eines Soldaten in der Schlacht im Vergleich zum Entwicklungsprozess eines Landes.

2. **Schwellenfaktor/Außergewöhnlichkeit** – Je "größer" und außergewöhnlicher das Ereignis, desto größer ist der Nachrichtenwert.
3. **Eindeutigkeit** – Je klarer und eindeutiger, je weniger komplex und je weniger deutungsoffen das Ereignis, desto größer ist die Chance auf Veröffentlichung.
4. **Bedeutsamkeit** – Je relevanter ein Ereignis für die Rezipient*innen, desto höher ist der Nachrichtenwert. Dazu gehören auch räumliche und kulturelle Nähe.
5. **Konsonanz** – Je stärker ein Ereignis mit vorhandenen Vorstellungen und Interpretationsrahmen übereinstimmt, desto größer ist die Chance auf Veröffentlichung.
6. **Überraschung** – Während die Faktoren Bedeutsamkeit und Konsonanz noch auf eine Fülle von Ereignissen zutreffen, muss zusätzlich Überraschung oder Seltenheit hinzukommen, um sie nachrichtenwürdig zu machen.
7. **Kontinuität** – Ereignisse, die bereits zu Nachrichten geworden sind, bereits etabliert sind, haben eine größere Chance auch weiterhin Nachricht zu sein.
8. **Variation/Komposition** – Dieser Faktor bezieht sich auf das jeweils aktuelle Angebot an möglichen Nachrichten, das den Nachrichtenwert jedes einzelnen Ereignisses mitbestimmt.

Zusätzlich zu diesen aus der Radiometapher abgeleiteten Faktoren, benennen sie vier weitere Faktoren, die sie (ohne nähere Begründung) als kulturgebunden sehen und nur auf den "nord-westlichen" Teil der Welt beziehen:

9. **Elite-Nationen** – Hier greift die kulturelle Nähe, der Bezug zu anderen "nord-westlichen" Elite-Nationen.
10. **Elite-Personen** – Eliten sind berichtenswerter, weil ihre Handlungen größere Konsequenzen haben als die von "jedermann"; dar-

über hinaus werden Elite-Personen als stellvertretend für "jedermann" gesehen.

11. **Personalisierung** – Die Bindung eines Ereignisses an eine Person, in späteren Forschungen auch als "human interest" oder "human touch" bezeichnet.
 12. **Negativismus** – Je negativer ein Ereignis und seine Auswirkungen, desto höher ist der Nachrichtenwert.
- (vgl. Galtung und Ruge 1995:65ff)

Die Nachrichtenfaktoren stehen in Beziehung zueinander, hängen teilweise voneinander ab und bedingen oder verstärken sich gegenseitig. So hängen beispielsweise die Konzentration auf Elite-Personen und Personalisierung direkt miteinander zusammen, punktuelle negative Ereignisse passen sich leichter in die Kriterien Frequenz, Eindeutigkeit und Überraschung ein als positive Ereignisse, die in der Regel längerfristig in ihrer Entwicklung, deutungsoffener und alltäglicher sind. In Bezug auf die Nachrichtenauswahl stellen Galtung und Ruge verschiedene Hypothesen auf. Sie gehen davon aus, dass ein Ereignis umso größere Chancen hat, zur Nachricht zu werden, je stärker das Ereignis den Nachrichtenfaktoren entspricht (Selektionshypothese). Dabei können sich die Faktoren gegenseitig verstärken (Additivitätshypothese) oder sich ergänzen, d.h. je kleiner ein bestimmter Faktor ausgeprägt ist, desto größer müssen andere Faktoren ausgeprägt sein (Komplementaritätshypothese). Ist ein Ereignis ausgewählt, werden wiederum die Faktoren eines Ereignisses, die den Nachrichtenwert ausmachen, in der Berichterstattung hervorgehoben (Verzerrungshypothese). Dabei sind Selektivität und Verzerrung in jedem Schritt des Nachrichtenprozesses wirksam, von der Erstwahrnehmung vor Ort bis hin zur Rezeption des fertigen Beitrags (Replikationshypothese). (vgl. Galtung und Ruge 1965:71-72) Diese Hypothesen versuchen Galtung und Ruge in ihrer Analyse der Berichterstattung zu den politischen Krisen in Kongo, Kuba und Zypern zu überprüfen. Die Kommu-

nikationswissenschaftlerin Christiane Eilders weist in ihrer Studie zu Nachrichtenfaktoren (1997) darauf hin, dass Galtung und Ruge letztlich lediglich die Komplementaritätshypothese getestet haben, also klären wollten, ob es zutrifft, dass bestimmte Faktoren andere ersetzen können, wenn diese nicht vorhanden oder besonders schwach ausgeprägt sind. Dafür haben sie die Faktoren Elite-Nation, Elite-Person, Negativismus und Bedeutsamkeit (bzw. Relevanz oder Nähe) herausgegriffen und anhand von bestehenden Artikeln deren Zusammenspiel überprüft. Der empirische Beitrag ihrer Studie ist damit zunächst wenig aussagekräftig. Ihr theoretisches Konzept ist jedoch bis heute einflussreich. Seitdem haben sich verschiedene Forschungen mit Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwert befasst und mit unterschiedlichen Forschungsdesigns versucht diese zu validieren, auf Basis von Inhaltsanalysen, die lediglich einen Rückschluss auf die Entscheidungsmerkmale zulassen, ebenso wie durch Befragungen von Journalist*innen oder Rezipient*innen (für einen Überblick zum Forschungsstand siehe Eilders 1997; Ruhrmann und Göbbel 2007). Dabei wurden die ursprünglichen Nachrichtenfaktoren nach Galtung und Ruge zum Teil feiner aufgliedert, etwas anders gefasst, oder erweitert. Über verschiedene Studien hinweg haben sich jedoch die folgenden Faktoren als stabil und einflussreich herauskristallisiert: Relevanz, Negativismus, Elite-Personen bzw. Prominenz, Kontinuität bzw. Etablierung in der Berichterstattung, kulturelle Nähe und Elite-Nation (Eilders 1997:58). Trotz teils sehr unterschiedlicher Forschungsansätze und Fragestellungen kann man also die Bedeutung von Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwert grundsätzlich als erwiesen ansehen (Eilders 1997) – nicht zuletzt aufgrund ihrer Wirkmächtigkeit in der Praxis. Dabei möchte ich betonen, dass Nachrichtenfaktoren ursprünglich als Thesen aufgestellt und anhand von Inhaltsanalysen von Medienprodukten destilliert wurden. Sie geben damit Auskunft, wie Nachrichten – zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, von bestimmten Leuten, unter bestimmten Umständen – gemacht wurden. Sie sind also

in erster Linie ein thesenhafter und empirischer Befund, der zudem nur erfassen konnte, welche Themen es durch die Selektion geschafft haben. Was nicht berücksichtigt wurde und aus welchen Gründen, konnte damit nicht ermittelt werden. Seitdem hat die Nachrichtentheorie jedoch eine normative Kraft entwickelt. Bereits seit 1934 in den USA und seit 1959 mit der entsprechenden Übersetzung in Deutschland wurden solche Kriterienkataloge in der journalistischen Ausbildung eingesetzt, um zu vermitteln, wie Nachrichten ausgewählt werden sollen oder müssen. (Meier 2007:195). Auch in der journalistischen Ausbildung, so wie ich sie erlebt habe, und in Einführungswerken, wurden Nachrichtenfaktoren, wenn auch historisch kontextualisiert, unter anderem mit Verweis auf deren Universalität als handlungsweisende Kriterien für das journalistische Alltagsgeschäft vermittelt (für eine Übersicht verschiedener Lehrbücher siehe Ruhrmann und Göbbel 2007). In Gesprächen mit Journalist*innen zeigten sie sich immer wieder als unumstößlich und prägend für das journalistische Arbeiten. In einer offenen Erhebung, inklusive sieben qualitativer Leitfadenterviews, unter insgesamt 43 Journalist*innen, zum größten Teil aus leitenden Positionen, untersuchten die Kommunikationswissenschaftler Georg Ruhrmann und Roland Göbbel die Veränderung der Nachrichtenfaktoren und die Relevanz von Themen. Am meisten wird der Studie zufolge über Soziales und Gesellschaft berichtet, direkt gefolgt von internationalen Konflikten und Terrorismus. Dabei sind die unterschiedlichen Nachrichtenfaktoren freilich nicht alle gleich einflussreich und ihre Bedeutung variiert von Medium zu Medium, von Thema zu Thema. Während für Nachrichtenagenturen Aktualität und Relevanz von höchster Bedeutung sind (wobei Genauigkeit noch vor Schnelligkeit rangiert: "Get it first, but first get it right" ist der vielzitierte Grundsatz) und Sensationalismus abgelehnt wird (Ruhrmann und Göbbel 2007), ist die Orientierung an Prominenz und Sensation für Boulevardzeitungen ein entscheidender Faktor. Während für das Fernsehen die Umsetzbarkeit in Bilder eine große Rolle spielt,

ist das für Printerzeugnisse weniger relevant. Insgesamt stellen Ruhrmann und Göbbel eine verstärkte Kommerzialisierung fest, aus der wiederum größere Konkurrenz und steigender Aktualitätsdruck erwachsen. Auch die Publikumsorientierung hat stark zugenommen und es herrscht ein Trend zur Boulevardisierung, d.h. zu zunehmend unpolitischer Berichterstattung, die an human interest geknüpft ist (Ruhrmann und Göbbel 2007:66). Den Faktoren Aktualität und Relevanz für das imaginierte Publikum kommt auch dabei eine herausragende Rolle zu. Die Einführung von Meier setzt sie gleichsam konstitutiv für den Journalismus: "Wenn Unabhängigkeit, Recherche, Aktualität und Relevanz nicht garantiert sind, verliert der Journalismus seine Aufgaben und Funktionen – und damit seinen Sinn und Wert für das Publikum" (Meier 2007:226).

Relevanz als Nachrichtenfaktor wird sich nicht ändern, jedoch ändert sich das, was als relevant gesehen wird (Ruhrmann und Göbbel 2007:52). Dies ändert sich freilich nicht zuletzt durch die Hervorhebung in den Medien, die nicht nur Bericht erstatten, sondern ebenso Themen setzen (Agenda Setting).

Was bedeuten diese Erkenntnisse für Media Diversity? Man könnte argumentieren, dass Diversity vielleicht bisher kein Thema ist, das als relevant eingestuft wird, dass sich dies jedoch ändern könnte. Die Schwierigkeit liegt darin, dass Diversity eben kein *Thema* ist, sondern vielmehr eine themenübergreifende *Haltung*, auch solche Themen als relevant zu erachten, die sich nicht eins zu eins aus der Bedeutsamkeit für das imaginierte "Mehrheitspublikum" ableiten lassen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich Journalist*innen in ihrer Auswahl und Gewichtung von den Nachrichtenfaktoren leiten lassen, und diese "während der journalistischen Ausbildung internalisiert werden" (Ruhrmann und Göbbel 2007:66). Sie werden also nicht in erster Linie theoretisch, und aus Lehrbüchern gelernt, sondern als journalis-

tische Routine im Alltagsgeschäft vermittelt. Daher werden sie auch kaum überprüft oder kritisch reflektiert, sondern als gegeben angenommen. In ihrem Zusammenspiel stützen die Nachrichtenfaktoren die Macht- und "Mehrheitsperspektive". Erfahrung und die Diskussion unter erfahrenen Kolleg*innen in der Redaktionskonferenz werden von leitenden Redakteur*innen demgemäß als wichtigste Instanzen bei der Auswahl von Nachrichten angegeben. Dabei spielt gleichsam ein Bündel an Erfahrungen mit Nachrichtenfaktoren zusammen (Ruhrmann und Göbbel 2007:57ff). An dieser Stelle kommt die Gatekeeping-Forschung wieder ins Spiel. Aus Perspektive von Media Diversity und im Sinne der Forderung nach Partizipation als emanzipatorisches Moment ist es absolut relevant zu untersuchen, wer diese leitenden Positionen besetzt und wie die Redaktionskonferenzen zusammengesetzt sind.

Framing

Neben Gatekeeping und Nachrichtenwert ist Framing eine weitere Sichtweise auf die Auseinandersetzung mit der journalistischen Nachrichtenauswahl. Der komplexe Forschungsansatz speist sich interdisziplinär unter anderem aus Soziologie, Psychologie und Kommunikationstheorie und bezieht neben der Auswahl auch die Wirkung von Medienprodukten mit ein. Auch hier greifen also kognitionspsychologische Erklärungen. Dabei wird davon ausgegangen, dass in der Wahrnehmung, Auswahl und Präsentation von Themen so genannte Frames wirksam werden. Frames werden als Interpretationsrahmen definiert, die Orientierung erlauben, Komplexität reduzieren und mittels einer Bewertung auch Handlungsempfehlungen geben.

Frames are patterns of interpretation that can be identified in all phases of mass communication, including public relations, journalism, media content and media effects (...). They have similar functions on all these levels: They structure information and reduce complexity. Frames are not issues or

themes, but general patterns that can be applied to any issue. Frames usually consist of four elements: Problem definition, causal interpretation, moral evaluation and/or treatment recommendation. Similar to the concept of bias, frames do evaluate options, but they are not a synonym to bias because frames are more differentiated by giving information on the evaluation criteria. (Dahinden 2005:1-2)

Der Soziologe und Kommunikationswissenschaftler Urs Dahinden nennt als ein Beispiel die biblische Geschichte von David und Goliath (Dahinden 2006:14ff), in der David trotz seiner körperlichen Unterlegenheit wider Erwarten den Riesen Goliath besiegt. Der Konflikt zwischen ungleichen Partnern ist die grundsätzliche Thematik dieses Frames, der Machtmissbrauch der stärkeren Partei wird dabei als Hintergrund des Problems gesehen. Die Bewertung schlägt zugunsten des Schwächeren aus. Je nach Perspektive variiert die daraus folgende Handlungsanleitung: Für die schwächere Partei lautet sie, dass es möglich ist zu siegen und es sich lohnt, mit dem Einsatz von Kreativität alternative Lösungen gegen den scheinbar übermächtigen Gegner in Stellung zu bringen. Für die vermeintlich stärkere Partei lautet sie, dass ihr Status nicht unantastbar ist. Gleichzeitig können sich Akteure beispielsweise im Falle des David-Goliath-Frames der Gunst des Publikums sicher sein, wenn sie sich erfolgreich in der Rolle Davids präsentieren. Der David-Goliath-Frame kann in Bezug auf ganz unterschiedliche Themen angewendet werden, wo immer es um ungleiche Machtverteilungen geht oder es gelingt solche zu suggerieren. In einer Frame-Analyse der Medienberichterstattung über die rassistischen Übergriffe und Brandanschläge in den frühen 1990er Jahren in Rostock, Hoyerswerda, Mölln und Solingen, beschreibt der Kommunikationswissenschaftler Bertram Scheufele die beiden Frames "das ungelöste Asylproblem" und "die Gefahr des Rechtsradikalismus" (Scheufele 2003:147). Je nachdem, unter welchem Frame ein Artikel dazu berichtet, wird eine andere Lesart suggeriert. So können mit Hilfe von

Frames zum jeweiligen Thema bestimmte Interpretationsweisen nahegelegt werden. Eine Stärke dieses Forschungsansatzes sieht Dahinden in "seiner breiten Anwendbarkeit für alle Phasen massenmedialer Kommunikationsprozesse. Frames können auf allen Ebenen von Massenkommunikation (Public Relations, Journalismus, Medieninhalte, Publikum) identifiziert und deren Transfer und Wandel analysiert werden" (Dahinden 2006:13). Wenn man davon ausgeht, dass Framing die Art und Weise beeinflusst, wie Medienschaffende Medienrealität konstruieren, sind sie vor allem interessant, weil sie bestimmte Lesarten nahelegen, die Bewertungen und Handlungsempfehlungen beinhalten. Sie sind damit nicht nur, wie die Nachrichtenfaktoren, bestimmend dafür, welche Themen und Ereignisse Eingang in die Medienrealität erhalten, sondern in besonderem Maße auch dafür, wie diese wahrgenommen werden.

Der Framing Ansatz ist jedoch ähnlich wie die Gatekeeping-Forschung vor allem darauf ausgerichtet, empirisch zu beleuchten, wie Medieninhalte zustande kommen und rezipiert werden. In den Kommunikations- und Medienwissenschaften ist der Ansatz noch jung und hat sich als Konzept noch nicht einmal in der Forschung breit etabliert (Dahinden 2006:319ff). Dagegen haben Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenswert, die ursprünglich auch als Modelle entwickelt und erforscht wurden, um zu zeigen, wie Nachrichten entstehen und wirken, inzwischen eine stark normative Kraft entwickelt und sind in der journalistischen Ausbildung handlungsanleitend geworden. Sie sind daher viel stärker als Frames im Bewusstsein von Medienmachern und gelten als kollektiv geteilte, unumstößliche Regeln der Nachrichtenauswahl.

3.4. Zwischenfazit

Die notwendig konstruierte Medienrealität ist ein Produkt des journalistischen Feldes. Dieses ist sowohl vom journalistischen Selbstverständnis und Rollenbild geprägt als auch von den verschiedenen Routinen in der journalistischen Arbeit. Dazu gehören das Ideal eines informierenden, objektiv-neutralen Berichterstatters, die Formen und Rezeptionsrahmen, darunter Ressortierung, Darstellungsformen und Formate, unterschiedliche Berichterstattungsmuster und die Bedingungen der Medientypen, ebenso wie die Faktoren, die Auswahl und Interpretation leiten. Innerhalb dieser Bedingungen und Vorstellungen wird Medienrealität konstruiert und mit Rezeptionsanleitungen versehen. Während diese Bedingungen in der Journalismusforschung umfassend untersucht werden, sind sie im journalistischen Alltagsgeschäft nur teilweise im Bewusstsein. Dies ist schon allein der Tatsache geschuldet, dass ein zentraler Aspekt dieser Vorstellungen und Routinen darin besteht, journalistisches Handeln zu ermöglichen und die Glaubwürdigkeit der Medien aufrechtzuerhalten – gerade angesichts des Wissens um diese Bedingungen (nämlich des Wissens darum, dass es notwendig ist, zu reduzieren, auszuwählen, zu interpretieren, dass jede Wahrnehmung, jede Darstellung perspektivisch ist). Um dies zu erreichen, sollen die Routinen gegenüber dem Publikum genau das gewährleisten, was nicht möglich ist: objektive, neutrale, sachliche Berichterstattung garantieren.

Während es für einzelne Journalist*innen und Redakteur*innen zwar selbstverständlich ist, dass Objektivität kritisch zu sehen ist, ist es in der Institution von Nachrichten insgesamt fest verankert. Nachrichten präsentieren sich stillschweigend als objektive Abbildung der Realität. Laut Kommunikationswissenschaftler Winfried Schulz kommt das beim Publikum auch so an:

Wie auch immer das Verhältnis der Medienrealität zur "faktischen" Realität beschaffen sein mag, sicher ist, daß die Nachrichten von den Rezipienten in der Regel als verbürgte Zeugnisse des "tatsächlichen" Geschehens angesehen werden, daß sie also in ihren Wirkungen der Realität gleichzusetzen sind. (Schulz 1990:29)

Die Routinen dieses "konventionellen Nachrichtenparadigmas" (Fleras 2006 und 2010) sind dabei nicht auf Nachrichten beschränkt. Sie gelten, wenn auch weniger explizit, auch für andere dokumentarische Formate und beeinflussen letztlich auch die Umsetzung, Auswahl und Programmierung von Unterhaltungsprogrammen oder Spielfilmen.

Der kanadische Soziologe und Multikulturalismusforscher Augie Fleras sieht in diesem etablierten "konventionellen Nachrichtenparadigma" einen "systemischen Bias" (Fleras 2006:179 und 2010:11), eine strukturelle Schiefelage, die die hegemoniale Perspektive begünstigt und marginalisierte Positionen ausspart – und damit Bemühungen um Media Diversity diametral entgegensteht. Fleras argumentiert, dass der systemische Bias vor allem durch den Fokus der Nachrichtenmedien auf Negativität bestimmt ist. "Only bad news are good news" oder "if it bleeds it leads – if it scares it airs" sind bekannte Slogans. Mit Negativität als Nachrichtenwert werden beispielsweise Migrant*innen in Kontexten von Problem, Krise und Bedrohung überrepräsentiert (vgl. u.a. King und Wood 2001; Trebbe und Köhler 2002; Müller 2005; van Dijk 2006; Gross, Moore und Threadgold 2007; Sultan 2011). Negativität ist freilich ein Nachrichtenwert, der grundsätzlich gilt, nicht nur in Bezug auf Migration oder marginalisierte Gruppen. Das Problem besteht in dem Ungleichgewicht, das dadurch entsteht, dass marginalisierte Gruppen kaum mit anderen als negativen Themen dargestellt werden.

In short, what is not said by the newsmedia may be just as important as what is said. The interplay of negative representations combines with the absence of complex characterization to foster a colour-coded news discourse whose "palemale" gaze is pro-white rather than anti-minority. (Fleras, 2006:200)

Der von Fleras hier angesprochene "palemale gaze", der Blick aus männlich-weißer Perspektive, naturalisiert die bestehenden Machtstrukturen ebenso wie die bestehenden journalistischen Konventionen. Weil der Status Quo als normal definiert und beständig als normal und universell bestätigt wird, bleibt er unsichtbar und ist daher kaum benennbar (van Dijk 1993; Dolan 2006). Gleiches gilt für andere Nachrichtenwerte wie Relevanz, Aktualität, Prominenz, Nähe, Tragweite, Kuriosität oder Konflikt. Auch diese – vor allem aber eine Kombination daraus – unterstützen den dominanten Diskurs. Relevanz wird in der Regel über die Anzahl der Betroffenen definiert. Hier ist die "Mehrheitsgesellschaft" gegenüber Marginalisierten klar bevorzugt. Die Verbindung von Aktualität und Negativität schließt langfristige positive Entwicklungen aus, die ein differenziertes Bild von denjenigen Bevölkerungsgruppen zeichnen könnten, die vom Mehrheitsdiskurs ausgeschlossen sind. Der Nachrichtenfaktor Bedeutsamkeit oder auch Relevanz bezieht sich auf räumliche wie kulturelle Nähe und adressiert daher automatisch die "Mehrheitsbevölkerung" und formuliert deren Themen und Bedürfnisse als "normal", die von Marginalisierten als "Ausnahmen". Auch der Nachrichtenfaktor Eindeutigkeit hebt Diversity aus, denn Diversity ist an sich nicht an Eindeutigkeit und klaren Zuordnungen im Rahmen binärer Oppositionen interessiert, sondern hebt eben auf die vielfältigen Uneindeutigkeiten ab, die sich klaren Zuschreibungen entziehen.

Die Konventionen des Nachrichtenparadigmas sind stark, sie stehen für guten Journalismus und werden kaum als das wahrgenommen, was

sie sind: Vereinbarungen – wenngleich sehr breit akzeptierte –, denen ein bestimmter Medienzentrismus innewohnt. Fleras beschreibt Medienzentrismus als: "the tendency of media to automatically interpret the world from their perspective as necessary and normal" (Fleras 2006:181). Dieser Medienzentrismus beeinflusst, was Journalist*innen überhaupt als Nachricht wahrnehmen, aber auch was sie als "Fakten" oder als "ausgewogen" definieren, ebenso welche beiden Seiten einer komplexen Situation gehört werden und welcher Ausschnitt dieser beiden Seiten, aus welcher Perspektive.

Daher richte ich im Folgenden den Fokus auf die journalistische Ausbildung und die berufliche Sozialisation von Journalist*innen: Inwiefern werden in der Ausbildung – vor dem Hintergrund des skizzierten journalistischen Selbstverständnisses und der entsprechenden Arbeitsroutinen – die Dynamiken von Repräsentation thematisiert? Wie wird mit dem Paradox von Objektivität als Maxime einer konstruierten Medienrealität umgegangen und inwiefern findet Media Diversity Eingang ins Curriculum?

4. Media Diversity in der journalistischen Ausbildung

Eine wichtige Basis für die Verortung von Media Diversity im journalistischen Feld lieferte mir die Forschung in einer journalistischen Ausbildungsklasse. Das Konzept ist noch jung, so dass es nicht allzu verwunderlich ist, dass es im etablierten journalistischen Selbstverständnis und in den bestehenden Arbeitsroutinen noch keinen Eingang gefunden hat. Mir ging es in dieser Forschung darum, einen tieferen Einblick in die Genese journalistischen Selbstverständnisses zu bekommen, in die Art und Weise, wie Journalist*innen in ihre Rolle hineinwachsen und wie sie beruflich sozialisiert werden. Von besonderem Interesse war die Frage, welchen Anteil kritische Selbstreflexion in der Ausbildung hat – als Voraussetzung für Änderungen zugunsten von Media Diversity in der Institution Journalismus.

Zwar wird in Deutschland nur ein Teil der Journalist*innen universitär oder über Journalistenschulen ausgebildet. Ebenso verbreitet ist der Einstieg über das Volontariat. Für meine Forschung habe ich jedoch eine hochangesehene Ausbildungsinstitution gewählt, da die Ausbildung dort in Fachkreisen als Königsweg gilt. Ich versprach mir davon einen stärker theoriegeleiteten Einblick als das beim praxisnäheren Volontariat der Fall gewesen wäre.

Wie bereits dargelegt begleitete ich von Oktober 2008 bis Dezember 2009 die Masterklasse Journalismus des Instituts für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung (IfKW) der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Der Studiengang ist eine enge Kooperation des IfKW mit der Deutschen Journalistenschule (DJS), einer der renommiertesten Journalismusschulen im deutschsprachigen Raum. Auf ein Theorie-Semester am IfKW folgt eine neunmonatige intensive Praxisausbildung in Print, Radio, Fernsehen und Online an der DJS, die von zwei Praktika flankiert wird. Die Ausbilder*innen und Dozent*innen der DJS sind durchwegs Praktiker*innen, Journalist*innen

und häufig ehemalige DJS-Absolvent*innen, die im Berufsleben stehen, und jeweils zu ihren Spezialgebieten Ausbildungsblöcke übernehmen. Auf diese Weise ist zusätzlich zum Praktikum eine konkrete aktuelle Anbindung an die Praxis gewährleistet. Jeder theoretische Input wird in praktischen Übungen vertieft, die durch die Dozent*innen korrigiert und ausführlich besprochen werden. Das letzte Semester am IfKW ist dem Schreiben der Abschlussarbeit vorbehalten. Für viele Studierende ist die Ausbildung an der DJS die eigentliche Motivation für das Masterstudium Journalismus. Die Semester am Institut und die Masterarbeit erachten manche als notwendiges Übel, das ihnen ermöglicht, die praktische Ausbildung zu durchlaufen – denn ein Abschluss an der DJS kommt einer Eintrittskarte ins Berufsleben in der Redaktion gleich. Im Rahmen meiner Forschung begleitete ich die Klasse in ihrem ersten Semester am IfKW sowie im Print-Block der Praxisausbildung. Zum einen war ich Teil der Klasse – ich war wie sie Lernende, hörte zu, machte Notizen, las Texte. Zum anderen war aber zu jeder Zeit klar und deutlich, dass ich nicht Teil der Klasse sein durfte – ich durfte nicht selbst aktiv werden, also beispielsweise keine Übungstexte schreiben. Das war zunächst nie von irgendeiner Seite laut ausgesprochen worden, war aber wie eine stillschweigende Vereinbarung, sowohl mit den Ausbilder*innen als auch mit den Studierenden. Gleichzeitig hatte ich das auch nicht eingefordert. Meine Rolle blieb also die einer eher passiv teilnehmenden Beobachterin. Meine Forschungsnotizen bestehen entsprechend aus Unterrichtsmitschriften, Handouts und Kursmaterialien sowie ergänzenden Kommentaren und Anmerkungen. Hinzu kommen Gedächtnisprotokolle zu bestimmten Situationen und Gesprächen mit Studierenden und Ausbilder*innen im Kurs, qualitative Interviews mit Studierenden der Masterklasse sowie informelle Gespräche, die ich mit verschiedenen Studierenden über den Zeitraum der gesamten Forschungsphase führte.

Durch die Forschung erreichte ich ein Verständnis von den Prämissen, Arbeitsroutinen und Erfordernissen journalistischer Arbeit und ich entwickelte Respekt davor, was Journalist*innen in ihrer täglichen Arbeit leisten, unter welchem Druck sie arbeiten und welche gesellschaftliche Verantwortung sie übernehmen. Gleichzeitig wurden mir die Punkte deutlicher bewusst, an denen sich die Grundannahmen von Kulturwissenschaften und Journalismus notwendig reiben, wo Missverständnisse und Unvereinbarkeiten aufkommen und welche Grenzen bezüglich Media Diversity bestehen.

4.1. Zum Status Quo einer Leerstelle

Während meiner Forschung war ich immer wieder mit dem Problem konfrontiert, dass ich mich mit dem, was mich interessierte, kaum verständlich machen konnte. Stellte ich die Frage nach einer grundsätzlich kritisch reflexiven Haltung zu Repräsentation und inwiefern dies unter Journalist*innen und in der Ausbildung Thema sei, stieß ich oft auf Unverständnis. Eine Verbindung mit Ethnologie oder allgemein kulturwissenschaftlichen Fragen herzustellen war ähnlich schwierig. Als ich den Journalistenschüler*innen mein Forschungsprojekt vorstellte, kam die Frage auf, ob die Ethnologie sich da nicht zu wichtig nähme und ob man dann nicht auch andere Fachrichtungen, wie Geschichte, Soziologie oder Politik einbinden müsste. "Als Soziologe kann man das Wort 'Nation' oder 'Staat' oder 'Völkerrecht' auch nicht lesen, ohne dass sich einem der Magen umdreht – wieso dann Ethno-Themen?", fragte eine der Studierenden. Ich erklärte, dass es nicht um political correctness geht und mich weniger der thematische, sondern vor allem der repräsentationstheoretische Beitrag der Ethnologie interessiert. Mit dieser Schwierigkeit, mich verständlich zu machen war ich während meiner Forschung häufiger konfrontiert. Ich schloss daraus, dass zum einen Repräsentationstheorie, wie sie in den Kultur-

wissenschaften diskutiert wird, unter Journalist*innen nicht diskutiert wird, und dass zum anderen Ethnologie in der öffentlichen Meinung kaum damit assoziiert wird. Im Folgenden verlagerte ich daher meine Fragestellung in eine konkretere Richtung, nämlich in den Bereich Media Diversity, parallel dazu auch auf das Thema Migration, und teilweise bemühte ich das Stichwort Interkulturelle Kommunikation, denn auch Media Diversity war meinen Gesprächspartner*innen häufig noch kein Begriff.

Die Studie der Friedrich Ebert Stiftung über Journalistenschüler stellte fest, dass anwaltschaftlicher Journalismus keinen hohen Stellenwert genießt (Ziegler 2008). Was hier für die Teilhabe von und die Berichterstattung über "sozial Unterprivilegierte" gilt, lässt sich ähnlich auch auf andere Aspekte von Diversity übertragen. Die mediale Elite schließt aus und perpetuiert über ihre Produkte eine hegemoniale Perspektive, obwohl sie gleichzeitig beansprucht und fordert, alle gesellschaftlichen Bereiche zu repräsentieren. Diese Grundproblematik der Repräsentation wird in Zieglers Studie zwischen den Zeilen angedeutet. In der Ausbildung des Masterstudiengangs Journalismus von DJS und IfKW war sie kein Thema. Media Diversity steht nicht auf dem Lehrplan und auch eine kritische Auseinandersetzung mit den komplexen Bedingungen, Voraussetzungen, Zusammenhängen und Wirkungen von Repräsentation im Allgemeinen ist meiner Erfahrung nach kein zentraler Bestandteil der journalistischen Ausbildung. Wenn nun diese Themen dort kaum eine Rolle spielen, lohnt sich die Frage nach verwandten Themen, Fragestellungen und entsprechenden Lehrangeboten.

4.2. Verwandte Themen und Lehrangebote

Eine Stoßrichtung verwandter Lehrangebote stellen interkulturelle Themen dar. Markus Behmer und Jeffrey Wimmer (2009) haben beispielsweise "internationale und interkulturelle Kommunikation als Themen kommunikationswissenschaftlicher Lehre" an deutschen Universitäten und Fachhochschulen untersucht. In dem untersuchten Themenfeld fielen dabei ganz unterschiedliche Aspekte zusammen: Es ging sowohl um internationale Ausrichtungen, wie beispielsweise Mediensysteme im europäischen bzw. internationalen Vergleich oder internationale Themen, als auch um Entwicklungskommunikation, Kriegs- und Krisenberichterstattung oder einen deutsch-französischen Masterstudiengang in Journalistik – kurz um Kursangebote, die irgendeinen internationalen oder interkulturellen Bezug aufwiesen. Die Studie hatte zunächst lediglich eine Erhebung bestehender Lehrangebote zum Ziel, es ging noch nicht um eine inhaltliche Auswertung. Das Ergebnis zeigt dennoch eine Richtung an:

Nur an wenigen Instituten gibt es ganze Module mit internationalem Bezug (...). An vielen Instituten sind hingegen international ausgerichtete Kurse gar nicht fest im Curriculum verankert (...). Oft hängt die "Internationalität" stark an Einzelpersonen (...). Dementsprechend wirken internationale Angebote teilweise wie "Steckenpferde", die von einigen Dozenten – sehr verdienstvoll – "geritten" werden. (Behmer und Wimmer 2009:412)

Darüber hinaus sagt die Zahl an Seminaren noch nichts über ihre thematische Ausrichtung und Qualität aus und es scheint "kaum Einigkeit darüber zu bestehen, welche Inhalte konkret zu vermitteln sind – eine Art 'Mindestanforderungskatalog' für 'internationale' Lehrveranstaltungen ist jedenfalls nicht erkennbar" (Behmer und Wimmer 2009:416).

Dieses Bild deckt sich mit meinen Erfahrungen an der DJS und der Forschung zu Diversity-Fortbildungen in deutschen Medienunternehmen. Es gibt wenig, es besteht kaum Verständigung über Inhalte, und das Wenige wird von passionierten Einzelpersonen vorangetrieben – die teilweise genau deshalb kaum ernst genommen werden.

Im Masterstudiengang Journalismus fanden insgesamt drei Veranstaltungen statt, die verwandte Themen berührten: ein vierteiliges Blockseminar mit zwei Semesterwochenstunden zum Thema Medienethik (in Verantwortung des IfKW), ein dreistündiger Einzeltermin mit dem Titel "Kein Thema – die Zensur in unseren Köpfen" und ein Seminar mit dem Titel "Bildkorrekturen", das sich im Jahr meiner Forschung 2008 mit "Sport, Entwicklung und Medien" befasste. Dieses Seminar wurde in Form einer zweitägigen Journalismus-Tagung abgehalten, veranstaltet von InWEnt (Internationale Weiterbildung und Entwicklung gGmbH⁵¹), in Kooperation mit der DJS, dem IfKW, der Ausbildungsredaktion des Bayerischen Rundfunks und dem Verein Nachwuchsjournalisten in Bayern e.V. Diese Lehrangebote möchte ich im Folgenden exemplarisch näher beleuchten.

4.2.1. Medienethik

Das Seminar zu Medienethik wurde, wie an der DJS üblich, von einem erfahrenen Journalisten geleitet. Vor seiner journalistischen Karriere war er lange als Rechtsanwalt tätig und arbeitete auch als Journalist an der Schnittstelle von Medien und Justiz. Er wurde als Experte und Koryphäe für Medienethik angekündigt. Sein Unterricht lieferte jedoch nicht das, was ich – und auch die Studierenden – unter dem Titel "Medienethik" erwartet hatten. Ein Großteil der Beispiele beschäftigte

⁵¹ InWEnt ist seit 1.1.2011 gemeinsam mit GTZ und DED zur Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit giz (www.giz.de) zusammengefasst worden.

sich mit Fällen, in denen veröffentlicht wurde, dass prominente oder weniger prominente Persönlichkeiten beispielsweise während einer Galaveranstaltung hinter ein Partyzelt gepinkelt hatten, in St. Tropez nackt gebadet hatten oder mit einer Prostituierten gesichtet worden waren. Die Diskussion kreiste dann um die Frage, ob und warum dies veröffentlicht werden könne oder solle und welche rechtliche Grundlage dafür besteht. Eine Kernaussage war, dass Doppelmoral stets öffentlich gemacht werden dürfe. Eine andere, dass Menschen, die offenbar an Medienpräsenz interessiert sind und den Kontakt zu den Medien suchen, dann auch nicht einfordern könnten, dass bestimmte Bilder oder Details aus ihrem Leben nicht veröffentlicht werden dürfen. In anderen Beispielen ging es um menschliches Leid, um das Zeigen von Opfern und die Frage, inwiefern das Informationsbedürfnis der Öffentlichkeit über dem Recht auf Privatsphäre des Einzelnen steht. Im Vordergrund der vielen diskutierten Fallbeispiele stand nicht in erster Linie die Frage "Kann ich das als Journalist*in verantworten?", sondern vielmehr die Frage "Komme ich damit durch, oder wird mein Blatt verklagt?". Es ging – kurz gesagt – nicht um die Verantwortung der Medien oder der einzelnen Journalist*in, sondern um Presserecht. Ein Bezug zu grundsätzlichen Repräsentationsfragen wurde im Seminar nicht hergestellt. Alle Beispiele bezogen sich auf konkrete Einzelfälle, fast alle auf Einzelpersonen. Einige der Studierenden beklagten, dass sie aus dem Seminar keinerlei Hilfestellung für eigene Entscheidungen in ethisch schwierigen Situationen in ihrem Berufsalltag mitnehmen konnten. Von studentischer Seite wurde also durchaus mehr kritische Reflexion eingefordert, als die Ausbildung ihnen geliefert hätte. Ein beträchtlicher Teil des Seminars bestand aus Übungsaufgaben, in denen die Studierenden ausgewählte Zeitungsartikel mit Hilfe des Pressekodex des Deutschen Presserats auf ihre ethische Verantwortlichkeit hin untersuchen sollten. Der Pressekodex wurde damit als die wichtigste Instanz für ethische Fragestellungen im Journalismus vorgestellt.

Exkurs: Presserat und Pressekodex

Der Presserat ist ein eingetragener Verein "mit dem Zweck, für die Pressefreiheit in der Bundesrepublik Deutschland einzutreten und das Ansehen der deutschen Presse zu wahren" (Deutscher Presserat e.V. 2010, Satzung § 1). Mitglieder sind die großen Branchenverbände, der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger, der Verband Deutscher Zeitschriftenverleger, der Deutsche Journalisten-Verband und die Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union der Gewerkschaft ver.di. Er ist ein Organ der freiwilligen Selbstkontrolle der Presse, hat aber wenig Macht, da er lediglich "Hinweise, Missbilligungen und Rügen" aussprechen kann (Deutscher Presserat e.V. 2010, Satzung § 9), denen aber außer im Falle der Rüge keinerlei Sanktionen folgen. Bei einer Rüge verpflichten sich die Mitglieder zur zeitnahen Veröffentlichung, die jedoch teilweise ganz unterbleibt oder möglichst unauffällig platziert wird und damit auch kaum weitere Wirkung hat. Darüber hinaus kommt es nur dann zu einer Prüfung, wenn eine konkrete Beschwerde eingeht. Grundsätzlich kann zwar jede*r online oder per Brief kostenlos Beschwerde einreichen, doch bedarf es dieser Initiative durch die Leserschaft. Selbstständig wird der Presserat nicht tätig, Rundfunk und Fernsehen fallen überhaupt nicht in seinen Zuständigkeitsbereich. Der Pressekodex, auf den sich sowohl die Beschwerden als auch die Prüfung stützen, ist zu verstehen als "Richtlinien für die publizistische Arbeit nach den Empfehlungen des Deutschen Presserats" (Deutscher Presserat e.V. 2008:1).

Diese Empfehlungen beziehen sich, basierend auf der im Grundgesetz festgeschriebenen Pressefreiheit auf insgesamt 13 Aspekte der Berufsethik der Presse, darunter Wahrhaftigkeit und Achtung der Menschenwürde, Sorgfalt und Grenzen der Recherche (keine unlauteren Methoden), Richtigstellung von Falschmeldungen, Informantenschutz und Vertraulichkeit, Trennung von Werbung und redaktionellen Inhalten, Achtung von Persönlichkeitsrechten (Privatleben und Intimsphäre),

Schutz der Ehre, keine Schmähung von religiösen, weltanschaulichen oder sittlichen Überzeugungen, keine Sensationsberichterstattung, Beachtung des Jugendschutzes, keine Diskriminierung sowie Unschuldsvermutung bei der Berichterstattung von Verfahren (vgl. Deutscher Presserat e.V. 2008). Ziffer 12 des Pressekodex, die sich der Diskriminierung widmet, sagt konkret:

Niemand darf wegen seines Geschlechts, einer Behinderung oder seiner Zugehörigkeit zu einer ethnischen, religiösen, sozialen oder nationalen Gruppe diskriminiert werden. (Deutscher Presserat e.V. 2008: Ziffer 12)

Sie ist ergänzt durch die Richtlinie 12.1., die besagt:

In der Berichterstattung über Straftaten wird die Zugehörigkeit der Verdächtigen oder Täter zu religiösen, ethnischen oder anderen Minderheiten nur dann erwähnt, wenn für das Verständnis des berichteten Vorgangs ein begründbarer Sachbezug besteht. Besonders ist zu beachten, dass die Erwähnung Vorurteile gegenüber Minderheiten schüren könnte. (Deutscher Presserat e.V. 2008: Ziffer 12)

Insgesamt gehen pro Jahr etwa 700 Beschwerden beim Presserat ein, die meisten davon befassen sich mit Verstößen gegen Persönlichkeitsrechte oder Sorgfaltspflicht, es "richtet sich nur ein Bruchteil gegen Texte, durch die Minderheiten diskriminiert werden" (Desgranges 2007:9). In den Jahren 1986 bis 2000 wurden zwischen drei und maximal 42 Diskriminierungsbeschwerden pro Jahr (im Schnitt pro Jahr etwa 17) vom Deutschen Presserat entschieden (Pöttker 2005). Die meisten dieser Fälle wiederum beziehen sich auf die ergänzende Richtlinie 12.1., die sich auf die Nennung der Nationalität bei Straftaten bezieht. Diese Fälle sind leicht zu erkennen und durch die Richtlinie auch sehr konkret zu benennen. Dass es ansonsten wenige Be-

schwerden zu Diskriminierung gibt, lässt jedoch nicht unbedingt den Schluss zu, dass die Berichterstattung nicht zu beanstanden wäre. Ich denke dies liegt vielmehr in der Offenheit der Ziffer 12 und der Komplexität des Themas begründet. Wenn es sich nicht um offene Diffamierung oder klare rassistische Äußerungen handelt, ist nicht ohne Weiteres zu klären, wann von Diskriminierung gesprochen werden kann. Gerade subtile Formen und die Normalisierung der "Mehrheitsgesellschaft" bleiben unsichtbar, nicht benennbar und daher – vor allem für ein Publikum, das sich nicht intensiv damit auseinandersetzt – kaum auszumachen. Deshalb sind sie freilich nicht weniger wirksam. Es ist bezeichnend, dass die einzigen Beschwerden, die regelmäßig in Bezug auf die Diskriminierung einer Gruppe eingehen (zwischen 1986 und 2000 über die Hälfte der insgesamt 257 Diskriminierungsbeschwerden) vom Zentralrat Deutscher Sinti und Roma kommen, einer Vertretung, die professionell gegen Diskriminierung ankämpft und dabei auch die Landesmediengesetze sowie das Beamtenrecht in den Blick nimmt. Denn häufig sind es Behörden, die eine Nennung von Beschuldigten als "Sinti und Roma" oder "Zigeuner" in der Berichterstattung herbeiführen (vgl. Pöttker 2005). Doch selbst vom Zentralrat wird diese Kennzeichnung in erster Linie in Bezug auf eine Nennung bei der Berichterstattung über Straftaten angeprangert. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Subtilität diskriminierender Medieninhalte wird auch vom Zentralrat Deutscher Sinti und Roma zunächst nicht eingefordert, wohl auch, weil es so schwierig ist, diese zu benennen. Der Pressekodex bleibt damit als Kontroll- und Regulierungsinstanz in Bezug auf mediale Diskriminierung vergleichsweise wirkungslos.

Doch auch jenseits dieses sehr speziellen Aspekts der medialen Diskriminierung, ist der Presserat als Instanz der freiwilligen Selbstkontrolle der Medien in der Kritik. In einer Studie von 2007 zu der Frage, wie der Presserat von Journalist*innen wahrgenommen wird, stellt der Publizistikwissenschaftler Carsten Reinemann fest, dass die ethischen

Grundsätze, die im Pressekodex dargelegt sind, in den vorangegangenen fünf Jahren an Bedeutung abgenommen haben und dass immer häufiger dagegen verstoßen wird. Eine interessante Ausnahme bildet das Diskriminierungsverbot, das laut knapp einem Drittel der Befragten besser abschneidet als fünf Jahre zuvor (Reinemann 2010). Eine Begründung für diesen Befund liefert die Studie allerdings nicht, und auch der Presserat selbst hat hierzu keine Informationen, außer dass die Beschwerden in Bezug auf Ziffer 12 in den letzten Jahren sehr unterschiedlich ausgefallen sind (56 im Jahr 2007; 67 in 2008 ; 149 in 2009; 111 in 2010 und 66 in 2011)⁵². Zwar nehmen die befragten Journalist*innen den Pressekodex inhaltlich durchaus ernst und geben an, ihn auch gut zu kennen, so Reinemann. Im Redaktionsalltag spielt er jedoch keine bedeutende Rolle, es wird kaum über die Spruchpraxis des Presserates diskutiert, Rügen werden selten abgedruckt und finden vor allem keinen Eingang in die öffentliche Diskussion.

Insgesamt erfüllt der Presserat die Aufgabe der Selbstkontrolle der Medien nur unzureichend. Da er darüber hinaus zu wenig Öffentlichkeit herstellt, sind seine Arbeit und deren Grundlage, der Pressekodex, unter der Leserschaft kaum bekannt, was wiederum die Praxis, nur auf Beschwerde hin aktiv zu werden, unterläuft. Die mangelnde Öffentlichkeit ist auch darin begründet, dass die Sanktionsmöglichkeiten ausgesprochen schwach sind. Dass sich daran nichts ändert, mag auch in der Struktur des Presserats begründet sein, der ausschließlich von Medienvertreter*innen getragen wird, die auch ökonomische Interessen verfolgen und damit stärkere Sanktionsmöglichkeiten, wie beispielsweise finanzielle Strafen, ablehnen. Da es keine Vertreter*innen aus den gesellschaftlichen Gruppen oder beispielsweise aus Publikum oder Wissenschaft gibt, mangelt es an interner Kontrolle, was die

⁵² Ella Wassink, Referentin des Deutschen Presserats, E-Mail-Kommunikation, 28.12.2011.

Arbeit des Presserats intransparent und damit letztlich wenig glaubwürdig macht. Um dieser Kritik zu begegnen, schlägt Reinemann vor, die Praxis des Presserats grundlegend zu reformieren. Statt lediglich auf Beschwerden zu reagieren, müsste der Presserat selbst aktiv werden, dem Pressekodex zu mehr Öffentlichkeit verhelfen und ihm durch selbständige systematische Auswertungen der Presse in Bezug auf Verstöße auch zu mehr Durchschlagkraft verhelfen. So könnte wirksame Qualitätskontrolle stattfinden, die Medienunternehmen anspricht, mitzuziehen. (Reinemann 2010) Eine solche Reform der Arbeitsweise wäre ein erster wichtiger Schritt, um effektivere Qualitätskontrolle zu gewährleisten. Sie müsste meiner Ansicht nach jedoch von einer Reform des Pressekodex flankiert sein, um auch die subtileren Aspekte von Diskriminierung, gerade in Bezug auf gesellschaftliche Gruppen in den Blick zu bekommen und journalistische Ethik im Sinne der Equity-Perspektive von Media Diversity weiter zu fassen, als es die bisherigen Artikel des Pressekodex leisten können.

Ende Exkurs

Die Bedeutung und Verortung von journalistischer Ethik, die ich in Bezug auf Media Diversity als notwendige Voraussetzung begreifen würde, lässt sich auch an der oben bereits zitierten Studie von Weischenberg, Malik und Scholl ablesen. In der groß angelegten Befragung zum Stand des Journalismus in Deutschland wurde auch zum Thema Ethik befragt. Den Fokus bildete dabei die Recherche bzw. "moralisch umstrittene Recherchemethoden". Begründet wird diese Einschränkung wie folgt:

Recherche ist eine zentrale journalistische Tätigkeit und in besonderem Maße geeignet, ein journalistisches Problembewusstsein für ethische Fragestellungen zu erfassen. Bei der Befragung provoziert man auf diese Weise, über einen journalistischen Grundkonflikt nachzudenken: zwischen normengerechtem Verhalten (wie es die Gesellschaft insgesamt, aber

auch der Deutsche Presserat verlangt) auf der einen Seite und andererseits der Realisierung der journalistischen Primärfunktion, aktuelle Informationen für die Öffentlichkeit auch gegen Widerstände und informationsunwillige Quellen zu sammeln und bereitzustellen – einem Ziel, das auch den wirtschaftlichen Zielen von Medienbetrieben entspricht. (Weischenberg, Malik und Scholl 2006a:357)

Auch hier werden, ebenso wie im oben diskutierten Seminar, andere ethische Fragestellungen, insbesondere die der Verantwortlichkeit für die Repräsentation, weitgehend ausgeblendet. Aus ethnologischer Perspektive zählt freilich genau diese Verantwortung zu den ganz wichtigen ethischen Themen. Während der Presserat affirmativ feststellt: "Niemand darf wegen seines Geschlechts, einer Behinderung oder seiner Zugehörigkeit zu einer ethnischen, religiösen, sozialen oder nationalen Gruppe diskriminiert werden" (Deutscher Presserat e.V. 2008: Ziffer 12), formuliert die "Frankfurter Erklärung" zur Ethik in der Ethnologie Fragen, die dazu anregen sollen, sich mit bestimmten Themen intensiv auseinanderzusetzen:

1. Wird der dokumentierten Kultur und Gesellschaft durch die Themen, Methoden und die Form der Dokumentation ein hinreichender Respekt entgegengebracht?
2. Sind das Schutzbedürfnis und die Interessen der Informanten und anderer Personen, die als Partner am Prozeß der Dokumentation und Interpretation beteiligt waren, ausreichend berücksichtigt?
3. Ermöglicht die als Resultat der ethnographischen Arbeit vorgelegte Dokumentation eine ausreichende Transparenz, um den Prozeß ihrer Entstehung erkennen zu lassen? Wurde dabei auch die Option eines Feedbacks hinreichend berücksichtigt?
4. In welcher Form wurde die notwendige Reziprozität zwischen den Beteiligten an der ethnographischen Arbeit hergestellt?

5. Wurde den wissenschaftlichen Prinzipien des Holismus, der Vermeidung von unbewußten Vorannahmen ("Bias") und der gebotenen Genauigkeit ausreichend Rechnung getragen?
 6. In welchem Maße sind die mit der Dokumentation verfügbaren Einsichten dazu geeignet gegenüber der Öffentlichkeit Stellung zu beziehen? Verpflichten möglicherweise bestimmte Zusammenhänge dazu, die Öffentlichkeit darüber zu informieren?
- ("Frankfurter Erklärung" zur Ethik in der Ethnologie 2009:3)

Dabei orientieren sich die Fragen zuvorderst am Gegenüber, an den Menschen, mit denen die Ethnolog*in zusammengearbeitet hat, schließt aber allgemeine Fragen der Repräsentation in der jeweiligen Forschungsdokumentation mit ein. Erst nachgeordnet stellt sich die Frage, ob möglicherweise die Öffentlichkeit über "bestimmte Zusammenhänge" informiert werden sollte. Diese Herangehensweise ist freilich aus Perspektive von Medienmacher*innen kaum umzusetzen. Die Veröffentlichung steht für sie nicht in Frage, sie ist ihr tägliches Geschäft. Aus dieser Perspektive argumentiert auch der Pressekodex. Dennoch könnte ein Mehr an kritischer Auseinandersetzung auch die eher pragmatischen Grundsätze des Pressekodex bereichern. Während meiner Forschung an der DJS ergab sich im Rahmen eines Interviews mit einem der Studierenden ein ausführliches und sehr intensives Gespräch über die Frage, ob und wie eine solche Auseinandersetzung in die Lehre einfließen sollte:

Wie geht es dir an der Schule? Hast du das Gefühl, dass ihr lernt, was ihr braucht?

Ja. Die eine Seite ist die technische. Was man nicht lernt und auch nicht lernen kann, ist das Berufsethos: Wie gehe ich mit Menschen um, wie hart recherchiere ich, wie bereit bin ich, Leute unter Druck zu setzen, wie gehe ich mit Leuten um, wenn ich über sie schreibe. Es wäre sicher interessant, mal

darüber zu diskutieren, aber vermittelbar ist so etwas eh nicht. Da muss jeder seinen Weg finden.

(...) Hast du den Eindruck, dass zu diesem breiten Feld [im Rahmen der Ausbildung] noch etwas kommen wird?

Nein. Ich glaube das hängt auch von dir als Mensch und als Typ ab. Das hat ja auch [ein Reporter der Süddeutschen Zeitung und Dozent der DJS] gesagt: Man schreibt halt als Mensch und in deinen Schreibstil gehen ja auch deine Siege und Niederlagen ein. Das verändert sich. Er hat ja von sich erzählt, dass er früher so ein Fertigmacher war oder bekannt dafür, dass er Leute fertig gemacht hat, weil das in der Redaktionskonferenz gelegenen Applaus gebracht hat. Er ist mittlerweile Mitte 40 und ist jetzt davon abgekommen und ist jetzt auf dem Standpunkt, dass man den Menschen gerecht werden muss und dass er versucht, das nicht mehr zu tun, Leute fertig zu machen.

Natürlich kann man das nicht lernen im Sinne einer Verordnung, so wie man das Werkzeug dafür lernen kann, einen Kommentar zu schreiben. Auf so einer Ebene kann man das nicht vermitteln. Aber ich denke schon, dass man in einer Auseinandersetzung damit weiterkommt (...). Die Diskussion über die Begriffe "illegal" und "illegalisiert" ist ein gutes Beispiel, weil man überhaupt anfängt darüber nachzudenken, so dass einem dann ein Unterschied auffällt, weil man "illegalisiert" vorher gar nicht gekannt hat.

Ja, aber [mein Mitstudent] würde auch zwei – oder auch zwölf – Stunden mit sich diskutieren lassen und hinterher immer noch "illegal" sagen.

Vielleicht – aber findest du nicht, dass es ein Unterschied ist, wenn man "illegal" aus einer Haltung heraus schreibt, aus einer Position, die man gefunden hat?

Ja, ich glaube schon, dass es seine Position ist.

Aber es ist doch ein Unterschied, ob man das aktiv zur eigenen Position macht oder es passiv mitnimmt.

Es ist doch gar nicht möglich, das passiv mitzunehmen. Ich denke, du bist in diesem Beruf ohnehin damit konfrontiert. Das ist ein Phänomen, zu dem du dir immer wieder eine Meinung bilden musst. Ich glaube schon, dass das in der Regel reflektiert ist, wenn du das schreibst.

Das glaube ich nicht unbedingt. Es gibt doch ganz viele Dinge, über die man einfach nicht nachdenkt, weil sie eine Form von Selbstverständlichkeit haben.

Zum Beispiel?

Da gibt es x Sachen. Zum Beispiel die Gender-Neutralität. Darauf kann man immer wieder kommen. Vor soundsovielen Jahren war das etwas, worüber niemand nachgedacht hat, weil es einfach nicht auf der Tagesordnung war. Man hat einfach die männliche Form geschrieben und es hat niemand darüber nachgedacht. In der Auseinandersetzung kann man dann wiederum eine Position finden (...) Ich finde es ist ein Unterschied, wenn man die Position nicht aktiv und bewusst einnimmt. Das trifft auf solche Fragen zu, wie man mit Leuten umgeht, ob man jemanden unter Druck setzt, wie man über Leute schreibt, über das eigene berufliche Selbstverständnis. Ich glaube, es gibt ganz viele Ebenen, die man durch eine Auseinandersetzung anders für sich definieren kann.... Du hast vorhin gesagt, dass ihr an der DJS darauf gedrillt werdet, verständlich, knapp und klar zu schreiben. Das passiert bei dir zurzeit, wenn du schreibst, quasi parallel, dass du dieses Thema mitdenkst. Genauso kann man zum Beispiel lernen, Fairness mit dem Gegenüber mitzudenken, wenn man ein Interview führt, statt nur herausfinden zu wollen, was ich hinterher brauche... (...)

Mhm... ja... Zum anderen hat das ja auch mit der Information über eine Sache zu tun. In unserem Beruf müsste es ja selbstverständlich sein, sich möglichst breit zu informieren. Wenn beispielsweise [mein Mitstudent] eine Reportage über das Café 104 [eine Beratungsstelle für Menschen ohne Aufenthaltsstatus] macht, muss er sich möglichst breit informieren und herausfinden, welche Positionen es gibt...

Ja, in Bezug auf konkrete Themen... Aber wie man mit Menschen umgeht, das hat man ja immer wieder...

Ja, aber das ist typabhängig...

Ich mache ja praktische Filmseminare, d.h. die Leute müssen sich ein Thema suchen, das recherchieren und dann mit Protagonisten umsetzen. Sie müssen Interviews mit den Leuten vor laufender Kamera führen, müssen sich eine Dramaturgie überlegen, und das Ganze so montieren, dass hinterher ein Film rauskommt, der natürlich auch eine Aussage trifft, und wo das, was der Film rüberbringt, irgendwo zwischen den Autoren und den Leuten vor der Kamera ausgehandelt wird. Da gibt es ganz viele Diskussionen über ethische Fragestellungen: Wie geht man mit den Leuten um? Was bedeutet es überhaupt, andere Leute zu filmen, sich aber selbst hinter der Kamera aufzuhalten? Da passiert in dem Darübernachdenken total viel, es ändern sich auch Positionen und es passieren sehr spannende Dinge. Von daher kann ich mir schon vorstellen, dass man so etwas auch vermitteln kann. (...) Die Frage ist eher, ob es gewünscht wäre, ob da Interesse besteht. (...)

Mhm... ja... Es würde sicher nicht schaden, so etwas hier zu machen, aber ich glaube es ist nicht unbedingt nötig, weil du in deinem Beruf ohnehin damit konfrontiert bist, dass du da deine Rolle finden musst. Wenn ich am Freitag zu dieser Dame gehe, um sie zu portraituren, muss ich die Rolle finden, die ich da spielen will. Das musst du jeden Tag. Deshalb glaube ich, dass das eher in der Praxis passiert. Und nicht so

sehr theoretisch vermittelt werden kann. Es würde sicher nicht schaden, aber in der Praxis läuft es eher so, dass du abends beim Bier sitzt mit den Kollegen und sagst, ich bin heute mit dem und dem mitgegangen und bin überhaupt nicht mit dem oder der warmgeworden oder hatte in der oder der Situation die Frage, wie ich mich verhalte.

Glaubst du, dass das im Abgleich mit Kollegen dann stattfindet? Hast du das schon erlebt?

Äh... [längere Pause]... Ich glaube schon. Zum Teil lässt man sich im Moment [während der Ausbildung] auch nicht so in die Karten schauen, wie stark man in der Recherche ist, darin sich Informationen zu besorgen und was die Unsicherheiten sind, weil viele Leute das im Moment lernen müssen. Es stimmt schon, es ist nicht in dem Maß, in dem es nützlich sein könnte.

Dieser Gesprächsausschnitt ist vor allem deshalb interessant, weil ich ihn als stellvertretend für viele ähnliche Gespräche sehe, die ich während meiner Forschung geführt habe. Hier wird deutlich, dass diese Themen in der journalistischen Ausbildung nicht erwartet werden und auch Zweifel daran besteht, ob es überhaupt möglich ist, eine solche Auseinandersetzung durch die Lehre zu vermitteln. Im Rahmen des Seminars über Medienethik war dies jedenfalls kein Thema.

4.2.2. Kein Thema – die Zensur in unseren Köpfen

Neben dem Seminar zu Medienethik hielt auch das Seminar "Kein Thema – die Zensur in unseren Köpfen" Potenzial bereit, Medienberichterstattung in ihren größeren gesellschaftlichen Rahmen einzubetten und kritisch die Wirkmächtigkeit der medialen "Mehrheitsperspektive" zu thematisieren. Ansatz der Lehrveranstaltung war es, bei den angehenden Journalist*innen Bewusstsein dafür zu schaffen, dass

bestimmte Themen in den Medien einfach kein Thema sind, dass es Wirklichkeiten gibt, die es nicht auf die Titelseiten schaffen, die an thematischen Konjunkturen scheitern, und die daher in unserem Weltbild nicht vorkommen oder im Klischee erstarrt bleiben. Beispiele zur Illustration schöpfte der Dozent, Claus Biegert, in diesem dreistündigen Einzeltermin aus seinen eigenen Erfahrungen als Journalist. In den 1970er Jahren begann er sich für die nordamerikanischen und kanadischen Indianer zu interessieren und versucht seitdem, in den deutschen Medien dem in Deutschland so weit verbreiteten Indianerbild von Karl May etwas entgegenzusetzen. Gleichzeitig engagiert er sich für die aktuellen Belange der Native Americans und First Nations. Der Ansatz des Seminars war vielversprechend, das Echo eher ernüchternd. Die von Ziegler angesprochene Anekdotenlastigkeit vieler Seminare an Journalistenschulen (Ziegler 2008:22) kam hier voll zum Tragen. Für seine zahlreichen, zunächst unterhaltsamen Erzählungen aus seinem Berufsleben als Journalist und Aktivist erntete Biegert zunehmend Unverständnis. Während der Dozent von seiner Arbeit erzählte, sank die Stimmung im Seminarraum auf den Nullpunkt, Zeitungen raschelten, Sudoku-Kästchen füllten sich mit Zahlen, Augenpaare drehten sich Richtung Himmel, Seufzer, der Blick auf die Uhr. An einer Stelle stellte Claus Biegert die Überlegung an, ob er überhaupt noch versuchen sollte, seine Geschichten selbst unterzubringen, schließlich sei er ja bei den Redakteur*innen bereits als "Indianer-Biegert" vorbelastet. Eine direkte und leicht entrüstete Frage rüttelte den Kurs wieder wach: "Ja, kennt ihr denn Leonard Peltier nicht?" Schulterzucken, Fragezeichen im Blick, eine einzige Person murmelte Zustimmung im Sinne von "ja, schon mal gehört...". Der indianische Aktivist Leonard Peltier ist seit über 30 Jahren in den USA im Gefängnis, unrechtmäßig, aufgrund gefälschter Zeugenaussagen, erklärte Biegert. Vor 30 Jahren war aus der Klasse fast niemand auf der Welt, geschweige denn alt genug, um den Fall Leonard Peltier verfolgt zu haben. Es stimmt, Biegert spricht hier ein zentrales Problem der Me-

dien an: den fest verankerten Nachrichtenwert der Aktualität, durch den längerfristige Berichterstattung zu einem Thema fast unmöglich wird. Aber seine Zuhörer erreichte er damit kaum. Vielmehr bestätigte er den Eindruck von sich selbst als etwas kauzigem Aktivisten. Auch auf die folgenden Fragen kamen die Antworten eher dünn: "Wer hat denn schon von Depleted Uranium gehört? Und vom Uranabbau auf indigenem Territorium? Von deutschen Jagdfliegerübungen in Labrador? Vom Vampir-Projekt, dem Human Diversity Genome Projekt?" Von manchen der Themen hatten Einzelne schon gehört, von anderen gar niemand. Eine Studentin fragte schließlich nach: "Das ist ja alles sehr narrativ – aber es gibt uns nichts an die Hand". Biegerts Antwort darauf kam direkt und sie wirkte ehrlich: "Ich will euch Verständnis vermitteln, für solche wie mich, wenn ihr später einmal Redakteure seid". Biegert sprach an dieser Stelle die Studierenden nicht als engagierte Journalist*innen an, die potenziell in seine Fußstapfen treten könnten, sondern als künftige Protagonist*innen und Konstrukteur*innen des Medienbetriebs. Damit bestätigte er das Elitebewusstsein und marginalisierte gleichzeitig sich selbst. Von den Studierenden wurde sein Seminar nicht als relevant wahrgenommen, weil seine Position zu weit abseits von dem ist, was in der Ausbildung insgesamt explizit oder implizit als Lernziel und als Erfolgsgarantie vorgegeben wird. Für Anliegen wie die von Biegert gibt es an den Journalistenschulen keine ausreichende Basislegung.

Später betonte Biegert: "Es geht mir um eine Brücke zwischen hier und dort. Erst wenn man etwas spürt, kann Veränderung einsetzen. Als Journalist muss man selbst angebissen haben, um dieses Gefühl zu vermitteln, man muss Grenzen überschreiten, man muss es schaffen, zu berühren". In Bezug auf einen Film über den Uranabbau führte er weiter aus: "Es geht nicht um Objektivität, sondern um die Frage: Hat es sich gelohnt, diesen Film zu machen? Spürt man etwas?"

"Und wie kriegt man die Geschichte ins Blatt?", fragte die Studentin weiter. "Man braucht Verbündete in den Redaktionen, man muss Grenzen überschreiten", antwortete Biegert.

Im anschließenden Gespräch mit den Studierenden vermittelte sich mir der Eindruck, als sei vor allem diese Erkenntnis angekommen: Wenn man sich wirklich für Themen einsetzt, über die normalerweise nicht berichtet wird, hat man es schwer und man wird häufig nicht ernst genommen. Ich denke, Biegerts Erfahrungen mit dem Versuch, vernachlässigte Themen auf die mediale Agenda zu bekommen, reihen sich durchaus in die Frage nach Media Diversity ein. *Themen*, die im journalistischen Alltagsgeschäft nicht nachgefragt sind, sind ebenso schwierig einzubringen, wie *Perspektiven*, die nicht der medialen Mainstream-Perspektive entsprechen.

4.2.3. Bildkorrekturen

Das Seminar "Bildkorrekturen", angegliedert an eine gleichnamige Tagung von InWEnt, war neben "Ethik" und "Kein Thema – die Zensur in unseren Köpfen" die dritte Veranstaltung, die sich im Rahmen des Masterstudiengangs Journalismus relativ konkret dem Thema Repräsentation widmete. Die Tagungsreihe befasst sich seit 2002 jedes Jahr mit einem Themenfeld, das in Bezug auf Bildkorrekturen und Mängel in der medialen Berichterstattung diskutiert wird. Themen der letzten Jahre waren unter anderen "Nachrichten aus dem Weltdorf – 'Dritte-Welt'-Berichterstattung in deutschen Medien" (2003), "Nur Hunger und Armut? Berichterstattung über das tägliche Leben im Süden" (2004), "Die Rolle der Medien in Krisengebieten" (2007), "Sport, Entwicklung und Medien" (2008), "Migration und Entwicklung" (2009), "Globale Finanzkrise und Entwicklung" (2010). Die Veranstaltung ist vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) finanziert. Träger ist InWEnt, in

Kooperation mit dem Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München (IfKW), der Deutschen Journalistenschule (DJS), den Nachwuchsjournalisten in Bayern e.V. (NJB), 2007 und 2008 auch der Ausbildungsredaktion des Bayerischen Rundfunks und seit 2010 der Deutschen Welle Akademie und dem Institut für Kommunikationswissenschaften der Universität Bamberg. (vgl. InWEnt Bildkorrekturen⁵³ und Behmer 2012) Vertreter*innen aus Medien, Wissenschaft, Politik und Nicht-regierungsorganisationen sind als Expert*innen geladen. Teilnehmer*innen der Konferenz sind aber auch Studierende der Partnerorganisationen. Ziel der Veranstaltung ist eine fachliche Auseinandersetzung ebenso wie eine allgemeine Sensibilisierung für die "Nord-Süd-Berichterstattung":

Ein Kernanliegen ist der Informations- und Meinungsaustausch über Anforderungen an die und Probleme der "Nord-Süd-Berichterstattung". An sich jährlich ändernden regionalen Schwerpunkten und inhaltlichen Fallbeispielen sollen Defizite in der Berichterstattung und die Zwänge für die Berichterstatter aufgezeigt und diskutiert werden. Alle Teilnehmer sollen für (mehr) Qualität in der (Auslands-)Berichterstattung sensibilisiert werden. Als Abschluss sollen gemeinsam alternative Zugänge und Lösungsvorschläge (sic!) erarbeitet werden. (Behmer und Wimmer 2009:414)

Aufgabe der Studierenden ist es, sich im Vorfeld inhaltlich vorzubereiten und die begleitende Dokumentation redaktionell zu betreuen und umzusetzen. Während der Tagung beteiligen sie sich an den Diskussionen und führen Interviews mit den geladenen Expert*innen. Das Potenzial dieses Tagungsformats fassen Behmer und Wimmer zusam-

⁵³ <http://www.inwent.org/special/fallback/index.php.de?pull=/contentpool/programme/bildungsarbeit/070886/index.php.de>

men, indem sie die Lernziele der Veranstaltungsreihe für die Studierenden aufzeigen:

Sachkompetenz wird mit dem Faktenwissen zum jeweiligen Schwerpunkt erworben. Eine größere Fachkompetenz entsteht durch das im Rahmen des Workshops diskursiv angeeignete Wissen über die medialen Zusammenhänge, Zwänge und Möglichkeiten im Bereich der internationalen und interkulturellen Kommunikation. Die Begegnung und der Austausch mit den in- wie ausländischen Fachreferenten erhöht die Vermittlungskompetenz der Studierenden – z. B. in einem tiefen, anschaulich erworbenen Wissen um Recherchemöglichkeiten, Anforderungen an Korrespondenten, Erwartungen an die Medien von Seiten Betroffener etc. Der im Workshop stattfindende Dialog erweitert auch die Reflexionskompetenz. So schärft er das Rollenverständnis der angehenden Journalisten und schafft Bewusstsein für ethische Implikationen, für spezifische Funktionen der Medien im "Nord-Süd-Dialog" wie auch für Möglichkeiten und Grenzen einer kritischen Berichterstattung etwa in Staaten mit eingeschränkter Pressefreiheit. (Behmer und Wimmer 2009:415)

Lese ich diese Zusammenfassung, so sehe ich ein sehr engagiertes und umfassendes Anliegen dieser Tagungen. Offen bleibt, ob dieses Potenzial wirklich ausgeschöpft werden kann. So stellt sich die Frage, ob die Rahmung der Veranstaltung durch den Kontext von "Entwicklung" nicht Repräsentationsfragen der "Nord-Süd-Berichterstattung" von vornherein in ein gedankliches Korsett einzwängt und eine kritische Auseinandersetzung eben damit aushebelt, sondern stattdessen das althergebrachte Bild der notwendigen Verknüpfung von "Ländern des Südens" und "Entwicklung" bedient.

Die Tagung im Jahr 2008 befasste sich anlässlich der Olympischen Spiele in Peking und der anstehenden Fußball WM in Südafrika mit dem Thema "Sport, Entwicklung und Medien". Ich konnte einen Teil der Tagung mitverfolgen und wurde von der Klasse aufgefordert, einen

Beitrag für die Dokumentation zu schreiben. Bei der redaktionellen Überarbeitung wurde unter anderem meine – zugegeben etwas spitze – Einleitung entfernt, die ursprünglich wie folgt gelaftet hatte:

Bereits die Eröffnung der InWEnt-Tagung mit dem Titel "Bildkorrekturen – Sport, Entwicklung und Medien" zeigt, wie hartnäckig verzerrt unsere Bilder sind: "Vielen Dank Lydia, vielen Dank Herr Lemke", so eröffnete der Moderator die Diskussionsrunde nach den beiden Auftaktreden. Vielleicht ist es zuviel verlangt, sich den Nachnamen von Lydia Monyepao zu merken. "Vielen Dank Lydia, vielen Dank Willi" wäre ein fairer Weg aus der Unsicherheit gewesen, aber "Willi" wollte dem Moderator wohl doch nicht über die Lippen gehen.

Trotz dieses fragwürdigen Einstiegs haben sich die Vorsitzende des Soweto Ladies Football Club, Frau Monyepao, und der Sonderbeauftragte des UN-Generalsekretärs für Sport, Willi, tapfer durch die anschließende Fragerunde geschlagen. Im Gedächtnis geblieben ist mir vor allem, dass die Medien in Zukunft auch von den schönen Seiten Südafrikas berichten sollten: vom Tafelberg, von der schönen Landschaft und den Tieren in den Nationalparks.⁵⁴

Für mein Empfinden sagte dieser Auftakt der Veranstaltung unfreiwillig in doppelter Hinsicht viel darüber aus, warum Bildkorrekturen so dringend nötig sind. Zum einen war ich irritiert von der Art und Weise wie der deutsch-deutsche, Weiße, männliche Moderator mit den Rednern und Rednerinnen umging. Mir wurde später berichtet, dass er mit Lydia Monyepao vor der Veranstaltung bereits per Du gewesen war, mit Willi Lemke hingegen nicht. Nichtsdestotrotz hatte seine Anspra-

⁵⁴ Ursprüngliche Fassung der Einleitung des folgenden Artikels: Bayer, Julia 2009: Fußball-WM 2010 – mehr als HIV, Entwicklungsland und Naturexotik. In: InWEnt (Hg.), Behmer, Markus und Salau F. Kayode (Red.): Bildkorrekturen: Sport, Entwicklung und Medien. Bonn: InWEnt. S. 40-41.

che auf dem Podium einen respektlosen Anklang – gegenüber Lydia Monyepao als Frau und als Südafrikanerin. Mir zumindest drängte sich eine genderspezifische und postkoloniale Interpretation der Situation auf. Außer mir schien sich daran jedoch kaum jemand zu stören. Möglicherweise bin ich zu empfindlich. Oder es stört sich eben deshalb niemand daran, weil es sich um ein bekanntes Versatzstück handelt, so vertraut, dass man nicht mehr darauf reagiert? Mit meinem Text hatte ich versucht, genau das herauszustellen. Die Umkehrung nämlich stößt plötzlich durchaus auf. Zum anderen war es der inhaltliche Tenor der Auftaktveranstaltung, der zeigte, wie sehr Bildkorrekturen gebraucht werden. Wenn positive Seiten Afrikas angesprochen sind, werden die Schönheit der Natur und Tiere in Nationalparks genannt. Darüber zu berichten stellt jedoch keine Bildkorrektur dar – im Gegenteil, dies bestätigt bestehende Bilder und blendet Alltagsrealität aus. Guy Berger, Head of School of Journalism & Media Studies an der Rhodes Universität in Südafrika, Referent der Tagung, thematisierte genau diese positiven Stereotype zu Afrika, die zum einen häufig negative Stereotype mittransportieren (wie beispielsweise die Verknüpfung von Lebensfreude, lockerer Sexualität und HIV-Infektionen), und die zum anderen oft mit Rasse begründet werden. Seiner Überzeugung nach würden diese verfestigten Bilder auch in die weltweite Berichterstattung über die Fußball WM einfließen. Gleichzeitig aber warnte er davor, den Journalist*innen zu wenig zuzutrauen und wiederum Stereotype über die Berichterstattung zu generieren:

At the same time as drawing attention to the role of ideology in affecting likely coverage, the realm of representation should not be regarded as being [a] self-contained set of alternatives between stereotype-driven coverage versus more nuanced local reportage. There is a reality on the ground [that] exists outside of people's heads – and which often has a way of making itself known and thereby contributing to shaping and changing understandings. The extent therefore to

which journalists – very consciously – can contrast their conceptions with their actual experience, will be important for how open-minded they are about readings and representations that are alternatives to the kneejerk ideological ones – and especially different to those which rest on essentialism.
(Berger 2008: unpag., Fehler im Original; Ergänzungen in Klammern JB)

Berger vertraut also darauf, dass sich einige Journalist*innen aufgrund der erfahrenen Wirklichkeiten vor Ort auch andere Bilder von Südafrika machen würden und ihre Arbeit davon inspiriert werden würde. Er argumentiert, dass der Grad, in dem Journalist*innen sich auf Basis dieser eigenen Erfahrung ein anderes Bild machen können, ausschlaggebend dafür ist, wie offen sie für alternative Lesarten und Repräsentationen sind. Umgekehrt jedoch ist meiner Ansicht nach die Offenheit nötig, um sich von dem, was Berger "reality on the ground" nennt, überhaupt beeindrucken zu lassen. Zudem ist die Möglichkeit, sich als Journalist*in anderen Realitäten auszusetzen, allein aus Zeitdruck oft gar nicht gegeben. Die Tagung ist für die Journalismusschüler*innen eigentlich als eine solche Erfahrung gedacht, als Austausch mit Expert*innen und Journalist*innen aus den jeweiligen Regionen und zu den jeweiligen Fachthemen der Tagung. Jedoch scheint häufig die innere Haltung, das journalistische Selbstbild und Rollenverständnis, diese Erfahrung auszuhebeln. Während meiner Forschung hatte ich mit Eleni Iliadou, einer erfahrenen Journalistin im Bayern 2 Hörfunk, unter anderem zuständig für interkulturelle Themen, über Rolle und Selbstverständnis von angehenden Journalist*innen gesprochen. Sie nahm dabei konkret Bezug auf die Tagung Bildkorrekturen und äußerte sich besorgt um die Haltung der Teilnehmer*innen:

Sie haben überhaupt kein Bild korrigiert. Es ging um Afrika und sollte dafür sensibilisieren, wie man mit Themen aus Afrika umgeht. Aber diese Jugendlichen hatten genau dieses

Selbstbewusstsein; sie hatten die Haltung: "Mein Gott, sie [die Leser] sind nicht verpflichtet, nur die BILD zu lesen. Es gibt sehr viele Medien, die Leser und Hörer können auch etwas anderes wählen..." Medienkritik ist bei ihnen überhaupt nicht gut angekommen. (...) Es war ein junger Mann mit irakischem Hintergrund dabei. Er war der Einzige, der das wirklich anders gesehen hat, weil er sehr persönlich davon betroffen war. Alle anderen waren deutsche Elite. (...) Und ich dachte "Um Gottes willen! Keine Sensibilität, keine Selbstkritik, nichts hinterfragen – aber auch wirklich gar nichts".⁵⁵

Ähnliche Erfahrungen habe ich während eines Austauschseminars mit deutschen und arabischen Nachwuchsjournalist*innen zum Thema "Wahrnehmung und Darstellung – Journalismus im interkulturellen Kontext"⁵⁶ in einer Diskussion um Stereotype und die Darstellungsmacht der Medien gemacht. Ein junger Journalist einer deutschen Qualitätszeitung argumentierte ganz ähnlich und sehr selbstbewusst, dass es ja schließlich ausreichend Angebote gebe, aus denen die Leser auswählen könnten. Damit verschob er das Problem indirekt weg vom so genannten Qualitätsjournalismus hin zum Boulevardjournalismus und gab gleichzeitig jegliche Verantwortung an das Publikum ab. Auch in der folgenden Diskussion war er nicht bereit anzuerkennen, dass auch Qualitätsjournalismus nicht frei von unkritischer Berichterstattung ist, und zudem "Mehrheitsperspektive" reproduziert. Es scheint, als wäre nicht einmal der Boden bereitet, auf dem eine solche Veranstaltung, mit ihrem berechtigten und auch notwendigen Anliegen, ihre Kraft entfalten könnte.

Dabei wird die Tagung Bildkorrekturen im Masterstudiengang Journalismus mit den Studierenden im Vorfeld im Rahmen eines Seminars ausführlich vorbereitet. Markus Behmer, Mit-Initiator der Tagungs-

⁵⁵ Eleni Iliadou, Bayern 2 Hörfunk, Interview, 20.01.2010.

⁵⁶ Goethe Institut, Kairo, 2007, siehe Liste aller Workshops im Anhang.

reihe, bis 2009 Studiengangskoordinator des Masterstudiengangs Journalismus am IfKW und Leiter des begleitenden Seminars⁵⁷, sorgt dafür, dass im Vorbereitungsseminar Grundlagen entwickelt werden. Für die Konferenz 2008 beispielsweise wurden im Vorfeld die Arbeitsbedingungen von Auslandskorrespondent*innen kritisch diskutiert und die Studierenden interviewten 50 Sportberichterstatter*innen von verschiedenen deutschen Medien zu ihrer Arbeit während der Olympischen Spiele in Peking. Die Ergebnisse der Befragung flossen in die Diskussionen während der Tagung mit ein. Für die Tagung im folgenden Jahr bereiteten die Studierenden sich mittels einer breiten Medienanalyse auf ihr Thema vor. (vgl. Behmer 2012) Inhaltlich und thematisch sind die Studierenden damit sicher gut vorbereitet. Das Format der Tagung mit begleitendem Vor- und Nachbereituungsseminar ist eines der wenigen nachhaltigen Projekte, das zuverlässig und mit großem Anspruch jedes Jahr zwischen 30 und inzwischen 45 Nachwuchsjournalist*innen mit einem Thema erreicht, das sonst in der deutschen Ausbildung für Journalist*innen kaum Platz hat – und das obwohl es von Seiten der Studierenden offensichtlich großen Zuspruch findet (vgl. auch Behmer und Wimmer 2009; Behmer 2012). Gleichzeitig habe ich den Eindruck, dass die Veranstaltung – eben aufgrund ihrer singulären Stellung – kaum ihr volles Potenzial entfalten kann. Bevor sich die Journalismusschüler*innen an *Bildkorrekturen* wagen können, müssten vielleicht *Blickkorrekturen* auf die eigene Profession erfolgen und Media Diversity im Sinne einer kritischen Repräsentationskompetenz zum Kanon der journalistischen Ausbildung gehören. Das Seminar Bildkorrekturen versucht freilich auch dies. Als fast einziges seiner Art und abhängig von dem persönlichen Einsatz von Einzelkämpfern wie Markus Behmer, hat es jedoch einen extrem schweren Stand. Solange solche Veranstaltungen in der Ausbildung ein

⁵⁷ Markus Behmer ist seit 2009 Professor für empirische Kommunikatorforschung am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg. Er ist jedoch weiterhin verantwortlich für die Tagung Bildkorrekturen.

derartiges Nischendasein führen, haben sie kaum eine Chance, nachhaltig Eindruck zu hinterlassen.

4.3. Zwischenfazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Media Diversity in der journalistischen Ausbildung als Begriff oder Konzept nicht bekannt ist und daher auch nicht als konkretes Thema vorkommt. Verwandte Angebote sind im Vergleich zur gesamten Ausbildung äußerst marginal und stehen zudem unverbunden nebeneinander. So bleiben die Querverbindungen, die diesen Themen Gewicht verleihen könnten, ungenutzt. Durch die enge Anbindung an die konkrete journalistische Praxis bleibt die größere Dimension der Metaebene im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Profession und der journalistischen Repräsentationspraxis weitgehend ausgespart. Denn insgesamt stehen das journalistische Selbstverständnis eines objektiven, neutralen und professionellen Berichterstatters, mit fraglosem Repräsentationsrecht, stehen der Zeit- und Erfolgsdruck, die Nachrichtenwerte und die Arbeitsroutinen den Ansprüchen an eine zurückhaltend reflektierte und diversity-bewusste Berichterstattung, die sich über etablierte Sichtweisen hinausstrahlt, diametral entgegen. Besonders ausgeprägt war dies im Seminar zu Medienethik zu beobachten.

Anhand der Arbeit des Deutschen Presserats wird deutlich, dass Media Diversity vor allem im Bereich Print in Deutschland keinen guten Stand hat. Im Vergleich zur Presse sind die öffentlich-rechtlichen Rundfunkunternehmen mit ihrer langjährigen Geschichte der "Gastarbeiter-" und "Ausländerprogramme" heute in Deutschland eindeutige Vorreiter in Sachen Media Diversity. Ihre Positionen, Politiken und Aktivitäten bilden daher einen weiteren Zugang zum Feld des Journalismus und der Frage nach Media Diversity.

5. Politiken der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten

Der Themenkomplex Migration und Integration ist einer der wenigen, zu dem es eine öffentliche Debatte um die Repräsentationspraktiken der Medien gibt. Dieser inhaltliche Fokus bestimmt daher auch das folgende Kapitel. Auch wenn Migration und Integration damit zu einem prominenten Aspekt dieser Arbeit werden, möchte ich ihn gerne exemplarisch verstanden wissen. Einen ähnlichen Blick könnte man auf andere gesellschaftliche Aspekte einnehmen, die ebenfalls der medialen Normalisierungsmacht unterliegen. So hat sich beispielsweise aus feministischer Perspektive seit den 1990er Jahren ein Forschungsfeld um Teilhabe und Repräsentation von Frauen in den Medien entwickelt (vgl. Röben 2010:267ff). Im Kontext von Media Diversity sind jedoch Migration und Integration deshalb besonders relevant, weil, zumindest in Deutschland, Diversity vor allem mit "kultureller Vielfalt" gleichgesetzt wird, was angesichts der Kulturalisierung der Migration diesen Fokus nahelegt. Darüber hinaus stehen heutige Media-Diversity-Maßnahmen in der historischen Kontinuität der medialen Auseinandersetzung mit der Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg.

Wenn man mit dem Fokus von Migration und Integration auf Media Diversity blickt, geht es stets um "Migrant*innen" oder auch "Menschen mit Migrationshintergrund" – mit der jeweiligen Unschärfe und der Ausgrenzung, die diese Begriffe mittransportieren. Die Ansätze oder Perspektiven sind jedoch unterschiedlich: Es kann um die Frage nach der Darstellung von Migrant*innen in deutschen Medien gehen, man kann fragen, inwiefern deutsche Medienunternehmen mediale Angebote für Migrant*innen machen, man kann die Mediennutzung von Migrant*innen untersuchen oder fragen inwiefern Migrant*innen an der Medienproduktion teilhaben.

Im Folgenden werde ich die Aktivitäten der Medien auf diese Aspekte hin befragen. Das bedeutet, dass ich dort hinblicke, wo Medienunternehmen aktiv das eigene Vorgehen reflektieren, Entscheidungen getroffen haben, Maßnahmen eingeleitet, oder Veränderungen eingeführt haben. Datenbasis bilden die offiziellen Darstellungen, Leitlinien und Selbstverpflichtungen aus Politik und Rundfunkanstalten zum Thema Media Diversity bzw. Migration und Integration (u.a. NIP 2007; VPRT 2007; ZDF 2007; ZDF 2008; Zambonini 2009). Darüber hinaus führte ich Interviews und Gespräche mit Verantwortlichen für diese Bereiche. Unter meinen Gesprächspartner*innen waren Integrations- und Gleichstellungsbeauftragte von öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, eine Vertreterin des Verbands privater Rundfunk- und Telemedien, sowie Verantwortliche für den Bereich Interkulturelle Fortbildungen der Deutschen Welle Akademie. Es geht an dieser Stelle nicht um eine erschöpfende Darstellung der deutschen Medienpolitik in Bezug auf Migration, sondern vielmehr darum, die jeweils dahinter stehenden Diskurse und politischen sowie gesellschaftlichen Einbindungen aufzuzeigen und die heutige Situation historisch einzuordnen, um schließlich die aktuellen Aktivitäten im Kontext ihrer spezifischen Entwicklung zu begreifen.

5.1. Historische Entwicklung

Seit in den 1950er Jahren in Deutschland die ersten "Gastarbeiter" angeworben wurden, haben die politischen Diskurse und damit auch die Mediendiskurse um Migration mehrere Umbrüche und Veränderungen durchlaufen. Die ursprüngliche Vorstellung, dass die Migrant*innen nach ein paar Jahren in ihre Heimatländer zurückkehren würden, erwies sich bald als Trugschluss – weder von den Migrant*innen beabsichtigt, noch von den deutschen Unternehmen erwünscht. Es wurde schnell klar, dass viele bleiben werden und dass

die Migrationsprozesse sich nicht umkehren lassen würden, trotz des Anwerbstopps von 1973. Familienzusammenführung wurde ab diesem Zeitpunkt zum einzig legalen Weg der Einwanderung. Der Diskurs verlagerte sich daraufhin auf Maßnahmen der Regulierung und Nachzugsregelungen, auf Ausbildungsdefizite, Gettoisierung, auf Angst vor "Überfremdung" und Kriminalität. Im Kontext von politischer Flucht und Asyl kamen in den 1980er Jahren weitere Themen auf die Agenda, wie die Diskussion um Wirtschaftsflüchtlinge, die "Ausbeutung des Wohlfahrtsstaates" oder Menschenhandel. Gleichzeitig priors der humanistische und zugleich exotisierende Ansatz des Multikulturalismus die Buntheit der multikulturellen Gesellschaft. Diese diskursiven Praktiken sind nicht erst mit der Arbeitsmigration in den 1950er Jahren entstanden. Sie gehen zurück auf ältere Migrationsbewegungen, die es – wenn auch mit unterschiedlichem Ausmaß, Hintergründen und Motivationen – immer gegeben hat (vgl. Bade 2002; Bade und Oltmer 2004) und greifen auf bestehende Bilder und Vorstellungen zurück, die sich zwar in der Ausgestaltung wandeln, im Kern jedoch häufig lange Bestand haben⁵⁸.

Ein gemeinsames, bis heute wirksames Merkmal dieser Diskurse ist die Markierung von Einwanderern als "fremd", als "nicht-deutsch", als Gegensatz zum "deutschen" Bürger – ein Gegensatz, der auf Basis von kulturellen Differenzen konstruiert wird und eben damit kulturelle Differenz herstellt (Terkessidis 2006:311; Dracklé 2007:199). Migrant*innen werden nicht als legitimer, integraler, aktiver und

⁵⁸ Für einen Überblick über den Mediendiskurs um Migration in Deutschland und die entsprechenden Argumentationsmuster, siehe Jung, Niehr und Böke 2000 sowie Wengeler 2006. Basierend auf einer empirischen Analyse von überregionalen Tageszeitungen von 1960 bis 2002 hat der Germanist Martin Wengeler nachgewiesen, dass aktuelle Diskursmuster, wie beispielsweise der "Topos vom wirtschaftlichen Nutzen" der Migration oder der entgegen gesetzte "Belastungs-Topos" und damit einhergehend der "Gefahren-Topos" und die Angstmache vor unkontrolliertem Zuzug seit den 1960er Jahren etabliert sind und nach einer Pause in den 1990er Jahren in der Diskussion um die Green-Card und das neue Zuwanderungsgesetz wieder aufgenommen wurden (Wengeler 2006).

selbstbestimmter Teil der deutschen Gesellschaft wahrgenommen, sondern eher als unausweichliches Problem, dem man – mit immer neuen Strategien – begegnen muss. Parallel zu den politischen Strategien entwickelte sich auch der Umgang der Medien mit dem Thema. Von den frühen "Gastarbeitersendungen", über Multikulti-Programm, Ethnomedien und die Integrationsfunktion des Mainstream-Programms öffnen sie sich heute in Richtung Media Diversity.

5.1.1. "Gastarbeitersendungen" – erste Schritte der 1960er Jahre

Bereits zu Beginn der 1960er Jahre starteten die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten spezielle Radiosendungen für "Gastarbeiter", zunächst auf Italienisch, später auch auf Spanisch, Griechisch, Türkisch und Serbokroatisch. Die Einführung dieser Sendungen war jedoch keine Selbstverständlichkeit. Sie ging zunächst nicht von den Sendeanstalten aus, sondern war in eine komplexe politische Situation eingebunden und kam auf äußeren Druck von unterschiedlichen Seiten zustande.⁵⁹ So muss man die Einführung der "Gastarbeitersendungen" zum einen im Kontext des Kalten Krieges bzw. des dazugehörigen "Propagandakrieges" sehen, zum anderen vor dem Hintergrund des deutschen Mediensystems und deren Zuständigkeiten. Im "Propagandakrieg" ging es den westlichen Demokratien ebenso wie dem kommunistischen Russland darum, die entsprechenden eigenen politischen Ideologien zu verbreiten und gleichzeitig die eigene Bevölkerung vor der Propaganda der Gegenseite zu schützen. Nach den Erfahrungen der zentral gesteuerten Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, und deren Rolle im Dritten Reich führten die Alliierten jedoch mit Gründung der ARD, der Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der

⁵⁹ Der Historiker Roberto Sala (2011) liefert dazu eine differenzierte historische Aufarbeitung, auf die ich mich im folgenden kurzen Überblick hauptsächlich beziehe.

Bundesrepublik Deutschland, 1950 bewusst ein föderales System und eine Trennung von Staat und Rundfunkmedien ein. Die einzelnen Mitglieder, die Rundfunkanstalten der Länder, waren zwar unter dem Dach der ARD organisiert, sollten jedoch unabhängige selbständige Einheiten bilden und durch die Finanzierung über Rundfunkgebühren, die Hörer*innen und Zuschauer*innen entrichten, zudem unabhängig von staatlicher Einflussnahme sein.

Dies war die Situation, als 1960 Wohlfahrtsverbände und Unternehmen erste Anfragen an die die Rundfunkanstalten stellten, fremdsprachige Informationssendungen aufzulegen, um den "Gastarbeitern" bessere Orientierung in Deutschland zu ermöglichen. Die Anfragen wurden durchwegs abschlägig beschieden, mit der Begründung, dass dies nicht zur Aufgabe der Rundfunkanstalten gehöre (Sala 2011:43ff). Die Haltung der ARD bestand also zunächst in einer grundsätzlichen Verweigerung fremdsprachiger Programme für in Deutschland lebende "Ausländer".⁶⁰ Diese Ausgangslage der "Gastarbeitersendungen" und die Verweigerung der ARD wird heute freilich nicht mehr thematisiert. In den aktuellen Selbstdarstellungen der Rundfunksender wurde die Unternehmensgeschichte längst umgedeutet: "Beim Westdeutschen Rundfunk gehört Integration seit jeher zum publizistischen Selbstverständnis", schreibt beispielsweise 2007 der Integrationsbeauftragte des WDR (Zambonini 2007:39).

Da es in Deutschland also zunächst keine Medienangebote in den eigenen Sprachen gab, und die Radiosendungen der Herkunftsländer nicht oder nur schlecht zu empfangen waren, nutzten die Arbeitsmigrant*innen vor allem die fremdsprachigen kommunistischen Pro-

⁶⁰ Eine Ausnahme bildete der damalige WDR Intendant Klaus von Bismarck, der Sendungen für "Gastarbeiter" grundsätzlich befürwortete. Er gab eine Untersuchung zum Thema in Auftrag, die sich an den Bedürfnissen der Leute selbst orientieren sollte, darüber hinaus klären sollte, welche bestehenden Medienangebote ihnen zu Verfügung stünden und welche Rolle die ARD dabei zukünftig übernehmen könnte. Mit seinem Vorstoß war er seiner Zeit voraus und stand damit zunächst allein. (Sala 2011:45)

gramme von Radio Prag oder Radio Budapest als einzige Informationsquelle. Weil die "Gastarbeiter" weiterhin Bürger*innen ihrer Heimatländer waren und dort auch wählten, wuchs beispielsweise in Italien die Sorge darüber, dass sie kommunistisch infiltriert in ihre Heimat zurückkehren würden. Ein konkretes Ereignis beförderte diese Sorge auch unter deutschen Unternehmen, wenn auch weniger in Bezug auf die politische Beeinflussung als in Bezug auf eine stabile Verfügbarkeit ihrer ausländischen Arbeitskräfte: Mit dem Mauerbau in Berlin 1961 entstand vor allem unter den italienischen Arbeiter*innen große Besorgnis, denn eine italienische Sendung von Radio Prag hatte das Gerücht befördert, die Bundesrepublik schließe ihre Grenzen. Daraufhin verließen manche Migrant*innen sogar ihren Arbeitsplatz in Deutschland und kehrten in ihre Herkunftsländer zurück. (Rissom et al. 1977:20; Sala 2011:49) Diese Reaktion machte deutlich, wie sehr die Migrant*innen damals von Informationen abgeschnitten waren, die ihnen eine entsprechende Einschätzung der Lage ermöglicht hätten. So erhöhten auch die Wirtschaftsunternehmen den Druck auf die Sender, den kommunistischen Programmen etwas entgegenzusetzen. Ende 1961 entschied die ARD, die ersten kurzen Programme für in Deutschland lebende Arbeitsmigrant*innen zu produzieren, unter anderem auch, um diese Aufgabe nicht dem Deutschlandfunk und damit der Kontrolle der Bundesregierung zu überlassen⁶¹. Erst 1964 stimmte die ARD zu, den anhaltenden Forderungen der Bundesregierung nachzukommen und die Programme auszuweiten, auch um einer propagandistischen Instrumentalisierung des Rundfunks durch die Regierung entgegenzutreten und stattdessen gemäß dem Auftrag der ARD neutrale Informationen zu liefern (Sala 2011:69ff).

⁶¹ Da die Bundesregierung keine Kontrolle über die Rundfunkmedien hatte, beantragte sie 1960 eigene Bundesrundfunksender. Ein eigener Fernsehsender wurde zwar abgelehnt, die beiden Radiosender Deutsche Welle und Deutschlandfunk jedoch zugelassen. Sie hatten zum Ziel, fremdsprachige Radiosendungen für das Ausland auszustrahlen. Deutschlandfunk sollte sich darüber hinaus an das deutsche Publikum jenseits der deutsch-deutschen Grenze wenden. (vgl. Sala 2011)

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, in welchem Spannungsfeld die Einführung der "Gastarbeitersendungen" stattgefunden hat. Die neu aufgesetzten Sendungen hatten zwar zum Ziel, den "Gastarbeitern" Information und Orientierung in Deutschland zu bieten, das Kalkül dahinter war jedoch nicht nur ein soziales oder arbeitsmarktbezogenes, sondern ein politisches und vor allem medienpolitisches. Darüber hinaus sollten die Sendungen als "Brücke zur Heimat" dienen und Informationen ebenso wie Unterhaltung und Populärkultur aus den Herkunftsländern liefern, auch um die Rückkehrbereitschaft aufrechtzuerhalten (Sala 2011:229). Die Sendungen waren extrem erfolgreich und wurden von 75 Prozent der Zielgruppe regelmäßig gehört (Rissom et al. 1977:29). An den großen Mengen von meist positiven Briefen von Hörer*innen an die damaligen Redaktionen (Rissom et al. sprechen von 600 bis 800 pro Monat und Sprachgruppe, 1977:28) kann man deutlich sehen, wie wichtig diese Sendungen für Migrant*innen waren, als "Eingliederungshilfe" in den deutschen Alltag, aber auch als Medium, das die Entbehrungen und Sorgen der Migrant*innen abbildete.

Mitte der 1960er Jahre kamen Fernsehsendungen speziell für "Gastarbeiter" hinzu, darunter die sehr erfolgreiche Informationssendung "Ihre Heimat – Unsere Heimat" des WDR (Erstausstrahlung am 17.12.1965), die mit einem Sendeschema von jeweils zehn Minuten zweimal pro Woche auf Italienisch, und je einmal auf Griechisch, Spanisch und Türkisch sendete. Später wurde das Programm auf je 20 Minuten aufgestockt und richtete sich dann auch an "Gastarbeiter" aus Jugoslawien und Portugal (Schall 1985:108). Die Sendungen erreichten zwar etwa 66% der jeweiligen Zielgruppen (Rissom et al. 1977:42), da die Beiträge aber in den Heimatländern angekauft wurden, konnten sie bei den "Gastarbeitern" das Bedürfnis nach Information und Hilfestellung für ihr aktuelles Leben in Deutschland nicht erfüllen. So

entschied sich das ZDF, diese Sendungen aufzugeben bzw. den Unterhaltungsteil deutlich zugunsten von Nachrichten einzuschränken. Gleichzeitig legte es eine Sendung mit dem Titel "Wir bitten um Ihre Aufmerksamkeit" auf, die in 26 Folgen von je zehn Minuten im Stil einer Lehrsendung typische Alltagssituationen von "Ausländern" in Deutschland thematisierte, wie beispielsweise "Warnung vor Schlepfern bei der Ankunft, Wohnungssuche, Sozialversicherung, Arbeitsunfall, Schulpflicht für Kinder, Steuerpflicht, Krankheit usw." (interne Kommunikation des ZDF, zit. nach Sala 2011:230). Die Sendungen sprachen auch deutsches Publikum an und sollten für gegenseitiges Verständnis werben (Rissom et al. 1977:41). Denn im Unterschied zu den Radiosendungen war das "Gastarbeiterprogramm" im Fernsehen durch deutsche Untertitel auch für das deutsche Publikum zugänglich. Das Augemerk lag jedoch insgesamt auf der Bedeutung dieser Programme für die "Ausländer", die in Deutschland arbeiteten, und da diese als Multiplikator*innen gesehen wurden, auch für das Bild Deutschlands in der Welt. Es ging dabei nicht, bzw. nur sehr am Rande darum, die Belange dieser Bevölkerungsgruppen dem "deutschen Mehrheitspublikum" zu vermitteln. In der frühen Phase gab es daher auch noch kaum Auseinandersetzung mit der Frage, auf welche Weise "Gastarbeiter" in den deutschen Medien dargestellt werden und welche gesellschaftlichen Implikationen dies für Deutschland hat. Eine UNESCO-Studie von 1977 kommt zu dem Schluss, "eine gezielte Politik der Sendeanstalten, durch regelmäßige Programme zum Thema 'Ausländische Arbeitnehmer' zum besseren Verständnis zwischen der ausländischen und der einheimischen Bevölkerung beizutragen, ist nicht feststellbar" (Rissom et al. 1977:45). In der genannten Studie sind bereits viele Aspekte angesprochen, die bis heute Thema einer Diversity-Debatte in den Medien geblieben sind, unter anderem die Stereotypisierung und die fehlende Partizipation von Migrant*innen an der Medienproduktion. Schon damals wurde festgestellt: "Eine rein quantitative Zunahme der themenbezogenen Programmbeiträge ohne

gleichzeitige Entwicklung qualitativer Normen kann daher schädliche Auswirkungen haben" (Rissom et al. 1977:48). Auch wenn 1976 immerhin zwei von sieben "Ausländersendungen" auch das deutsche Publikum ansprachen (Rissom et al. 1977:24), wurde der Unterschied zwischen "Deutschen" und "Ausländern" doch immer deutlich gemacht, die Differenz stets aufrechterhalten.

Auch die Teilhabe von Migrant*innen an der Medienproduktion war in den Anfängen der "Gastarbeitersendungen" nicht geplant. Sie wurden als Übersetzer*innen und Sprecher*innen eingesetzt, unterstanden jedoch deutschen Vorgesetzten, die nach dem Prinzip der "deutschen Verantwortung" über die Inhalte entschieden. Darüber hinaus waren sie in der Regel freie Mitarbeiter*innen ohne den arbeitsrechtlichen Schutz einer Festanstellung. De facto übernahmen sie zwar bald auch redaktionelle Aufgaben und erkämpften sich Möglichkeiten der Teilhabe, eine gleichberechtigte Anerkennung als Redakteur*innen wurde ihnen jedoch zunächst nicht zuteil. (Koch 1996:62ff; Sala 2011:260ff). Die heute häufig geforderte Partizipation scheint damals zwar zumindest beim Bayerischen Rundfunk gut institutionalisiert gewesen zu sein⁶². Gleichzeitig muss man betonen, dass in dieser Phase die auslän-

⁶² Während der WDR noch bis in die frühen 1970er Jahre das Prinzip der "deutschen Verantwortung" hochhielt, um mögliche Konflikte mit den Herkunftsländern zu vermeiden, unterstützte Gerhard Bogner, Sendeleiter im Bayerischen Rundfunk, schon 1965 die Eigenverantwortlichkeit der italienischen, griechischen und spanischen Mitarbeiter und stärkte ihr Recht auf freie Meinungsäußerung im Rahmen der deutschen Rundfunkgesetze. Die fremdsprachigen Redaktionen unterstanden zwar weiterhin Bogner als Sendeleiter, ansonsten waren sie jedoch ausschließlich mit ausländischen Redakteuren besetzt. Die griechische und die spanische Redaktion schlugen einen diktaturkritischen Kurs ein, was bald zu Beschwerden durch spanische und griechische Behörden führte, die die Programme als Propaganda von Regierungsgegnern ansahen und als Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten betrachteten. Die Brisanz der Situation zeigt sich daran, dass die "Ausländerprogramme" des BR Gegenstand einer innenpolitischen Krise wurde (Sala 2011:119ff). Sie hielten jedoch trotz erheblichen politischen Drucks und Einschüchterungsversuchen gegenüber den ausländischen Mitarbeiter*innen an ihrer Linie fest. Sie verwahrten sich gegen politische Einfluss-

dischen Mitarbeiter*innen ausschließlich ihre Landsleute in Deutschland ansprechen sollten. Es ging nicht darum, ihnen Mitverantwortung über die Medienprodukte zu geben, die die "mehrheitsdeutsche" Gesellschaft ansprachen. Die strikte Trennung zwischen "Ausländerprogrammen" und dem "eentlichen" Programm führte vielmehr dazu, dass Migrant*innen – wenn überhaupt – dann nur in den "ausländischen Redaktionen" die Chance bekamen, journalistisch tätig zu werden (Koch 1996:62ff). Diese Politik veränderte sich erst langsam und parallel zur gesellschaftspolitischen Entwicklung.

Während die "Gastarbeiter" in den 1960er Jahren gebraucht und angeworben worden waren, um die boomende deutsche Wirtschaft am Laufen zu halten, mehrten sich zu Beginn der 1970er Jahre Forderungen, den Zuzug ausländischer Arbeitskräfte einzudämmen. Dass ein bedeutender Teil dieser Arbeitskräfte in Deutschland bleiben würde, war nicht mehr zu leugnen. Bereits Mitte der 1960er Jahre gab es öffentliche Debatten um die Integration und Einbürgerung der "Gastarbeiter", die BILD-Zeitung beispielsweise sprach sich gegen die Vorstellung einer "Überfremdung" aus und plädierte stattdessen für Integration (vgl. Schönwälder 2005:106). Auch wenn das in der damaligen Vorstellung in erster Linie Assimilation bedeutete, ist doch festzuhalten, dass die unterschiedlichen Aspekte der Diskussion um Migration größtenteils schon weit früher in der öffentlichen Debatte existierten, als häufig angenommen, oft auch als gegenläufige aber zeitlich überlappende Diskurse, die sich als Leitmotiv bzw. politische Strategie erst ab einem bestimmten Zeitpunkt durchsetzten. So reagierte die Bundesregierung erst Ende 1973 mit dem Anwerbestopp auf die wachsende Angst vor einem unkontrollierten Zuzug zu vieler Migrant*innen. Diese politischen Veränderungen schlugen sich auch in der Medienpolitik nieder. 1985 wurde eine Studie mit dem Titel

nahme und kämpften so auch für die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der Rundfunkanstalten.

"Massenmedien und Ausländer" veröffentlicht, die die ARD/ZDF Medienkommission in Auftrag gegeben hatte. Die Studie sollte dazu dienen, die Zielgruppen "auf sozialwissenschaftlich gesicherter Basis" kennenzulernen, um sie "richtig ansprechen zu können", und "verlässliche Daten für Programmentscheidungen und für die Gestaltung der Sendungen zu liefern" (Darkow, Eckhardt und Maletzke 1985:9). Im Licht der Ergebnisse der Studie blickt der verantwortliche Redakteur Werner Schall auf die WDR-Sendung "Ihre Heimat – Unsere Heimat" zurück und stellt fest:

Die erste "Gastarbeitergeneration", die seit zwanzig Jahren in der Bundesrepublik lebt, steht vor dem Ausscheiden aus dem Berufsleben. Ihr gegenüber glauben wir unsere Aufgabe erfüllt zu haben. In Zukunft werden wir mit den Problemen der "zweiten" und "dritten Gastarbeitergeneration" konfrontiert. Hier muß angemerkt werden, daß zur Bewältigung dieser Aufgabe die gegenwärtig verfügbare Sendezeit viel zu gering ist. Aber auch mehr Sendezeit ist nicht ausreichend, um zu verhindern, dass es aufgrund mangelhafter Ausbildung, fehlender Schulabschlüsse und Lehrstellen, Chancenungleichheit usw. zur Bildung eines Gastarbeiterproletariats kommt. Ende dieses Jahrzehnts werden voraussichtlich fünf unserer sechs Gastarbeiternationen zur Europäischen Gemeinschaft gehören, und die damit verbundene Gleichstellung mit den europäischen Nachbarn wird zur Überprüfung unserer Sendeinhalte führen. Auch der Name "Ihre Heimat – Unsere Heimat" kann sich dann überlebt haben, und wir werden einen Titel finden müssen, der die "Heimat für alle – in einem gemeinsamen Europa" dokumentiert. (Schall 1985:111)

Die Einschätzung von Werner Schall zeigt, wie eng die Veränderungen der Programmplanung auch an das innen- und außenpolitische Geschehen geknüpft waren. Es macht darüber hinaus die Problemorientierung des deutschen Blicks auf "die" "Gastarbeiter" deutlich und zeigt in seinem Ausblick doch die Ambivalenz, die auch in den Integrations-

bemühungen sichtbar wird und sich in der Titelfindung für die neuen Sendungen niederschlagen soll, einer "Heimat für alle – in einem gemeinsamen Europa".

Dieser Gedanke findet sich dann in der ZDF-Sendung "Nachbarn in Europa", die ab 1977 die "Ausländersendungen" des ZDFs bündelte. Die Aufgabe der Medien, die Integration der migrantischen Arbeitnehmer*innen zu fördern, rückte in den Vordergrund und bestimmte auch im folgenden Jahrzehnt die "Ausländerprogramme". Dabei war die Einbindung des deutschen Publikums explizit vorgesehen, denn die wirtschaftlich schwierige Lage in den 1970er Jahren schürte verstärkt Ressentiments gegen die "Gastarbeiter" und man wollte dieser Tendenz aktiv entgegenwirken und für Toleranz werben. (Röll 1985:114ff) Entsprechend stellt sich die Sendung "Nachbarn in Europa" ab 1983 als "buntgemischtes, informatives und unterhaltsames Magazin" dar. "Die multikulturelle Präsentation soll den Normalfall der Beziehungen der Länder und der Völker verdeutlichen" (Röll 1985:116). Hier zeichnet sich bereits der Wandel ab, der ab den späten 1990er Jahren die Politik der deutschen Rundfunkanstalten unter der Vorreiterrolle des WDR bestimmen sollte.

5.1.2. Multikulturelles Programm – das Projekt der 1990er Jahre

In den 1960er und 1970er Jahren war die Informationsbeschaffung noch zu einem großen Teil von den Redaktionen und Nachrichtenagenturen der Herkunftsländer abhängig und die deutschen fremdsprachigen Redaktionen hatten quasi eine Monopolstellung bei der Informationsversorgung der Migrant*innen. Dem gegenüber veränderte sich in den 1980er und 1990er Jahren die Situation. Die deutsche Radiolandschaft erfuhr eine tiefgreifende Umstrukturierung durch die Öffnung für private Radiostationen. Die fremdsprachigen Programme wurden im Zuge dessen nach und nach von UKW auf Mittelwelle

verlegt. Außerdem verbreitete sich in den 1990er Jahren die Satellitenübertragung, die den in Deutschland lebenden Migrant*innen ermöglichte, Medien aus ihren Herkunftsländern zu nutzen. Hinzu kamen Entwicklungen in der Telekommunikation. Während noch in den 1970er Jahren direkte Kontakte in die Heimat auf Briefe beschränkt waren, wurden jetzt Telefon und vor allem Fax wichtige Kommunikationsmittel, die direkten und schnellen Informationsaustausch mit der Heimat ermöglichten (Dracklé 2007:204ff). All diese Entwicklungen führten zu einer rasch abnehmenden Nutzung der Fremdsprachenprogramme. Zudem war inzwischen eine ganz andere Generation heran-gewachsen: Jugendliche, die in Deutschland geboren und aufgewachsen waren, selbstverständlich auch deutsche Medien nutzten und sich – anders als ihre Elterngeneration – von den "Ausländerprogrammen" nicht mehr angesprochen fühlten. In den deutschen Mainstream-Medien konnten sie sich jedoch auch nicht wiederfinden. Stattdessen vermissten sie dort eine Repräsentation ihrer Lebensrealitäten – für ein Publikum, das alle in Deutschland lebenden Menschen umfasst –, ohne dabei als "Migranten" spezifisch angesprochen zu werden (Jakisa in Bayer, Engl und Liebheit 2004a:176ff). Spartenmedien für "Ausländer" waren von diesen nicht länger gefragt. Wollte man Information aus der Heimat, wandte man sich den Originalmedien der Herkunftsländer oder in Deutschland produzierten so genannten "Ethnomedien" ("Ethnic Media") zu, Diasporamedien, die von Migrant*innen für Migrant*innen gemacht werden. Die Nutzung solcher Medien wurde und wird in Deutschland jedoch als Weg in die ethnische Segregation wahrgenommen und mit dem Wort der "medialen Parallelgesellschaft" belegt. Die bewusste und aktive Abkehr der Migrant*innen von den für sie zugeschnittenen Angeboten der deutschen Massenmedien führte aus politischer und medienpolitischer Perspektive zu der Sorge, die Kontrolle über den Informationsfluss zu verlieren. Mitte der 1990er Jahre begannen die Sender daraufhin, neue Strategien zu entwickeln

(Zambonini 2007). Antworten auf diese veränderte Situation wurden im "multikulturellen Programm" gesucht.

Bereits 1986 waren in Köln auf einer internationalen Tagung zum Thema "Ausländer und Massenmedien" eine unangemessene Darstellung von Migrant*innen in den Medien sowie mangelnde Partizipation in der Programmgestaltung festgestellt worden (Haake 1995:69-70). 1994 veranstaltete die Initiative Interkultureller Rundfunk mit ähnlicher Zielsetzung die Tagung "Mehr Farbe in die Medien". Im gleichen Jahr startete der Sender Freies Berlin (SFB) den Integrationssender Radio Multikulti. Ziel des Senders war es laut dem damaligen Hörfunkdirektor, Jens Wendtland, "die Kommunikation über unsere und mit unseren ausländischen Mitbürgern in ein multikulturelles Programm, ein möglichst normales Radio, einzubringen" (Wendtland zit. nach Haake 1995:70). Der multikulturelle Ansatz wird konkret benannt, es soll das Gespräch *mit* "unseren ausländischen Mitbürgern" gesucht werden und ein "möglichst normales" Radio gemacht werden. Der Ansatz nimmt also bereits die Abkehr vom Spartenprogramm vorweg, in Bezug auf die Hörer*innen wird jedoch weiter zwischen "deutscher Mehrheitsgesellschaft" und "ausländischen Mitbürgern" unterschieden.

Eine Passage aus einem Antrag des Grimme Instituts auf die Förderung des multikulturell angelegten Projektes "On Air – More Colour in the Media" veranschaulicht exemplarisch die durchaus ambivalente Haltung und Stimmung zu Beginn dieses Strategiewechsels Mitte der 1990er Jahre:

In den letzten Jahren zeigt sich eine weitere besorgniserregende Entwicklung. MigrantInnen, hier besonders türkischer Herkunft, nutzen immer häufiger die durch Kabel oder Satellit ausgestrahlten Programme ihrer Heimatländer. Eine erste kurze Bestandsaufnahme des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung zum Deutschlandbild in den türkischen

Medien zeigt, daß die Berichterstattung stark türkisch-nationalistische Tendenzen aufweist. Das trifft insbesondere auf die mediale Übermittlung fundamentalistisch geprägter Frauen- und Familienbilder zu. Die Abwendung türkischer MediennutzerInnen von deutschen Programmen hin zu ihren nationalen Sendern birgt ein unüberschaubares Radikalisierungspotential. Da das Alltagsleben von MigrantInnen in den deutschen Medien kaum oder stigmatisierend vorkommt, gewinnen die staatstragenden Sender und Printmedien, z.B. aus der Türkei einen immer größeren Einfluß auf die Meinungsbildung der MigrantInnen.

Aber auch in den Rundfunkanstalten sind Sensibilisierungsmaßnahmen notwendig, um Vorurteile bei den Personalmanagern und deutschen MitarbeiterInnen gegenüber ihren zahlenmäßig unterrepräsentierten KollegInnen anderer ethnischer Herkunft abzubauen. Hier herrscht oft noch die Meinung vor, daß MigrantInnen aufgrund fehlender Sprachkenntnisse und landeskundlicher Defizite nur bei sogenannten Zielgruppenprogrammen ihren Arbeitsplatz finden können.

(Adolf Grimme Institut 1995: 79-80)

Insgesamt zeigt dieser Antrag durchaus eine kritische Haltung, auch gegenüber den Medieninstitutionen, und betont die Notwendigkeit von Sensibilisierung in den Redaktionen. Gleichzeitig ist es interessant, mit welchen Argumenten hier versucht wird, zu überzeugen: Sorge besteht vor allem davor, dass sich die türkischen Migrant*innen in Deutschland von den deutschen Medien abwenden und sich durch die Nutzung türkischer Medien radikalieren könnten. Die deutschen Rundfunkanstalten hätten darin versagt, die Migrant*innen im Land entsprechend anzusprechen, die Folge sei ein "unüberschaubares Radikalisierungspotential" bei den Migrant*innen. Die Frage, welche Rolle die mediale Berichterstattung für das gesamtgesellschaftliche Klima und die Bedingungen für die viel beschworene Integration spielt, wird dagegen ausgeblendet.

Nach dem Vorstoß von Radio Multikulti folgte 1999 mit Funkhaus Europa im WDR ein weiteres "Multikulti-Vollprogramm" im öffentlich-rechtlichen Radio. Der Hörfunk-Direktor des WDR Fritz Pleitgen beauftragte Gualtiero Zambonini, damals Leiter der italienischen Redaktion des WDR, Mitte der 1990er Jahre damit, "die Idee eines 24-stündigen Programms in Deutsch und vielen anderen Sprachen zu entwickeln" (Zambonini in Bayer, Engl und Liebheit 2004a:174). 1999 ging das daraus entstandene "Integrationsprogramm" Funkhaus Europa des WDR auf Sendung (Zambonini 2009:88). 2004 beschreibt Zambonini, der im Jahr zuvor auch zum Integrationsbeauftragten des WDR ernannt wurde, Funkhaus Europa wie folgt:

Heute sendet *Funkhaus Europa* tagsüber in Deutsch und ab 18 Uhr in 18 anderen Sprachen. Das ist tagsüber ein Tagesbegleitprogramm für Zugewanderte und interessierte Deutsche mit einer einzigartigen Musikfarbe, populärer Weltmusik, und drei Informationsmagazinen, in denen die multikulturelle Entwicklung des europäischen Alltags abgebildet wird. Wir verstehen Migration als Teil der europäischen Entwicklung und haben bewusst von einem reinen "Migrantenprogramm" Abstand genommen. (Zambonini in Bayer, Engl und Liebheit 2004a:174; Hervorhebung im Original)

Einerseits betont Zambonini hier, dass Funkhaus Europa in Abkehr der früheren Fremdsprachenprogramme kein reines "Migrantenprogramm" sein soll, gleichzeitig wird auch deutlich, wen Funkhaus Europa vorrangig anspricht: Zugewanderte und *interessierte* Deutsche. Ein Mainstream-Programm, das sich an alle in Deutschland lebenden Menschen richtet, ist auch Funkhaus Europa nicht. Ebenso wie bei Radio Multikulti bleibt die Unterscheidung zwischen Deutschen und Zugewanderten in der Konzeption bestehen. Beide Programme verstanden sich als "Integrationsprogramme" und sind in den Vorstellungen des Multikulturalismus verankert, der zwar in Abgrenzung zu dem

zuvor herrschenden Bild der "Gastarbeiter", seit den 1990er Jahren das Miteinander in der multikulturellen Gesellschaft propagierte, dabei jedoch klare Festlegungen auf die "ethnische" Herkunft vornahm und eine paternalistische Haltung gegenüber den als unmündig empfundenen neuen Bürgern annahm (vgl. Stemmler 2011, darin insbesondere Çil 2011). In einem Gespräch mit Gualtiero Zambonini weist Miranda Jakisa vom Verein Die Unmündigen e.V.⁶³, einem "MigrantInnenverein der 2. und 3. Generation", kritisch auf die Rolle von Funkhaus Europa hin:

Ich meine, dass so etwas wie Funkhaus Europa tatsächlich ganz viel Legitimationsfunktion erfüllt. Ich vertrete die Ansicht, dass ein großer Teil der so genannten ausländischen Bevölkerung gar nicht integriert werden muss, dass sie somit auch keinen Integrations-Beauftragten braucht, kein Spartenprogramm und auch kein Funkhaus Europa, das letztlich auch dazu dient, das, was eigentlich integriert ist, wieder fremd zu machen. (Jakisa in Bayer, Engl und Liebheit 2004a:176)

Zambonini dagegen sieht in Funkhaus Europa einen Wegbereiter und die Möglichkeit, von dort aus ins Mainstream-Programm und in die Personalstruktur hineinzuwirken (Zambonini in Bayer, Engl und Liebheit 2004a). Er vertritt hier freilich die Linie des WDR.

Die multikulturellen Radioprogramme Funkhaus Europa und Radio Multikulti waren ambitionierte Projekte, die in den urbanen Zentren Köln und Berlin erfolgreich waren. Bundesweit haben sich solche Programme jedoch nicht durchgesetzt, obwohl Fritz Pleitgen ursprünglich genau dieses Ziel verfolgt hatte (vgl. Adolf Grimme Institut 1995:83). Radio Multikulti ist zudem auch in anderer Hinsicht marginal geblieben, nämlich in Bezug auf die Finanzierung. Friedrich Voß, Leiter von Radio Multikulti, beschreibt noch 2001 die Situation wie folgt:

⁶³ www.die-unmuendigen.de

Obwohl sich der SFB in einer schwierigen finanziellen Situation befindet – das ist allenthalben bekannt – leistet er sich ein solches Programm, zwar als low-budget Welle, aber in dem vollen Bewusstsein seiner gesellschaftlichen Notwendigkeit. (...)

Die Erfahrung hat gezeigt, dass deutsche und ausländische Mitarbeiter unseres Programms nach zwei, drei Jahren in die besser bezahlenden Mainstream-Programme wechseln. Hier bringen sie ihre Erfahrung ein, sind sie doch für Migrantenthemen und den Umgang damit sensibilisiert und können sogar als Multiplikatoren wirken. Dort wird ihre Bewertung von deutscher Innenpolitik, Kultur und Bildung sogar besonders interessiert nachgefragt. (Voß 2001:142; Hervorhebung im Original)

"Gesellschaftliche Notwendigkeit" und Wertschätzung lassen sich durchaus auch an der Bereitschaft zu einer ausreichenden Finanzierung ablesen. Von den Mitarbeiter*innen wurde jedoch erwartet, zwei bis drei Jahre im low-budget Bereich zu arbeiten. Inzwischen wurde Radio Multikulti aufgrund der "finanziellen Situation des rbb" (rbb 2008) ganz eingestellt.⁶⁴ Dafür ist auf der ehemaligen Frequenz von Radio Multikulti seit Anfang 2009 in Berlin und Brandenburg Funkhaus Europa zu empfangen.

Deutlich später kamen auch in den anderen ARD-Anstalten multikulturelle Formate und Integrationssendungen auf. 2003 hat beispielsweise der Bayerische Rundfunk ein "Interkulturelles Ressort" eingerichtet, das auf B5 aktuell jeweils Sonntag "Das interkulturelle Magazin"⁶⁵ zu Themen rund um "Migration, Integration und kulturelle Vielfalt" ausstrahlt. Neben den Radioangeboten wurden auch im Fernsehen multikulturelle Programme entwickelt, als Vorreiter das "Integrations-

⁶⁴ Radio Multikulti wurde vom Sender Freies Berlin (SFB) ins Leben gerufen. 2003 fusionierten SFB und der Ostdeutsche Rundfunk Brandenburg (ORB) zum Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb), der Radio Multikulti bis zur Einstellung 2008 weiterführte.

⁶⁵ <http://www.br-online.de/podcast/mp3-download/b5aktuell/mp3-download-podcast-interkulturelles-magazin.shtml>

magazin" Cosmo TV des WDR⁶⁶, oder später auch das "InterKultur-Magazin" Puzzle des BR⁶⁷.

Vor dem Hintergrund des in den 1980er Jahren breit diskutierten Multikulturalismus mit seinem humanistischen und gleichzeitig paternalistischen Impetus, wurden die Multikulti-Programme etabliert als erste Schritte in Richtung Abkehr vom Spartenprogramm. Gleichzeitig drückte sich in dieser Entwicklung auch eine Sorge vor Kontrollverlust über die Informationswelten, derer sich die Migrant*innen im Lande bedienen, aus. Während in der Zielgruppe dieser Programme klar zwischen Deutschen und Migrant*innen unterschieden wurde, war gleichzeitig Integration das Leitmotiv der Medienpolitik dieser Zeit. Die Nutzung heimat Sprachlicher Medien wurde dagegen als Zeichen mangelnder Integration gewertet.

5.1.3. Ethnomedien – "Parallelgesellschaft" oder Transnationalismus

Wenn Migrant*innen in Deutschland Medien ihrer Heimatländer oder auch so genannte Ethnomedien nutzen, also Medien von Migrant*innen für Migrant*innen in den jeweiligen Muttersprachen, ist schnell die Rede von "medialer Parallelgesellschaft". Dabei kann man dies auch ganz anders interpretieren. Zum einen schließt die Nutzung von Heimatmedien die gleichzeitige Nutzung deutscher Medien nicht aus. Zum anderen führt sie nicht automatisch in die Segregation. Ethnische Medien und Diaspora-Medien sind sicherlich – wie Mainstream-Medien auch – oftmals ethnozentristisch in ihren Inhalten und ihrem Duktus. Die Nutzung solcher Medien (sei es Print, Hörfunk, TV oder Internet) kann aber auch als ein Zeichen für die aktive Nutzung und Gestaltung zeitgenössischen Transnationalismus gelesen werden.

⁶⁶ <http://www.wdr.de/tv/cosmotv/>

⁶⁷ <http://www.br.de/fernsehen/bayerisches-fernsehen/sendungen/puzzle/index.html>

Dieser Transnationalismus orientiert sich nicht wie die Globalisierung an ökonomischen Bedürfnissen des Marktes und der Nationalstaaten, sondern an den alltäglichen Bedürfnissen und Interessen einzelner Migrant*innen, die aktiv ihre ökonomischen und sozialen Netzwerke – ebenso wie ihre Informationsnetzwerke – knüpfen. Migrant*innen besitzen häufig multiple politische Identitäten (zwischen Herkunftsland und Aufenthaltsort sowie in diasporischen Netzwerken) und damit verbunden multiple Loyalitäten und Interessen (Karim 2006). Da Medienkonsum eine politische Handlung ist, sind Migrant*innen oft nicht bereit, sich als Mainstream-Konsument*innen der "Mehrheitsgesellschaft" einzureihen. Der Fokus deutscher Massenmedien ist auf den eigenen nationalen Kontext, bzw. auf politische Ereignisse mit Bezug zu Deutschland – oder zumindest Europa – fixiert. Über Ereignisse in anderen Weltgegenden wird in der Regel vor allem aufgrund von Kriegen und Katastrophen berichtet oder dann, wenn sie in irgendeinem Zusammenhang mit der deutschen (Außen-)Politik stehen. Migrant*innen, die sich über Ereignisse in ihren Herkunftsländern informieren möchten, mussten (und müssen) daher – abgesehen von den wenigen Minuten pro Woche der "Auslandsprogramme", die zu Beginn des 21. Jahrhunderts fast vollständig abgebaut wurden – auf Medien aus den Herkunftsländern zurückgreifen. Während in den 1960er Jahren die Verkaufsstände der Internationalen Presse an den Hauptbahnhöfen für viele Migrant*innen das Bedürfnis nach Information stillen konnten, nahm ab Mitte der 1980er Jahre die Bedeutung des Fernsehens zu. Satellitenschüsseln wurden in der "deutschen Mehrheitsgesellschaft" ikonographisch zum Symbol der "Parallelgesellschaft" gemacht. Inzwischen bietet das Internet viel ökonomischere, heterogenere, schnellere, teils selbstorganisierte und aktivistische Angebote, mittels derer sich Migrant*innen sowohl über Ereignisse in ihrem Herkunftsland informieren können als auch mit Diaspora-Gruppierungen weltweit in Kontakt treten können.

Was im Sinne der neoliberalen, ökonomischen Globalisierung des Individuums immer wieder gefordert wird – Flexibilität, Mehrsprachigkeit, Multilokalität – wird denjenigen Migrant*innen, die nicht hochqualifiziert zur beruflichen Elite gehören, nicht zugestanden. Doch trotz oft prekärer Lebensverhältnisse sind es gerade diese Gruppen, die diese Formen von heutigem Transnationalismus längst leben. "Ethnic Media" und "Diaspora Media" bieten zudem Alternativen zum Media-Mainstream und sind ein wichtiger Beitrag zur medialen Vielfalt. Dennoch bedeutet dies nicht, dass Migrant*innen ausschließlich solche Medien konsumieren würden. Eine Studie der ARD/ZDF Medienkommission von 2007 stellte fest, dass die Befürchtung der medialen Parallelgesellschaft keine empirische Basis hat und Migrant*innen in Deutschland "von den deutschen Medien gut erreicht" würden (ARD/ZDF Medienkommission 2007:4). In einer Neuauflage der Studie im Jahr 2011 heißt es, dass sich außerdem die Sprachkenntnisse, die für die Nutzung deutscher Medien zentral sind, seit 2007 deutlich verbessert hätten. Auch in dieser Studie hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Migrant*innen selbstverständlich deutsche Medien und muttersprachliche Medien nutzen: "Für viele Menschen mit Migrationshintergrund gehört die Integration zweier Medienkulturen – also die Nutzung deutscher und heimat Sprachiger Medien – zum Alltag" (ARD/ZDF Medienkommission 2011: unpag.). Freilich kann man die von ARD und ZDF in Auftrag gegebene Studie auch kritisch sehen. Den Institutionen mag daran gelegen sein, die eigene Integrationsleistung hervorzuheben und zu unterstreichen, dass ihre Medienprodukte Migrant*innen gut erreichen. Dass die Nutzung von Ethnomedien nicht notwendig eine Abkehr oder gar Abschottung von der deutschen Gesellschaft darstellt und Integration nicht entgegensteht, hat der Kommunikationswissenschaftler Kai Hafez (2002) in einer Studie zur Mediennutzung von Türk*innen in Deutschland nachgewiesen. Statt vereinfachter Formeln, die Mediennutzung in direkten Zusammenhang mit Integration setzen, kommt er zu weit komplexeren

Ergebnissen. Seiner Studie zufolge nutzen Türk*innen in Deutschland deutsche, türkische und deutsch-türkische Medien in unterschiedlicher Ausprägung und mit ganz unterschiedlichen Beweggründen. Aus den unterschiedlichen Angeboten bedienen sie passgenau ihre jeweiligen Bedürfnisse nach Information und Unterhaltung.

Angesichts dieser Entwicklungen könnte man fragen, welche Rolle der deutsche öffentlich-rechtliche Rundfunk in Bezug auf Migration und Integration heute überhaupt noch spielt. Migrant*innen sind nicht mehr auf eine Informationsversorgung durch deutsche Medien angewiesen, die Idee des Spartenprogramms ist überholt, ebenso wie die Multikulturalismus-Ideologie. Die "Ausländer"- oder Fremdsprachenprogramme wurden weitgehend abgeschafft und können angesichts der Möglichkeiten des Internets kaum noch legitimiert werden. Selbst Radio Multikulti wurde bereits eingestellt. Migrant*innen können heute in ihrer Mediennutzung völlig unabhängig von deutschen Mainstream-Medien sein – wenn sie das wünschen. Allerdings sind Massenmedien, insbesondere das Fernsehen, trotz der heutigen globalisierten Mediensituation für das gesamtgesellschaftliche und politische Klima in Deutschland nach wie vor von entscheidender Bedeutung. Im Nationalstaat als lokalem Rahmen, in den die Menschen eingebunden sind, und der auch den Bezugsrahmen der Medien bildet, herrschen noch immer Interpretations- und Repräsentationshoheiten, auch wenn diese stärker und von vielfachen Seiten herausgefordert werden. Für die deutsche Medienpolitik geht es daher nicht länger in erster Linie um die Frage, wie Medien Migrant*innen ansprechen und informieren, sondern vor allem auch darum, wie Medien das Thema Migration – bzw. Diversity – insgesamt aufgreifen können und sollen und welches Bild einer deutschen Gesellschaft sie dabei vermitteln.

5.2. Aktuelle Strategien

5.2.1. Migration in Politik und Medien

Auch die aktuellen Strategien der Rundfunkanstalten stehen in engem Bezug zu politischen Entwicklungen. Seit 1998 hat Deutschland begonnen, sich offiziell als Einwanderungsland zu begreifen, Änderungen in der Einwanderungsgesetzgebung initiiert und 2006 den ersten Integrationsgipfel gestartet. Ein Jahr später hat die Bundesregierung den so genannten "Nationalen Integrationsplan" aufgesetzt (NIP 2007). Während Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrem Vorwort anerkennt, dass die meisten Migrant*innen in Deutschland längst ihren Platz in der Gesellschaft gefunden haben, sieht sie dennoch Defizite bei der Integration. Sie identifiziert daher Integration als Schlüsselherausforderung unserer Zeit, der ihre Regierung hohe Priorität zumisst. Dieses Paradigma der Integration, das in Deutschland in den 1970er Jahren aufkam, wurde in den letzten zehn Jahren wieder zum leitenden Motiv des deutschen Migrationsdiskurses. Zusammengefasst handelt es sich um eine Politik von "Fördern und Fordern"⁶⁸, die sich von der "deutschen Mehrheitsgesellschaft" an die Migrant*innen im Land richtet. Dabei haben sich die Themen seit den 1970ern kaum verändert: mangelnde Sprachkenntnisse, schulische Misserfolge, Arbeitslosigkeit, Ghettobildung, bzw. heute Parallelgesellschaft. (Terkessidis 2010:45) Der Nationale Integrationsplan der Bundesregierung skizziert zunächst genau dieses Szenario von Defiziten und Parallelgesellschaft, um anschließend zu definieren, wie Integration aussehen soll.

⁶⁸ Bundesministerium des Inneren: Startseite / Zuwanderung ist Zukunft / Integration http://www.zuwanderung.de/ZUW/DE/Zuwanderung_ist_Zukunft/Integration/Integrati_on_node.html

Integration ist daher eine Aufgabe von nationaler Bedeutung. Grundlage ist neben unseren Wertvorstellungen und unserem kulturellen Selbstverständnis unsere freiheitliche und demokratische Ordnung, wie sie sich aus der deutschen und europäischen Geschichte entwickelt hat und im Grundgesetz ihre verfassungsrechtliche Ausprägung findet. Integration kann nicht verordnet werden. Sie erfordert Anstrengungen von allen, vom Staat, der Gesellschaft, die aus Menschen mit und ohne Migrationshintergrund besteht. Maßgebend ist zum einen die Bereitschaft der Zuwandernden, sich auf ein Leben in unserer Gesellschaft einzulassen, unser Grundgesetz und unsere gesamte Rechtsordnung vorbehaltlos zu akzeptieren und insbesondere durch das Erlernen der deutschen Sprache ein sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zu Deutschland zu setzen. Dies erfordert Eigeninitiative, Fleiß und Eigenverantwortung. Auf Seiten der Aufnahmegesellschaft benötigen wir dafür Akzeptanz, Toleranz, zivilgesellschaftliches Engagement und die Bereitschaft, Menschen, die rechtmäßig bei uns leben, ehrlich willkommen zu heißen. Von allen Beteiligten werden Veränderungs- und Verantwortungsbereitschaft gefordert. (NIP 2007:12-13)

Zwar wird hier zunächst die gesamte Gesellschaft aufgefordert, an dieser "Aufgabe von nationaler Bedeutung" mitzuwirken, also der Staat und die "Gesellschaft, die aus Menschen mit und ohne Migrationshintergrund besteht". Dabei liegt jedoch die Vorstellung zugrunde, dass es eine "deutsche" gesellschaftliche Norm gäbe, in die sich Einwander*innen als "die anderen" aktiv einzugliedern hätten. Interessant sind auch die Verteilung dieser Aufgaben und der Tonfall, der in der Wortwahl mitschwingt. Von den Einwander*innen wird verlangt "unser Grundgesetz und unsere gesamte Rechtsordnung vorbehaltlos zu akzeptieren", "ein sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zu Deutschland zu setzen", "Eigeninitiative, Fleiß und Eigenverantwortung" zu zeigen. Die Aufgaben der "Aufnahmegesellschaft" wirken dabei eher passiv, so als sollten sie lediglich den Bemühungen der Einwander-

*innen nicht im Weg stehen: akzeptieren, tolerieren, ehrlich willkommen heißen. Was mit zivilgesellschaftlichem Engagement gemeint ist, bleibt dabei außen vor und die Aufgaben des Staates und der Institutionen werden an dieser Stelle gar nicht angesprochen. Die deutliche Trennung von "uns" als Norm eines vermeintlich einheitlichen kulturellen Deutschseins und "ihnen" als Abweichung davon wird festgeschrieben. Dabei wird nicht von einem empirischen "Deutschsein" ausgegangen, das schließlich alle in Deutschland lebenden Menschen in einem gemeinsamen "wir" meinen müsste, sondern von einem normativen – wenn auch kaum definierbaren und nicht definierten – Deutschsein, das rein positiv konnotiert ist, mit deutschen Tugenden und richtigem Verhalten. Da es sich aus Herkunft und Sozialisation speist, ist es für Zuwander*innen kaum möglich, sich daran auch nur anzunähern. (vgl. Terkessidis 2010:56ff) Es geht also trotz aller Beteuerungen von gemeinsamer Gestaltung nicht wirklich darum, Leben und Gesellschaft in Deutschland ausgehend von der aktuellen Situation mit allen Beteiligten, also mit allen hier Lebenden, zukunftsgerichtet und für alle zu gestalten. Stattdessen wird der Mythos eines vermeintlichen historischen Deutschseins aufrechterhalten, das als Rahmen dient – dabei wird auch übersehen, dass die ein großer Teil derer, die von dieser Politik als "Deutsche" wahrgenommen werden, diesen Normen nicht entsprechen.

Natürlich hat sich seit den 1970er Jahren die Herangehensweise verändert. Der Nationale Integrationsplan beispielsweise streicht Folgendes heraus: "Der Nationale Integrationsplan ist das Ergebnis einer engen und konstruktiven Zusammenarbeit mit Migrantinnen und Migranten. Unser Prinzip war und ist: Wir sprechen mit Migrantinnen und Migranten, nicht über sie" (NIP 2007:13). Das kann man positiv bewerten. Immerhin ist das "Sprechen über" einem "Sprechen mit" gewichen. Dennoch ist die Definitionshoheit geblieben und damit auch die klare Aussage, dass Migrant*innen zum "wir" nicht dazugehören.

Sowohl diese Trennung als auch die Vorstellung, dass Integration primär Aufgabe der "Anderen" ist, zieht sich durch die aktuelle Integrationsdebatte – häufig direkt, häufig subtil, auch dann, wenn vordergründig das Gegenteil behauptet wird.

Dies zeigt sich vor allem auch in den Politiken, die sich auf potenzielle Migrant*innen richten. Während der Nationale Integrationsplan sich mit denjenigen Migrant*innen beschäftigt, die bereits im Land leben, muss man Migrationspolitik in Deutschland auch im Kontext europäischer Grenzpolitiken sehen. Migration soll abgewehrt, eingedämmt, reguliert werden. Dieses restriktive europäische Grenzregime ist eng verknüpft mit einem Kriminalisierungs- und Sicherheitsdiskurs: Europa muss geschützt werden, gegen Terrorismus, organisierte Kriminalität und Menschenhandel (Hess und Tsianos 2007). Gleichzeitig besteht auch ein Ökonomisierungsdiskurs: Migration soll gelenkt und gesteuert werden, um den europäischen Arbeitsmarkt optimal zu bedienen. (vgl. auch Butterwegge 2006:204ff)

Diese politischen Entwicklungen spiegeln sich auch in den Medien, mit sehr hartnäckigen und wirkmächtigen Bildern, die Migration eng mit Problemen und Bedrohung für die Gesellschaft assoziieren (King und Wood 2001; Trebbe und Köhler 2002; Müller 2005; van Dijk 2006; Gross, Moore und Threadgold 2007; Sultan 2011). Ebenso wie der Integrationsdiskurs, der Migrant*innen als Objekte seiner Handlungen konstruiert, bleibt die Repräsentation von Migration und von Migrant*innen im deutschen Medien-Mainstream vor allem ein "Sprechen über" diese – und zwar aus Perspektive der "Mehrheitsgesellschaft". Migration wird dadurch nicht als gegebene Tatsache dargestellt, sondern als eine Art Ausnahmezustand, der gelenkt, geplant, eingedämmt oder genutzt werden muss.

Stigmatisierende Berichte über Bildungsferne, Kriminalität, Frauenfeindlichkeit und Segregation von Migrant*innen sind nach wie vor an der Tagesordnung. Über Migration wird mit Begrifflichkeiten aus dem

Bereich von (Natur-)Katastrophen berichtet, mit Metaphern wie Flutwelle, Schwemme, Sturm oder Lawine. Seit dem 11. September 2001 wird die Berichterstattung über – vor allem türkische und arabische – Migrant*innen zusätzlich verstärkt mit religiösem Fundamentalismus und islamischem Terrorismus verschränkt. Der Soziologe Erol Yildiz schreibt dazu:

Das Bild eines(r) "nicht anpassungsfähigen" MigrantIn, der/die sich in seine/ihre ethnische Nische zurückzieht, seine/ihre "Herkunftskultur" reproduziert, in der medialen und realen Parallelwelt lebt und zu Fundamentalismus und Gewalt neigt, durchzieht fast den gesamten Migrationsdiskurs und dient als Wegweiser der Wahrnehmung. Dabei handelt es sich nicht um irgendwelche Vorurteile, die durch pädagogische Maßnahmen abgebaut werden können, sondern um einen weit verbreiteten gesellschaftlichen Wissensbestand, um einen rassistischen Wissensbildungsprozess, der den gegenwärtigen Blick auf Migration und MigrantInnen reguliert. (Yildiz 2009: unpag.)

Dieses Dispositiv lenkt und strukturiert die Wahrnehmung, entsprechende Frames bestimmen die mediale Darstellung. Dabei ist es bei weitem nicht so, dass Medien in Deutschland nur negativ oder diffamierend, oder gar nicht über Migrant*innen berichten. Es gibt durchaus positive Berichte von zum Beispiel türkischen Unternehmer*innen, die "es geschafft haben". Sie werden damit aber als Ausnahme dargestellt, als keine "echten" Migrant*innen – denn der "echte Migrant" ist als defizitäres Wesen konzipiert. Somit stützt selbst die positive Berichterstattung das oben gezeichnete Dispositiv der Migration. (vgl. Paulus 2008) Differenzierte Fragen nach politischen Rechten von Migrant*innen, Diskriminierung aufgrund von Herkunft und ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit sowie nach Rassismus bleiben dabei größtenteils außen vor. Stattdessen werden durch Kollektivzuschreibungen und problemorientierte Überrepräsentation Lesarten

nahegelegt, die die Differenz zwischen "Eigenem" und "Fremdem" bei gleichzeitiger Positiv- bzw. Negativbewertung festschreiben.

Während die Forschung zum Diskurs um Migration von kritischen Migrationsforscher*innen sehr aktiv betrieben wird (u.a. Steyerl und Gutiérrez Rodríguez 2003; Ha 2007c; Transit Migration Forschungsgruppe 2007), ist die Lage zu konkreten, breit angelegten empirischen Forschungen, die die Darstellung von Migrant*innen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland untersuchen, eher dünn. Bestehende Studien beziehen sich in erster Linie auf den Bereich Print. Zum einen werden Forschungen zu Fernsehinhalten als teuer und aufwändig beschrieben. Häufig unterbleiben Studien allein deshalb, weil davon ausgegangen wird, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk, unter anderem aufgrund seines Programmauftrags, qualitativ ohnehin deutlich hochwertiger sei als die vielgescholtenen privaten Programme. Außerdem, so argumentiert die Politikwissenschaftlerin Marie Mualem Sultan (2011), bestehen sehr enge Beziehungen zwischen den Rundfunkanstalten und den akademischen Forschungsinstitutionen, so dass offene Kritik unterbleibt. Hinzu kommt, dass die Sender die Programmforschung häufig direkt an Institutionen vergeben, die ihnen nahestehen, wie die Gesellschaft zur Konsumforschung GfK und das Kölner IFEM Institut (vgl. Sultan 2011:21-22). In einer Zusammenchau von neun empirischen Studien zur Darstellung von "ethnisch-kulturellen Minderheiten" im öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland stellt Sultan beträchtliche Mängel fest. Die neun Studien nahmen sowohl dokumentarische als auch fiktionale Programme in den Blick, außerdem unterschiedliche Themenkomplexe wie Migration allgemein, Islam, Flucht und Asyl. Die Ergebnisse sind dabei über die verschiedenen Studien hinweg konsistent.

Tatsächlich wird der öffentlich-rechtlichen Programmgestaltung in keiner der gesichteten Studien – außer der hauseige-

nen Betrachtung des IFEM-Instituts – eine auch nur ansatzweise ausgewogene oder gar vorbildliche Berichterstattung bescheinigt. Die Einschätzungen schwanken stattdessen zwischen sehr einseitig und defizitär bis hin zu der Befürchtung, durch die Art und Weise der Darstellung von ethnisch-kulturellen Minderheiten werde die verfassungsrechtliche Integrationsfunktion des ÖRR geradezu konterkariert. (Sultan 2011:73)

Die Studien bilanzieren, dass in Bezug auf Migration eine einseitige Darstellung dominiert, die auf Negativität fokussiert und problemorientiert ist. Die Verknüpfung von Migration und – häufig sehr abstrakten – Bedrohungsszenarien ist die Regel, wobei sich lediglich die Aspekte dieser Bedrohung durch die Zeit verändern. Besonders plastisch lässt sich dies anhand der Zäsur des 11. September 2001 nachzeichnen, wonach sich die Themen deutlich in Richtung Sicherheitsdiskurs und religiöser Fanatismus mit einer Verknüpfung von Islam und Terrorismus verschoben haben. (Butterwegge 2006; Sultan 2011)

Anhand minutiöser Analysen von dokumentarischen Fernsehinhalten zeichnet die Soziologin Stanislaw Paulus (2008) nach, inwiefern selbst (vermeintlich) positive Darstellungen von Musliminnen in Referenzrahmen verhaftet bleiben, die gängige Stereotype der kopftuchtragenden, rückständigen orientalischen Frau aufrufen, die durch patriarchalisch-religiöse Familiengefüge unterdrückt ist. Insgesamt besteht ein ethnozentrischer Grundtenor, der beständig Differenz herstellt, die so konstruierten "Fremden" gegenüber dem "Eigenen", welches gleichzeitig normalisiert wird, abwertet. Dies geschieht nicht zuletzt auf sehr implizite Weise, durch Darstellungskonventionen, Bildeinstellungen, Ton-Bild-Montagen, Assoziationsketten und Adressierungsweisen. Sehr kritisch betrachtet auch Sultan eine Inhaltsanalyse des WDR-Programms, die von ARD und ZDF selbst in Auf-

trag gegeben wurde und zu dem Schluss kommt "der WDR berichte vorbildlich, ausgewogen und umfassend über Migrationsthemen" (Sultan 2011:85). Sie zeichnet nach, dass die Untersuchung vor allem quantitativ argumentiert, jedoch nicht in der Lage ist, Auskunft darüber zu geben, in welchem Kontext, mit welchen Konnotationen und Zuschreibungen über Migration berichtet wird. Zudem widerspricht sich die Studie insofern, als auch sie letztlich zu dem Schluss kommt, dass Problemorientierung und Negativität dominieren. Dies bezieht sich nicht allein auf nachrichtliche und dokumentarische Inhalte, sondern ebenso auf Unterhaltungsangebote. Eine Untersuchung zum fiktionalen TV-Format "Tatort" über die Jahre 1970 bis 2003 zeigt, dass auch diese quotenstarke Unterhaltungssendung, die den Anspruch hat, gesellschaftlich relevante Themen aufzugreifen, trotz einiger herausstehender Einzelbeispiele, insgesamt Migrant*innen stereotyp, problembehaftet und differenzbestätigend aus "Erzählperspektive" der "deutschen Figuren" darstellt (Ortner 2007).

Vor diesem Hintergrund der deutschen Migrationspolitik und der Defizite in der medialen Darstellung von Migration und Migrant*innen muss man die aktuellen Strategien und Ansätze sehen, mit denen öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten versuchen, Media Diversity zu fördern.

5.2.2. Diversity-Ansätze und Selbstverpflichtungserklärungen

Forderungen nach Media Diversity, bzw. nach "kultureller Vielfalt" werden aus ganz unterschiedlichen Richtungen artikuliert: beispielsweise von aktivistischen Netzwerken, wie der Neue deutsche Medienmacher e.V. ("Journalisten mit und ohne Migrationshintergrund", die sich für "mehr Vielfalt in den Medien" einsetzen⁶⁹), oder der braune

⁶⁹ www.neuemedienmacher.de

mob e.V. (eine "Schwarze media-watch-Organisation, gegründet im Jahr 2001 von professionell Medienschaffenden, Jurist_innen, Künstler_innen und Aktivist_innen, die eine diskriminierungsfreie deutsche Medienöffentlichkeit erreichen wollen"⁷⁰), von Institutionen wie der Heinrich-Böll-Stiftung (die junge Menschen "aus einer Einwandererfamilie" oder "mit binationalem/bikulturellem Hintergrund" mit einem Studienstipendienprogramm auf dem Weg in die Medien unterstützen⁷¹), im Rahmen von Wissenschaftsprojekten, wie dem medienwissenschaftlich ausgerichteten Forschungsprojekt "Mediale Integration ethnischer Minderheiten"⁷² (das 2002 als Kooperation zwischen dem Institut für Journalistik der TU Dortmund und dem Institut für Soziologie der Universität Siegen startete), auf politischer Ebene vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (das 2008 eine Tagung mit dem Titel "Mehr Vielfalt in die Medien!"⁷³ veranstaltete), auf internationaler Ebene beispielsweise vom Media Diversity Institute (das zum Ziel hat: "to encourage and facilitate responsible media coverage of diversity"⁷⁴). Inzwischen haben sich diese Forderungen auch auf politischer Ebene im Nationalen Integrationsplan niedergeschlagen:

Neben den Erklärungen von Bund, Ländern und Kommunen beinhaltet der Nationale Integrationsplan auch die Ergebnisse von Arbeitsgruppen zu 10 Themenfeldern, darunter – neben Bildung und Ausbildung, Integration durch Sport, Integration auf lokaler Ebene, Lebenssituation von Frauen und Mädchen verbessern, Wissenschaft – auch das Thema "Medien – Vielfalt nutzen". Als Teil des Integrationsplans wurde dazu eine spezielle Arbeitsgruppe berufen, die das Potenzial der Medien für die Integration untersuchen sollte. Analog der Vorschläge der Kanzle-

⁷⁰ www.derbraunemob.de

⁷¹ http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1240.asp

⁷² www.integration-und-medien.de

⁷³ www.bamf.de

⁷⁴ www.media-diversity.org

rin ist der Ansatz der Arbeitsgruppe, die sich in erster Linie auf Massenmedien in Print und Rundfunk bezieht, teilweise aber auch Online-Entwicklungen und Neue Medien berücksichtigt, zweigleisig. Er sieht Integration als gesellschaftliche Herausforderung ebenso wie als Pflicht – für Migrant*innen und für die "Mehrheitsgesellschaft", wenn auch wie oben ausgeführt mit unterschiedlichen Anforderungen. Darüber hinaus betont der Bericht auch den ökonomischen Aspekt von Migrant*innen als Nutzer*innen, Leser*innen, Gebührenzahler*innen und Empfänger*innen von Werbebotschaften (NIP 2007:157). Darauf aufbauend identifiziert die Arbeitsgruppe verschiedene Arbeitsfelder, die die Rolle der Medien in Bezug auf Integration verbessern sollen: Kulturelle Vielfalt soll Querschnittsthema und Normalität im Programm werden; auf Ebene des Personals sollen mehr Menschen "mit Migrationshintergrund" als Journalist*innen ausgebildet werden; interkulturelle Aus- und Fortbildungen sollen allgemeiner Bestandteil von Medienberufen werden; Medienforschung und Medienkompetenz für Migrant*innen sollen verstärkt werden; spezielle Angebote für Migrant*innen sollen umgesetzt werden; und der internationale Austausch zwischen Medienunternehmen soll ausgebaut werden. (NIP 2007:159-160).

Obwohl der Bericht anerkennt, dass über Migrant*innen "überproportional" in "Problemzusammenhängen" berichtet wird, betont er auch die Leistungen und Fortschritte der deutschen Medien in diesem Bereich: "Gleichwohl kann von einer durchgängigen Vernachlässigung des Themas durch die deutschen Medien nicht die Rede sein" (NIP 2007:158). Der Rundfunk widme sich seit Jahren dem Thema und habe bestimmte Themen regelmäßig im Programm. Darüber hinaus wird auf die fremdsprachigen Programme verwiesen und auf den Anteil von Migrant*innen vor der Kamera und am Mikrophon. Interessant ist hier, dass die Argumentation vor allem darauf abhebt, *dass* die deutschen Medien sich des Themas annehmen. Auf welche Weise dies geschieht, wird an dieser Stelle jedoch nicht beschrieben. Zu fragen wäre, ob

allein die Tatsache, dass es Programmansager*innen oder Moderator*innen mit "migrantischem Hintergrund" zu sehen gibt, tatsächlich einen Unterschied macht, oder ob das nicht auch als Feigenblatt gesehen werden kann.

Defizite in der Berichterstattung über Migrant*innen sehen die Autoren vor allem in der Personalsituation begründet. In Anlehnung an "Erfahrungen in anderen Ländern" erachten sie die Teilhabe der Migrant*innen am Medienproduktionsprozess als notwendig, um diesen Defiziten zu begegnen, stellen für Deutschland aber fest, dass die berufliche Integration von Migrant*innen in den Journalismus nicht gewährleistet ist. Als Begründung dafür geben sie an, dass entsprechend journalistisch ausgebildetes Personal fehle (NIP 2007:158). Obwohl sie auch den Journalist*innen der "Mehrheitsgesellschaft" fehlende Kenntnisse im Umgang mit Migrationsthemen attestieren, wird an dieser Stelle der strukturelle Ausschluss von Migrant*innen aus Medienberufen nicht thematisiert. Stattdessen entsteht der Eindruck, Medienunternehmen hätten sich stets aktiv um eine Einbindung migrantischer Mitarbeiter*innen bemüht, die ihnen aber nicht zur Verfügung stünden. Implizit wird hier die "Schuld" auf Seiten der Migrant*innen gesehen, die sich nicht entsprechend einbringen, bzw. ausbilden lassen.

Teilweise in Reaktion auf den Bericht des Nationalen Integrationsplans, teilweise auch schon zuvor, haben die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten ARD und ZDF und der Verband Privater Rundfunk- und Telemedien (VPRT) Richtlinien hinsichtlich ihrer Rolle in Bezug auf Migration und Integration formuliert (WDR 2004; VPRT 2007; ZDF 2007; ZDF 2008; Zambonini 2009). Die privaten Rundfunkanstalten haben dabei allerdings eher einen ihrer Meinung nach völlig ausreichenden und vorbildlichen Status Quo beschrieben, als Zielvereinbarungen für die Zukunft formuliert.

Die privaten Medienunternehmen setzen sich ganz selbstverständlich in nahezu allen Programmbereichen inhaltlich jeweils sehr differenziert mit Integration und Migration auseinander. (VPRT 2007:4)

In den privaten Medienunternehmen wird Integration in nahezu allen Unternehmensbereichen – sei es vor oder hinter der Kamera oder an den Mikrofonen – längst ganz selbstverständlich gelebt und ist deshalb nichts, was besonders hervorgehoben werden muss. Dies spiegelt sich auch im Unternehmensalltag wider. Bei gleicher Qualifikation gelten für Deutsche und Ausländischstämmige wie für Zuwanderer die gleichen Voraussetzungen. (VPRT 2007:6)

Aus Perspektive des VPRT besteht also kein Anlass für Veränderungen, da sie laut eigener Einschätzung bereits einen ausreichenden Grad an inhaltlicher und personeller Vielfalt erreicht hätten. Personell ist das insofern richtig, als bei den privaten Fernsehsendern tatsächlich beispielsweise mehr Moderator*innen "mit Migrationshintergrund" beschäftigt sind als bei den öffentlich-rechtlichen Sendern. Dies betrifft jedoch in erster Linie den Bereich der Unterhaltungsformate, in denen auch häufig Migrant*innen als Gäste in Talkshows auftreten. Der Politik- und Kulturwissenschaftler Kien Nghi Ha sieht hier vor allem die Reproduktion von Klischees in "voyeuristischen Reality-Shows" und Geldmache mit dem Label Migration in der Popkulturindustrie. Zu seriösen Themen und in Politiksendungen würden auch in den privaten Sendern Migrant*innen kaum zu Wort kommen. (Ha 2007a) "An dieser Selbstdarstellung der Kommerziellen zeigt sich der feine Unterschied zwischen paternalistischem Integrationsdenken deutscher Prägung und einer auf Anerkennung von Unterschieden und Gleichstellung basierenden Diversity-Politik", kritisiert auch der Politik- und Kulturwissenschaftler Andreas Linder (2007:12).

Auch wenn die privaten Rundfunkunternehmen keinen Handlungsbedarf sehen, lassen sich in den Ansätzen der Rundfunkunternehmen grundsätzlich drei Ebenen ausmachen, die von den meisten Akteuren als relevant angesehen werden: Programminhalt, Partizipation und Bewusstseinsbildung. Bemühungen um Verbesserungen von Media Diversity bzw. der medialen Integration sollen sich auf diese Bereiche konzentrieren, die natürlich teilweise auch ineinandergreifen.

Auf der inhaltlichen Ebene geht es darum, kulturelle Vielfalt als normalen Aspekt der Gesellschaft zu behandeln und als Querschnittsthema in alle Programme aufzunehmen. Es gibt jedoch kaum Vorschläge, wie das umzusetzen sei. Am häufigsten wird angeregt, mehr Moderator*innen "mit Migrationshintergrund" einzusetzen, Migrant*innen eher gut als schlecht darzustellen, eher als Akteure statt als passive Statisten, eher als Polizisten statt als Kriminelle, und mehr Sendungen zu speziellen Themen, beispielsweise zum Islam, einzuführen.

Eng mit der inhaltlichen Ebene verknüpft ist die Forderung nach besseren Partizipationschancen für Migrant*innen. In der Personalstruktur der deutschen Medien sind Migrant*innen deutlich unterrepräsentiert. Laut statistischem Bundesamt lebten 2010 über 15 Millionen "Personen mit Migrationshintergrund" in Deutschland⁷⁵. Das entspricht über 19 % der deutschen Bevölkerung. In deutschen Medienunternehmen sind dagegen nur etwa 3 Prozent Mitarbeiter*innen "mit Migrationshintergrund" beschäftigt (Oulios 2007; Röben 2008). Mit Hilfe spezieller Förderungsprogramme soll der Anteil an Medienschaffenden "mit Migrationshintergrund" erhöht werden.

Parallel zu Initiativen in Bezug auf Programminhalte und Personalpolitik sollen Fortbildungsangebote dafür sorgen, dass das journalis-

⁷⁵ Statistisches Bundesamt: Startseite / Bevölkerung / Migration und Integration: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/MigrationIntegration/MigrationIntegration.html>

tische Personal ein Bewusstsein für die Bedeutung von kultureller Vielfalt und Diversity entwickelt.

Um mehr Diversity in den Medien umzusetzen, haben die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten sich selbst Ziele gesetzt, Verpflichtungen auferlegt und entsprechende Erklärungen dazu abgegeben. So publizierte das ZDF 2007 einen Bericht mit dem Titel "Die Darstellung von Migration und Integration in den ZDF-Programmen: Status Quo und Perspektiven". Das Dokument zum Download auf der Website des ZDF heißt kurz "ZDF-Migrationsbroschuere.pdf". Das Thema ist damit klar benannt. Im Folgenden möchte ich dieses Dokument exemplarisch für diese Art von Selbstverpflichtungserklärungen genauer betrachten.

Drei Fotos auf der Titelseite zeigen, was man als Fernsehtalkshow interpretieren kann, mit einer Dominanz von Weißen, männlichen Experten auf der linken Seite, Kanzlerin Merkel mit dem Weißen, grauhaarig-distinguierten Moderator eines Politikmagazins auf der rechten Seite. Das mittlere Foto zeigt zwei ältere Frauen, von denen eine ein bäuerliches Kopftuch trägt, die von einer freundlich lächelnden Journalistin interviewt werden. Der Titel, mit der engen Verknüpfung von Migration und Integration, trifft im Verbund mit der Wahl der Bilder eine deutliche Aussage: Migrant*innen sind gegenüber der "deutschen Mehrheitsgesellschaft" "Andere", sie gehören nicht dazu; und das ZDF bemüht sich darum Integration zu fördern. Die Einleitung führt diese Stoßrichtung weiter:

Die politische Einigung und Weiterentwicklung Europas, die fortschreitende Globalisierung sowie regionale Konflikte werden auch weiterhin Ausländer mit unterschiedlichen nationalen, kulturellen und religiösen Wurzeln nach Deutschland einwandern lassen. (ZDF 2007:3)

Akteure sind in diesem Satz die Europäische Union, Globalisierung und Konflikte, die passive "Ausländer" migrieren lassen. Dabei ist der Begriff "Ausländer", mit all seinen stigmatisierenden und diskriminierenden Konnotationen, das erste Wort in diesem Report, das die Menschen beschreibt, um die es geht. Die Verwendung dieses Begriffs hebt zudem die Dichotomie von "uns" und "ihnen" hervor. Der Bericht kommt später noch zu differenzierteren Aussagen, doch der Begriff "Ausländer" wird weiterhin benutzt, ebenso wie die enge Verknüpfung von Migration und Integration.

Dieses kurze Spotlight auf Wortwahl und Bilder gibt einen Eindruck von einigen der unausgesprochenen Prämissen des Berichts. Auch wenn an manchen Stellen davon gesprochen wird, dass Integration auch eine Aufgabe der "Mehrheitsgesellschaft" ist, und vor allem eine Aufgabe der Medien, bleibt der allgemeine Tonfall des Berichts bei der Auffassung, dass Integration Aufgabe der "Ausländer" sei.

Die Strategie des ZDF ist es, Migration als "Querschnittsthema in allen Programmangeboten" umzusetzen (ZDF 2007:6 und 11). Dabei sei bereits viel erreicht worden, vielleicht zu viel:

Die grosso modo zufriedenstellende Gesamtpalette der ZDF Programme zu Migration ist nach hausinterner Einschätzung im Verlauf der Jahre zu sehr "Regelangebot" geworden, ihr fehlen die regelmäßig herausgehobenen, besonderen, auffälligen Akzente. (ZDF 2007:11)

Um die Sichtbarkeit der Bemühungen des ZDF in Bezug auf Migration zu erhöhen, sind mehr Spezialprogramme geplant, die das Thema "auffällig im Programm aufgreifen" sollen (ZDF 2007:11). Als Beispiel ist eine dokumentarische Serie über die Geschichte des Islam genannt. Über die Programmgestaltung hinaus plant das ZDF, die Zahl der Mitarbeiter*innen "mit Migrationshintergrund" zu erhöhen. Allerdings bestehen laut Bericht Schwierigkeiten bei der Rekrutierung:

Nicht nur das ZDF, sondern auch andere Medienunternehmen machen speziell für die redaktionelle Arbeit dabei die Erfahrung, dass ausgebildetes journalistisches Personal mit Migrationshintergrund nur eingeschränkt zur Verfügung steht. (ZDF 2007:12)

Um das zu ändern, soll gezielte Personalpolitik dafür sorgen, dass die Mitarbeiterstruktur stärker die tatsächliche Zusammensetzung der Gesellschaft abbildet.

Als eine erste Sofortmaßnahme wird das Haus Anfang 2007 mehreren journalistischen Nachwuchskräften mit Migrationsbiographie die Gelegenheit geben, in einem Trainee-Programm redaktionell tätig zu werden. (ZDF 2007:12)

Kontakt zu potentiellen Kandidat*innen soll durch die Human Resources Abteilung hergestellt werden. Die Gründe für diesen Mangel an geeigneten gut ausgebildeten Migrant*innen werden nicht angesprochen. Wie kommt es, dass viele junge Leute mit migrantischen Erfahrungen keine Karriere in den Medien anstreben? Es mag daran liegen, dass sie die Medien nicht als potenzielle Arbeitgeber wahrnehmen bzw. als ein Arbeitsfeld, in dem sie mit ihren Erfahrungen nicht willkommen sind. Das ZDF stellt diesen Mangel fest, reflektiert aber nicht die eigene Rolle oder die Rolle der Medien im Allgemeinen.

Positiv hebt das ZDF hervor, dass Migration als Querschnittsthema begriffen wird, speziell in Gesprächssendungen:

Dabei kommen in diesen Formaten Menschen mit ausländischer Herkunft als Gäste zu Wort, und zwar nicht nur zu Ausländerthemen, sondern zunehmend zu allgemeinen Fragen ("Berlin Mitte", "Volle Kanne – Service täglich"). Gerade letzteres etabliert eine originäre Integrationsleistung durch das ZDF-Programm, eben weil die nicht-deutsche Herkunft des

Gesprächspartners gar keine Rolle mehr spielt (...). (ZDF 2007:16)

Auffallend sind in diesem Zusammenhang aber die genannten Themen der Sendungen:

"Europa ohne Türken – Wovor haben die Türken Angst?"

"Multikulti am Ende? Wächst der Hass auch bei uns?"

"Schule der Gewalt – Ist Multikulti endgültig gescheitert?"

"Das Fremde und die Heimat"

"Moderne Sklaven"

"Die Döner Connection: Deutsch-Türken stürmen den Kulturbetrieb"

(ZDF 2007:16)

Diese Auswahl lässt vermuten, dass Migrant*innen eben nicht zu allen Themen, die die Gesellschaft betreffen, gehört werden, sondern in erster Linie zu speziellen Migrationsthemen. Den negativen Anklang der Themen möchte ich hier zwar nicht überbewerten aber zumindest erwähnen. Auch unter den beispielhaft genannten Dokumentationen und Reportagen ist ein Fokus auf "Problem" zu erkennen: Es geht zwar um die multikulturelle Szene in Berlin, dem werden aber Flüchtlinge aus Kriegsgebieten, illegale Zuwander*innen, Zwangsheirat und Ehrenmord gegenübergestellt. Positive Alltagsgeschichten von Migrant*innen scheinen in den dokumentarischen Sendungen kaum vorzukommen – wenn doch, so werden sie im Rahmen des Berichts als nicht erwähnenswert betrachtet.

Etwas anders stellt das ZDF die Situation im Bereich der fiktionalen Sendungen vor. Hier ist von "alltäglichen Problemen und nah am heutigen Lebensgefühl" die Rede und von der "Lebenswelt von Ausländern in Deutschland" (ZDF 2007:17). In Spielfilmen und Komödien werden ernste und leichtere Themen behandelt, in Krimiserien werden "Menschen ausländischer Herkunft dargestellt, die sowohl in der Täter- als auch in der Opferrolle vorkommen, ohne dass ihre Herkunft dabei

selbst zum zentralen Thema des Films gemacht würde" (ZDF 2007:16). Allein fünf Kommissare "mit Migrationshintergrund" als etablierte Rollen in unterschiedlichen Krimiserien sind genannt.

Die verschiedenen Bemühungen des ZDF machen deutlich, dass Migration als Querschnittsthema im Programm des ZDF angekommen ist. Dass die verschiedenen Krimiserien beispielsweise Kommissare mit unterschiedlichen "Hintergründen" selbstverständlich besetzen, ist positiv zu bewerten. Migrant*innen werden hier in eine positiv konnotierte Akteursebene gesetzt, statt – wie lange Zeit gängig – nur die Rolle des Kriminellen oder des passiven Statisten zu übernehmen. Auf welche Weise diese grundsätzlich positiven Rollen aber ausgestaltet werden, ist nicht klar. Wer sind die Drehbuchautor*innen, wer die Regisseur*innen? Welche Perspektiven herrschen vor? Welche Rollen werden zugeschrieben? Wie werden Randfiguren der Geschichten dargestellt? Es geht hier nicht darum, den Machern der Sendungen schlechte Absichten oder aktiv stereotype Darstellungsweise zu unterstellen. Aber es ist doch auffällig, dass die Beschreibungen des ZDF bei Titeln und Themen stehen bleiben und nicht danach fragen, wie das Programm umgesetzt wird, wer Mitspracherecht hat, welche Perspektiven vertreten werden und innerhalb welcher institutioneller Bedingungen die angestrebten Veränderungen des Programms stattfinden. Die geplanten Forschungen zum Thema beziehen sich in erster Linie auf das Mediennutzungsverhalten von Migrant*innen. Eine umfassende Organisationsentwicklung zum Bereich Diversity ist ebenso wenig geplant wie eine qualitative Evaluation des ZDF-Programms in Bezug auf die Repräsentation von Migrant*innen oder anderen marginalisierten Gruppen. Ein Beispiel einer konkreten Forschung zu diesem Thema bietet die Journalistin und Medienwissenschaftlerin Caterina G. Fox (2008) mit ihrer die Analyse der ZDF-Krimiserie "Der Alte": Bereits 1986 – weit vor einer Media-Diversity-Debatte in Deutschland – wurde in der Krimireihe "Der Alte" eine Rolle für einen Schwarzen

Ermittler Henry Johnson entworfen und mit dem Schwarzen deutschen Schauspieler Charles M. Huber besetzt. Caterina G. Fox zeigt in ihrer Whiteness-kritischen Analyse der Serie eindrücklich, wie selbst in gut gemeinten, vermeintlich progressiven Rollenbesetzungen Differenz und bestehende Vorstellungen aus Weißer Perspektive reproduziert werden. Sie unterscheidet in ihrer Analyse zunächst zwei Personenkreise: den der Ermittler und den der Opfer, Täter*innen und Verdächtigen. Für die beiden Personenkreise stellt sie unterschiedliche Ergebnisse in der Darstellung fest. Im Ermittlerteam, das dem festen Bestandteil der Serie entspricht, wird "Rasse" in keiner Weise thematisiert, die Ermittler werden als gleich dargestellt und auch von den anderen Protagonist*innen der Serie – bis auf wenige einzelne Momente – als unterschiedslos wahrgenommen. Es herrscht gleichsam "Farbenblindheit" in der Fernsehwelt des "Alten", zumindest in Bezug auf die Hauptprotagonisten. Eine solche Farbenblindheit gibt sich häufig als liberal und aufgeklärt, und verweigert es, mehr oder weniger bewusst, Menschen anhand von äußerlichen Merkmalen wie "Hautfarbe" wahrzunehmen. Damit werden aber auch die realen unterschiedlichen Erfahrungen von Schwarzen und Weißen ausgeblendet, vor allem Diskriminierungserfahrungen von Schwarzen durch Weiße. Gleichzeitig wird damit institutioneller Rassismus verneint, der Weißen im Alltagsleben Privilegien gibt. Durch Farbenblindheit wird Weiß als Norm bestätigt, denn das bloße Verneinen von Unterschieden löst nicht die bestehenden Machtbeziehungen auf. (vgl. Arndt und Hornscheidt 2004:57) Stattdessen werden gleiche Standards für alle entwickelt, ohne zu berücksichtigen, dass dies Weiße Standards sind, die per se bestimmte Personen ausschließen. Die Literatur- und Afrikawissenschaftlerin Susan Arndt bevorzugt deshalb den Begriff "Weißseins-Verleugnung", statt von Farbenblindheit zu sprechen:

Die "Hautfarbe", auf die dieser Begriff rekuriert, ist nichts anderes als ein rassialisierendes Konstrukt, eine biologistische

Konstruktion zur Herstellung von "Rassen". Letztlich geht es um die der rassialisierten Differenz eingeschriebene Macht. Zudem geht es nicht um "Blindheit" (eine problematische Aneignung der gleichnamigen physischen Beeinträchtigung), sondern um eine mehr oder minder bewusste Verweigerungshaltung. (Arndt 2005:348)

Diese Haltung spiegelt sich beispielsweise in der oben beschriebenen Aussage des Verbands Privater Rundfunk- und Telemedien, der formuliert: "Bei gleicher Qualifikation gelten für Deutsche und Ausländischstämmige wie für Zuwanderer die gleichen Voraussetzungen" (VPRT 2007:6). Eine solche Politik zieht sich mit dem Postulat der Gleichheit aus der Verantwortung, Chancengleichheit und Barrierefreiheit aktiv herzustellen, und lässt die realen Diskriminierungserfahrungen unberücksichtigt. Fox beschreibt für die Krimiserie vor allem die (fehlenden) Reaktionen der Täter*innen und Verdächtigen auf den Ermittler Henry Johnson als "grobe Missrepräsentation der Erlebenswelt Schwarzer Menschen in Deutschland" (Fox 2008:115). Eine solche Repräsentation kann in der Rezeption leicht zu dem Kurzschluss führen, dass Diskriminierung Schwarzer Polizist*innen in Deutschland kein Thema sei.

Eine ähnliche Missrepräsentation beschreibt auch die Feministin und Rassismuskritikerin bell hooks⁷⁶, wenn eine Medienrealität von sozialer Gleichheit vorgetäuscht wird, die in dieser Form real nicht existiert. Als Beispiel nennt sie einen weit höheren Anteil Schwarzer Richter im US-amerikanischen Fernsehen, als das in der Realität der Fall ist. So wird reale Weiße Vormachtstellung durch eine ins Positive verzerrte Medienrealität negiert. (hooks 1995:111ff)

Hier wird deutlich, dass die oft formulierte Forderung, mehr positive Geschichten von Marginalisierten zu erzählen, dann zu kurz greift, wenn dies "farbenblind" geschieht ohne die realen Lebenserfahrungen

⁷⁶ Die Autorin verwendet ihr Pseudonym in Kleinschreibung.

einzu beziehen und die sehr komplexen Dynamiken und Konsequenzen solcher Darstellungen zu berücksichtigen.

Für das Ermittlerteam des "Alten" identifiziert Fox insgesamt Farbenblindheit bzw. Weißseinsverleugnung als dominante Repräsentationsstrategie der Serienmacher. Für den Kreis der Opfer, Täter*innen und Verdächtigen stellt sie eher klassische stereotypisierende Repräsentationen fest, mit einer klaren normativen Privilegierung von Whiteness. Die Weißen Figuren kommen aus wohlhabenden bürgerlichen privilegierten Verhältnissen, nicht-Weiße Figuren werden häufig offensichtlich stereotyp und rassistisch dargestellt, und zudem in Abhängigkeit von Weißen. Fox führt die unterschiedlichen Repräsentationen der beiden Kreise von Figuren darauf zurück, dass die Ermittler quasi als Stammpersonal der Serie sehr bewusst und mit mehr Tiefe ausgearbeitet wurden, während der Kreis der Gastfiguren, der von Folge zu Folge wechselt, schneller geschrieben, weniger ausgefeilt und ohne klares Konzept entwickelt wird, wodurch sich bestehende Weltbilder der verschiedenen an der Serie beteiligten Drehbuchautor*innen und Regisseur*innen in die Darstellung einschreiben. (vgl. Fox 2008:117-119) Darüber hinaus, so argumentiert sie, sei diese Form der offen rassistischen und stereotypen Darstellung nur deshalb möglich, weil der Schwarze Ermittler der Serie einen Anstrich von politischer Korrektheit gibt. Die Farbenblindheit auf Seiten der Ermittler lenkt damit von rassistischen Darstellungen auf anderen Ebenen ab (Fox 2008:118).

Anhand der genauen Analyse der Repräsentationsstrategien in einer fiktionalen Krimiserie wird deutlich, dass Bemühungen um ernstgemeinte Media Diversity viel weiter greifen müssten, als es bisher aus den verschiedenen Aktionsplänen der Sender herauszulesen ist. So spricht Fox explizit die Medien als machtvolle Vermittlungsinstanzen an, die beispielsweise Whiteness als Norm reproduzieren und damit bestehende Weltbilder als richtig bestätigen (vgl. Fox 2008:109-110).

Um der inhaltlichen Forderung, (kulturelle) Vielfalt als normalen Aspekt der Gesellschaft zu behandeln und als Querschnittsthema in allen Programmen umzusetzen, ernsthaft zu begegnen, müssten die Ansätze von Forschungen flankiert sein, die gezielt die Repräsentationsregime der Medien insgesamt in den Blick nehmen, und mit tiefgreifenden Analysen die Basis für grundlegende Reformen der Repräsentationen schaffen. Dabei könnte deutlich werden, dass ein Schwarzer Ermittler in einer Krimiserie nicht automatisch die Art und Weise der Repräsentation grundsätzlich in Frage stellt, sondern eher eine Retusche an der Oberfläche darstellt.

Auch wenn die Selbstverpflichtungserklärungen der Sender noch erhebliche Lücken und konzeptionelle Schwächen aufweisen, sind sie ein wichtiger Schritt, um Diversity oder verwandte Ansätze im öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu etablieren. Sie tragen dazu bei, dass Diversity als wichtiges Thema für die Medien wahrgenommen wird und bilden eine Basis, auf der weitergehende Entwicklungen eingefordert werden können. Dabei werden sie sich auch daran messen lassen müssen, inwiefern die Ziele dieser Erklärungen konkret umgesetzt und institutionalisiert werden.

5.2.3. Institutionalisation und Umsetzung

Der Blick auf den Nationalen Integrationsplan und die Selbstverpflichtungserklärung des ZDF hat gezeigt, wie sehr das Thema "Diversity" oder auch "kulturelle Vielfalt" in Deutschland an den Diskurs um Migration und Integration gebunden ist, und wie stark weiterhin Dichotomien von "Mehrheits"- und "Minderheitsgesellschaft", von "wir" und "sie", von Deutschen und Migrant*innen, die Vorstellung von der Einwanderungsgesellschaft ebenso wie den Umgang mit dem Thema in den Medien dominieren. Es zeigt aber auch, dass das Thema zunehmend institutionell angegangen und umgesetzt wird.

Im ARD Jahrbuch 2009 zeichnet Gualtiero Zambonini, Beauftragter für kulturelle Vielfalt und Integration des WDR, den "ARD-Weg" nach und definiert gleich zu Beginn die Position der ARD:

Die ARD-Intendanten sind bereits 2006 in einem Positionspapier überein gekommen, Integration als Querschnittsaufgabe der ARD-Rundfunkanstalten zu definieren. Unter Querschnittsaufgabe versteht die ARD – in Abkehr von Nischen- oder Spartenprogrammen – die Darstellung des Wandels in der Einwanderungsgesellschaft in all ihren Programmen, insbesondere in den massenattraktiven Angeboten. Ziel ist es, den Alltag der Menschen aus Zuwandererfamilien als Teil der gesellschaftlichen Normalität abzubilden und dabei die Chancen einer kulturell vielfältigen Gesellschaft glaubwürdig zu vermitteln, ohne ihre Probleme und Risiken zu negieren. (Zambonini 2009:87)

Die Abkehr vom Nischenprogramm und die Etablierung des Themas als Querschnittsaufgabe sind zwar laut Zambonini ARD-weit Thema, sie werden jedoch noch nicht in allen Sendeanstalten konsequent angegangen. Am aktivsten sind SWR und WDR.

Der SWR verfolgt laut der Selbstdarstellung auf der Homepage des Unternehmens "einen modernen Ansatz von 'Diversity Management'"⁷⁷. Mit Bezug auf "die geltenden Regelungen zur Allgemeinen Gleichbehandlung sowie die europäischen Richtlinien zur Gleichbehandlung"⁷⁸ wird dabei eine Orientierung an "sozialer Verantwortung"⁷⁹ formuliert, die gleichzeitig das wirtschaftliche Handeln des Unternehmens betont. Mit Karl-Heinz Meier-Braun hat der SWR, als

⁷⁷ SWR Leitlinien: <http://www.swr.de/unternehmen/wofuer-wir-stehen/die-innere-verfassung/-/id=7686990/nid=7686990/did=7767170/18zct5/index.html>

⁷⁸ Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 18.02.2011.

⁷⁹ SWR Leitlinien: <http://www.swr.de/unternehmen/wofuer-wir-stehen/die-innere-verfassung/-/id=7686990/nid=7686990/did=7767170/18zct5/index.html>

erstes Unternehmen der ARD, bereits seit 1989 einen "Ausländerbeauftragten", seit etwa zehn Jahren umbenannt in "Integrationsbeauftragten". Er ist Ansprechpartner "für alle Fragen, die die Themenbereiche Ausländer, Flüchtlinge, Migration, Asyl, Aussiedler oder ethnische Minderheiten betreffen"⁸⁰. Insgesamt sollen folgende Institutionen Diversity im Unternehmen gewährleisten:

- ein Integrationsbeauftragter (Zielgruppe Personen mit Migrationshintergrund) für das Gesamtunternehmen
- Beauftragte für Chancengleichheit (Schwerpunkt Gender-Mainstreaming) an allen drei Unternehmensstandorten (Stuttgart, Baden-Baden, Mainz)
- Beauftragte für Menschen mit Behinderungen an allen drei Unternehmensstandorten
- Bewerbungsverfahren frei von bürokratischen Hürden
- internes Personal-, Bewerbungs- und Personalentwicklungsmanagement über papierlose Softwaresysteme mit Möglichkeiten für anonymisierte oder teil-anonymisierte Verfahren zur Vermeidung von Diskriminierung⁸¹

Der SWR verfolgt also einen breiten Ansatz von Diversity Management, der seit einigen Jahren ausgebaut wird und sich in allen Unternehmensbereichen widerspiegeln soll: Arbeitsgruppen, Mentoringprogramme, Fortbildungsangebote, Maßnahmen zur Barrierefreiheit und zur flexiblen Arbeitszeitgestaltung, Förderprogramme, und Ausbildungsinitiativen sollen für Gleichstellung und Gleichbehandlung sorgen, die Vereinbarung von Familie und Beruf fördern, generationenübergreifende Zusammenarbeit stärken, Menschen "mit Behinderung" einbinden und Mitarbeiter "mit Migrationshintergrund" rekrutieren. Dies ist teilweise auch strukturell verankert. So sind

⁸⁰ SWR, Migration und Integration: <http://www.swr.de/international/de/-/id=233334/nid=233334/did=7541000/6evjx/index.html>

⁸¹ Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 18.02.2011.

beispielsweise gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften in Tarifvereinbarungen und betrieblicher Sozialvorsorge gleichgestellt, betriebliche Kindertagesstätten wurden eingerichtet, Mutter-Kind-Räume und ein Gebetsraum sind geplant. Die Gebäude sind mit Rollstuhlliften, Rampen und barrierefreien Zugängen ausgestattet. Die Bewerbungsverfahren sind anonymisiert und ausländische Bildungsabschlüsse werden anerkannt.⁸²

Diese Selbstauskunft des SWR liest sich beeindruckend. Auch wenn sie noch nichts darüber aussagt, wie erfolgreich und nachhaltig diese Ziele bisher umgesetzt werden, so zeigt sich daran in jedem Fall, dass das Thema Diversity im SWR zum Selbstverständnis des Unternehmens zählt und die Notwendigkeit einer strukturellen Verankerung anerkannt wird.

Für das Programm ist vor allem der Themenbereich Migration und Integration angesprochen. Seit der Gründung des SWR aus der Fusion von SWF und SDR 1998 ist Integration als "Querschnittsaufgabe" festgelegt. Die Fachredaktion SWR International bestückt alle SWR Programme mit Beiträgen zu internationalen und interkulturellen Themen, im Radio lieferte sie seit 2003 unter der Woche täglich ein 25-minütiges deutschsprachiges "multikulturelles Magazin" mit dem Titel "SWR International" im Rahmen des Infoprogramms SWR con.tra. Die entsprechende Website bot auch Hintergründe in Englisch, Italienisch, Türkisch, Kroatisch und Griechisch an. Dieses Vorzeigeprojekt fand im Januar 2012 ein Ende mit der Umstellung von SWR con.tra auf das digitale Radio SWRinfo. Das tägliche Magazin wurde eingestellt, stattdessen "SWR Mondial" mit drei Sendeplätzen von 10, 18 und 26 Minuten Länge am Wochenende aufgelegt. Die mehrsprachige Website ist inzwischen auf Deutsch umgestellt, und konzentriert

⁸² Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 18.02.2011.

sich auf "Nachrichten aus den Bereichen Migration und Integration"⁸³. Links zu Nachrichten in 13 anderen Sprachen verweisen lediglich auf die Website der Deutschen Welle. Diesen Abbau im Programm und im Online-Auftritt kann man aus zweierlei Richtung betrachten. Der SWR sieht darin die erfolgreiche Umsetzung der langjährig anvisierten Politik, Migration aus der Nische der Spartenprogramme zu lösen und in die "Mitte des Programms" zu bringen⁸⁴. Im besten Fall mag das zutreffen. Gleichzeitig kann man aber auch argumentieren, dass dadurch die Sichtbarkeit und die Bedeutung des Themas zurückgehen. Es ist kein konkreter Ort mehr auszumachen, der speziell dafür reserviert wäre, und es gibt keine überprüfbaren Ziele mehr. Die errungene Präsenz im Programm könnte sich so unbemerkt und schleichend auch wieder abbauen. Analog zur Quote in der Personalpolitik, wie sie beispielsweise der Migrationsforscher Mark Terkessidis (2010:149) deshalb befürwortet, weil sie überprüfbar ist, sind auch feste Programmplätze zu befürworten, weil sie überprüfbar sind. Dem vermeintlichen Dilemma der Nische ließe sich leicht durch eine Strategie des "sowohl als auch" statt des "entweder oder" begegnen. Angesichts der mangelnden Verankerung von Diversity in der Fortbildung und der Bewusstseinsbildung ist es fraglich, ob Diversity wirklich schon in der Mitte des Programms angekommen ist.

Eine Initiative des SWR, die auf Bewusstseinsbildung setzt, ist das "Medienforum Integration", eine Fachkonferenz zu Migration und Integration, die seit über 20 Jahren alle zwei Jahre veranstaltet wird. Darüber hinaus ist der SWR auch in der Ausbildung aktiv darum bemüht "junge JournalistInnen mit Migrationshintergrund" zu rekrutieren. Laut eigener Aussage haben inzwischen "rund ein Drittel aller Auszubildenden im redaktionellen Bereich einen Migrationshin-

⁸³ Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 18.02.2011.

⁸⁴ Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 18.02.2011.

tergrund"⁸⁵. Hier zeichnen sich also äußerst positive Erfolge dieser Personalpolitik ab. Alle Volontär*innen durchlaufen außerdem während ihrer Ausbildung die Fachredaktion International, so dass auch über diese Verknüpfung kulturelle Vielfalt als Thema vermittelt wird. Darüber hinaus ist die Ebene der Fortbildung, gerade für etablierte Redakteur*innen und Führungskräfte, weniger stark verankert. In einer ersten E-Mail-Auskunft wurde für den Bereich Aus- und Fortbildung auf "Seminare zur Wortwahl, Benennung von Nationalitäten bei Nachrichten oder Polizeimeldungen" verwiesen. Angesichts der sonst sehr breiten Auffassung von Diversity im SWR erschien mir dies eher dürftig. Auf konkrete Nachfrage nach weiteren Angeboten erhielt ich folgende Antwort:

Insgesamt ist die Zahl von Fortbildungsangeboten zum Thema Integration und Migration eher gering. Das Thema wird oft bei anderen, regulären Fortbildungen mit behandelt. (...) Inhaltlich gibt es auch Seminare z.B. zu "Global Pop und Weltmusik in Musikformaten im Hörfunk" oder "Interkulturelle Berichterstattung". Diese Seminare finden aber nicht regelmäßig statt, sondern entweder auf Anfrage oder im Schnitt alle zwei bis drei Jahre. Das hängt aber weniger mit dem Thema zusammen, sondern gilt auch für andere zielgruppenspezifische Angebote.⁸⁶

Von einer nachhaltigen Institutionalisierung von Media Diversity in der Aus- und Fortbildung des SWR kann angesichts dieser ausweichenden Formulierungen nicht die Rede sein.

Im WDR wurde Gualtiero Zamboni, langjährig festangestellter Redakteur und Leiter der italienischen Redaktion des WDR und später

⁸⁵ Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 18.02.2011.

⁸⁶ Martin Kilgus, SWR International, in Vertretung von Karl-Heinz Meier-Braun, Integrationsbeauftragter des SWR, E-Mail-Auskunft, 24.02.2011.

Leiter von Funkhaus Europa, 2003 zum ersten Integrationsbeauftragten berufen. Insgesamt versucht auch der WDR auf unterschiedlichen Ebenen Synergien und Verknüpfungen herzustellen und auf diese Weise die Themen Migration und Integration als Querschnittsaufgabe umzusetzen. Auf der Programmebene sind Funkhaus Europa und Cosmo TV erfolgreiche Vorzeigeprojekte des WDR, deren Beiträge teilweise auch für das Hauptprogramm übernommen werden und in deren Redaktionen alle Volontär*innen des WDR während ihrer Ausbildung Station machen. Eine weitere Initiative auf der Ebene des Personalmanagements bildet die Talentwerkstatt "WDR grenzenlos"⁸⁷. Seit 2005 werden einmal im Jahr zwölf "junge Journalistinnen und Journalisten aus Einwandererfamilien" zu einem dreiwöchigen Einführungsworkshop eingeladen. Im Anschluss erfolgt ein vierwöchiges Praktikum in unterschiedlichen Redaktionen. Die Ergebnisse werden schließlich den Führungskräften präsentiert. Zudem sind im Auswahlverfahren für "WDR grenzenlos" Mitarbeiter*innen, teilweise in Leitungspositionen, der unterschiedlichen Redaktionen beteiligt. Durch diese Einbeziehung soll quer über die Redaktionen Bewusstsein für die Thematik und ein Verantwortungsgefühl gegenüber den Teilnehmer*innen des Projekts entstehen. Der Erfolg zeigt sich laut Zambonini auch darin, dass ein Großteil der "Grenzenloser" den Sprung ins Volontariat schafft oder als Programm-Mitarbeiter*innen oder Freelancer weiterhin für den WDR arbeitet.⁸⁸ Darüber hinaus ist das Thema Diversity seit 2008 in der Führungskräftebildung als Pflichtbaustein verankert. Eine eintägige Fortbildung pro Jahr bringt die Abteilungsleiter*innen, gemeinsam mit dem Integrationsbeauftragten, der Gleichstellungsbeauftragten und dem Beauftragten für Behinderte zu Diskussionen um Programm und Personalentwicklung zusammen.

⁸⁷ <http://www.wdr.de/unternehmen/karriere/talentwerkstatt/index.jsp>

⁸⁸ Gualtiero Zambonini, Telefoninterview, 17.12.2009.

Laut Integrationsbeauftragten Gualtiero Zambonini sind der Austausch und die Vernetzung der unterschiedlichen Maßnahmen im WDR gut gelungen. So resümiert er über "WDR grenzenlos":

"Grenzenlos" war sozusagen die Konkretisierung einer Politik, die auf verschiedenen Klaviaturen gespielt wurde im WDR: auf der Ebene der Kommunikation, der Geschäftsleitung, von Events, der Führungskräftebildung, der Medienforschung. Das war das Zusammenspiel von verschiedenen Instrumenten, die das Klima dafür geschaffen haben, dass solche Experimente auch gelingen.⁸⁹

Trotz dieser positiven Einschätzung sieht Zambonini nach wie vor berechtigte Kritik. "Noch immer dominieren konfliktorientierte Programme, Stereotype und extreme Perspektiven die Wahrnehmung der Zuwanderer in den Medien" (Zambonini 2009:91). Auf der Ebene von Bewusstseinsbildung arbeitet der WDR weniger mit konkreten Schulungen zum Thema (eine eintägige Fortbildung für die Abteilungsleiter*innen scheint angesichts der Größe des Themas kaum ausreichend), sondern setzt vielmehr auf eine Veränderung durch entsprechende Personalpolitik. Durch die Anwesenheit von Migrant*innen in den Redaktionen würden schließlich alle Mitarbeiter*innen sensibler gegenüber den entsprechenden Themen. Wenn man wie Mark Terkessidis davon ausgeht, dass Bewusstseinsbildung ohnehin kaum zu erreichen ist, und stattdessen auf eine Öffnung der Institutionen setzt (Terkessidis 2010:130ff), dann ist dieser Ansatz des WDR als Erfolg zu bewerten – auch wenn keine überprüfbaren Ziele vereinbart sind.

Im NDR hat Pari Niemann, die seit 1994 Gleichstellungsbeauftragte für Gender-Mainstreaming ist, bereits 1995 begonnen, auch kulturelle Vielfalt als Thema in ihre Arbeit mit einzubeziehen – allerdings in

⁸⁹ Gualtiero Zambonini, Telefoninterview, 17.12.2009.

Eigeninitiative. Institutionell war dies beim NDR zunächst nicht vorgesehen. 2008 hat der NDR die Charta der Vielfalt⁹⁰ unterschrieben und eine Arbeitsgruppe gegründet, die sich des Themas annehmen soll. Laut Pari Niemann hat die Arbeitsgruppe bisher jedoch noch nicht wirklich gearbeitet und keine konkreten Vorschläge gemacht.⁹¹ Sie selbst will sich als Gleichstellungsbeauftragte zwar daran beteiligen, auf der Leitungsebene sieht sie jedoch wenig Rückhalt oder aktives Engagement. Vielmehr seien es Einzelne, wie sie selbst, die sich für das Thema interessierten, diesen Blick einbringen, und die Leitung von unten her mit Vorschlägen konfrontieren. So hat sie beispielsweise in Zusammenarbeit mit dem niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration den Juliane Bartel Medienpreis initiiert, der seit 2001 jährlich Beiträge auszeichnet, die besonders engagiert die Themen Gleichstellung und kulturelle Vielfalt verhandeln. Diese Abhängigkeit vom Engagement Einzelner wurde mir auch in einem Gespräch mit Redakteur*innen des BR bestätigt. Auf der Homepage des NDR ist zwar der Beitritt zur Charta thematisiert und es werden Ziele formuliert, gleichzeitig heißt es aber abschließend: "Angesichts knapper Ressourcen soll das Projekt zunächst weitestgehend kostenneutral umgesetzt werden". Daraus lässt sich durchaus die schwache Bedeutung innerhalb des Unternehmens ablesen. Unterschrieben ist die Seite entsprechend mit: "Ihre Kolleginnen und Kollegen der Arbeitsgruppe 'Charta der Vielfalt'"⁹². Ansprechpartner*innen sind nicht genannt. Seit 2010 hat sich auch im NDR in Bezug auf Diversity viel entwickelt. Analog zu den Aktivitäten von WDR und SWR setzt auch der NDR auf die Bereiche Programm, Ausbildung, Personalauswahl und Fortbildung⁹³.

⁹⁰ www.charta-der-vielfalt.de

⁹¹ Pari Niemann, telefonische Kommunikation, 03.02.2010.

⁹² http://www.ndr.de/unternehmen/organisation/charta107_page-1.html

⁹³ http://www.ndr.de/unternehmen/organisation/charta107_page-2.html

Einerseits ist das Thema Diversity in SWR, WDR und NDR zwar von der Intendanz aus als Teil der Unternehmenskultur groß geschrieben, andererseits bleiben ein Großteil der Maßnahmen, insbesondere diejenigen, die die Programmgestaltung betreffen, auf das Thema Migration und Integration beschränkt. Zudem scheint die Selbstdarstellung doch einigermaßen geschönt zu sein. So kommt auch Marie Mualem Sultan in ihrer Studie zu Migration und Vielfalt im öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu dem Schluss, dass den "euphemistischen Schilderungen in den offiziellen Dokumenten" "eklatante Lücken" (Sultan 2011:155) gegenüberstehen – sowohl in der Programmgestaltung, als auch in der Produktion und auf der Entscheidungsebene der Rundfunkräte.

Die Rundfunkräte (beim ZDF der Fernsehrat) sind insofern relevant, als ihre Kontrollfunktion den öffentlich-rechtlichen Rundfunk legitimiert. Sie sind die höchsten Gremien der Rundfunkanstalten. Zu ihren wichtigsten Aufgaben gehört es, die Intendanz zu wählen, über die Finanzen, also die vom Publikum bezahlten Rundfunkgebühren, zu wachen und dafür zu sorgen, dass die Sendeanstalten ihrem Programmauftrag gerecht werden (für einen Überblick siehe Hahn 2010). Laut Bestimmung des Bundesverfassungsgerichts sollen im Rundfunkrat alle gesellschaftlich relevanten Gruppen vertreten sein. Damit ist der Rundfunkrat eigentlich als demokratische und bürgernahe Institution gedacht, die die Interessen der Allgemeinheit vertreten soll. Das Gebot der Staatsferne des Rundfunks sieht darüber hinaus vor, dass der Rundfunk frei von staatlicher Einflussnahme bleibt. Die reale Zusammensetzung spricht allerdings eine andere Sprache: Die Rundfunkräte sind dominiert von Vertretern aus Politik, den großen, häufig politiknahen etablierten Verbänden und den Kirchen. Entsprechend kritisiert der Politik- und Medienwissenschaftler Hans-Jürgen Kleinsteuber, dass "die Neuen Sozialen Bewegungen, die NGOs und Bürgerinitiativen, die seit den 80er Jahren zunehmend das öffentliche Leben prägen", in den Rundfunkräten "kaum vertreten" sind (Kleinsteuber 2009:41). In Bezug auf Diversity kommt Marie Mualem Sultan in ihrer

Erhebung zur Zusammensetzung der Rundfunkräte und des ZDF-Fernsehrats zu ähnlichen Ergebnissen. Von über 500 Ratsmitgliedern konnte sie nur 15 Vertreter*innen "mit Migrationshintergrund"⁹⁴ ausmachen. Gesetzlich verankert sind insgesamt nur sechs Sitze. (Sultan 2011:120ff). Hinzu kommt laut Kleinsteuber, mit Verweis auf eine Studie von Hans-Bernd Brosius, dass viele der Ratsmitglieder nur unzureichend mit dem Geschäft der Medien vertraut sind und sich auch hier die Frage stellt, ob sie ihrer Aufgabe adäquat nachkommen können. So resümiert er:

Man fragt sich mitunter, wie man überhaupt Mitglieder eines Rats zu Wächtern eines Systems erklären kann, obwohl sie sich nur wenige Male im Jahr treffen, keine unabhängigen Erhebungen machen können und organisatorisch an der zu kontrollierenden Stelle hängen. (Kleinsteuber 2009:48)

Kleinsteuber macht ambitionierte Reformvorschläge, die sich am Vorbild des unabhängigen BBC Trust orientieren. Dazu gehören die Loslösung von den Leitungsgremien der Anstalten, ausreichende Finanzierung, eine Besetzung mit unabhängigen und medienkundigen Expert*innen, die die veränderte pluralistische Gesellschaft widerspiegeln, die Möglichkeit für Bürger*innen, Beschwerde über Mängel im Programm einzureichen und für den Rat die Möglichkeit, einzufordern, dass Missstände behoben werden. Mit einer solchen Stärkung der Rundfunkräte könnte auch Media Diversity anders eingefordert werden, als das bisher der Fall ist. Doch selbst wenn solche umfassenden Reformen nicht durchgeführt werden, können Bemühungen um Media Diversity die Kontrollorgane nicht außer Acht lassen. Die Aufsichtsgremien der Sendeanstalten sind jedoch weder in den Selbstverpflichtungserklärungen der Sender noch im Themenfeld "Medien – Vielfalt

⁹⁴ Die Zahl 15 ergibt sich, nachdem Sultan von den ursprünglich 18 ermittelten Mitgliedern mit Migrationshintergrund diejenigen mit dem Migrationshintergrund Schweiz und Österreich abgezogen hatte.

nutzen" des Nationalen Integrationsplans als notwendige Orte der Intervention angesprochen.

Neben dieser mangelnden organisationspolitischen Einbindung von Diversity wird gerade auch der Bereich der Fortbildung für etablierte Medienmacher*innen, also Bewusstseinsbildung als Grundlage für Veränderungen in der Programmgestaltung, trotz anderslautender Vorhaben, von den Sendeanstalten wenig vorangetrieben. Pari Niemann, Gleichstellungsbeauftragte vom NDR, versteht sich hier noch immer als Einzelkämpferin. In Eigeninitiative bietet sie als freie Trainerin Diversity-Workshops für Journalist*innen an, unter anderem im NDR aber auch für die ARD.ZDF Medienakademie⁹⁵. Dabei verbindet sie Gender Diversity mit Diversity in den Bereichen Migration und kulturelle Vielfalt. Ihre Arbeit wird von Mitarbeiter*innen der Sendeanstalten relativ gut angenommen, doch die Redaktionsleitungen unterstützen die Teilnahme an Diversity-Workshops nicht. Da die Mitarbeiter*innen aber das Programm der ARD.ZDF Medienakademie nur über die Redaktionen bekommen können, wählen sie dieses Thema selbständig nicht aus.

Wir haben zweimal [über die Medienakademie] einen Workshop zu "Gender Diversity" angeboten. Die Rückmeldung war, dass das Wort "Gender" nicht gut ankommt. Als ich einen Workshop im Funkhaus des NDR angeboten habe, hat es dann gut geklappt, denn dort haben auch die Redaktionsleitungen diesen Workshop unterstützt und die Teilnahme war kostenlos. Über die Medienakademie hat es nicht geklappt, denn dort müssen die Leute erstmal im Internet schauen, ob etwas angeboten wird. Der Katalog wird nur an die Redaktionen, nicht an jeden Mitarbeiter versandt. Die Strukturen hindern damit die Leute daran und deren Auswahl wurde eingeschränkter. Wenn Journalisten z.B. für 2009 einen dreitägigen

⁹⁵ www.ard-zdf-medienakademie.de

Workshop buchen, dann lieber in den Bereichen, von denen sie glauben, dass es sie beruflich weiter bringt. Offenbar ist dieses Thema noch nicht so sehr angekommen. Es müsste Mainstreaming-Thema werden. Dazu müssten sich aber die Dozenten der Medienakademie zunächst selbst auf einen Workshop dazu einlassen. Das ist aber nicht der Fall! Alle Themen, die gesellschaftliche oder politische sind, werden als nicht wichtig gesehen und die Leute denken, sie können es nebenbei machen, setzen andere Prioritäten.⁹⁶

Margrit Benecke, in der ARD.ZDF Medienakademie für Diversity zuständig, bestätigt die Erfahrungen von Pari Niemann⁹⁷. Die Akademie habe zum Teil von den Intendanten Briefe erhalten, die betonen, dass das Thema ernst zu nehmen sei. Ein Diversity Seminar sei aber insgesamt nur zweimal angeboten worden, weil die Akzeptanz dafür fehle. Der erste Workshop 2009 hatte laut Projektbeschreibung zum Ziel, "die Bilder in unseren Köpfen zu überprüfen und womöglich aufzulösen, so dass neue differenziertere Ansichten entstehen. So können wir in unserem Arbeitsumfeld das 'Anderssein' von Menschen wahrnehmen und für eine produktivere und vielfältigere Arbeit nutzen" (ARD.ZDF Medienakademie 2009:28). Der Workshop hatte nur sechs Teilnehmer*innen (acht wären mindestens nötig gewesen), so dass die Akademie stattdessen die neue Strategie entwickelte, Diversity als Querschnittsthema breiter anzulegen und in alle Seminare, also zum Beispiel auch in Technikfortbildungen, mit einzubringen. Dazu müssten aber erst die Trainer*innen entsprechend fortgebildet werden. Laut Beneckes Erfahrung machen Journalist*innen im Schnitt eine Fortbildung pro Jahr und dabei sind Seminare zu Sach- und Medienwissen, wie beispielsweise "Islam" besser nachgefragt. Nach ihrer Einschätzung ist es schwierig für das Thema Diversity Akzeptanz zu finden, auch deshalb, weil Journalist*innen häufig der Meinung seien, Diver-

⁹⁶ Pari Niemann, telefonische Kommunikation, Mitschrift, 03.02.2010.

⁹⁷ Margrit Benecke, telefonische Kommunikation, 10.12.2009.

sity schon ausreichend zu berücksichtigen. Darüber hinaus gibt es keine Curricula oder Materialien für Trainer*innen, die sie darin unterstützen, den Teilnehmer*innen die Thematik nahezubringen. Bisher ist diese neue Strategie daher noch nicht umfassend umgesetzt.⁹⁸ Auch Mercedes Pascual Iglesias kommt in ihrer Studie zu Migration und Journalismus in Deutschland zu dem Schluss, dass Journalist*innen wenig Interesse daran zeigen, sich zum Thema Migration in der Berichterstattung fortzubilden. "So waren zwei Seminare im Jahr 2002 für Lokaljournalisten aus dem gesamten Bundesgebiet zum Thema 'Ausländer und Medien', die vom Presse- und Informationsamt veranstaltet wurden, mit 11 und 27 Teilnehmern schlecht besucht" (Pascual Iglesias 2005:19-20).

Meine eigenen Recherchen zu Fortbildungen, die konkret Themen wie interkulturelle Kommunikation, sensible Berichterstattung, kulturelle Vielfalt, Migration oder auch Diversity mit Medien verknüpfen, haben bereits 2005 kaum Ergebnisse gebracht. Dass sich die Situation bis heute kaum geändert hat, zeigte sich unter anderem im Kontext einer geplanten Kooperation mit dem Bayerischen Rundfunk. Ich war als Trainerin für ein Pilotprojekt angefragt worden, das den Volontär*innen die oben genannten Themen in der Ausbildung vermitteln sollte. Mein Vorschlag war es, gemeinsam mit Redakteur*innen und Kulturwissenschaftler*innen ein Train-the-Trainer-Seminar zu initiieren, um eine gemeinsame Grundlage zu schaffen, auf der wir ein speziell auf die Volontärsausbildung zugeschnittenes Seminarekonzept entwickeln könnten. Ein bestehendes Train-the-Trainer-Angebot für Media Diversity, auf das man einfach hätte zugreifen können, gab es jedoch nicht. Es stellte sich sodann heraus, dass es sogar kaum möglich war, dafür eine Referent*in zu finden. Von der Deutschen Welle Aka-

⁹⁸ Margrit Bennecke, telefonische Kommunikation, 10.12.2009.

demie erhoffte ich keine weiteren Kontakte, da dort ich selbst als Trainerin und Expertin für dieses Thema weiterempfohlen wurde. Pari Niemann – die einzige Trainerin, die bei der ARD.ZDF Medienakademie (eine der wichtigsten Fortbildungsinstitutionen für Medienschaffende in Deutschland) Seminare zum Thema anbietet – erklärte sich schließlich bereit, ein Train-the-Trainer-Seminar zu Media Diversity für uns zu entwickeln. Hier wird deutlich, wie schmal das Angebot an solchen Fortbildungen ist. Anhand des Seminars zeigte sich schließlich auch, wie schwierig es ist, diese Themen zu vermitteln.

Als Teilnehmerinnen waren wir – drei Redakteurinnen und drei Kulturwissenschaftlerinnen – enttäuscht von dem interkulturellen Zuschnitt des Seminars. So teilten wir beispielsweise ein Unbehagen gegenüber interkulturellen Erfahrungsübungen, wie dem Rollenspiel "Bei den Derdianern", das eine Begegnung zwischen Angehörigen zweier verschiedener Kulturen simuliert und für das Verhaftetsein in eigenen kulturellen Vorstellungen und Kommunikationsformen sensibilisieren will (Spielanleitung u.a. in Losche 2005:114ff.). Stattdessen hatten wir uns eine stärkere Orientierung an Repräsentationsfragen und mehr Übertragung der Theorien auf den Kontext des Journalismus erhofft. Die Schwierigkeit bei Simulationsübungen liegt darin, dass sie voraussetzen, dass die Teilnehmer*innen sich auf eine solche Erfahrung einlassen. Gerade akademisch oder thematisch vorgebildete Teilnehmer*innen sind dazu oft nicht bereit. Daher gilt es gerade bei der Entwicklung von Seminarkonzepten, die im Kontext von Journalismus greifen sollen, Methoden bereitzustellen, die für diese spezifische Zielgruppe anschlussfähig sind und vor allem die Übertragung von der persönlichen Erfahrung auf die Ebene der Repräsentation erlauben. Diese große Herausforderung habe ich in keinem der mir bekannten Seminare als wirklich gelungen umgesetzt erlebt.

In diesem Anspruch waren wir uns zwar einig, gleichzeitig waren wir in anderer Hinsicht ganz unterschiedlicher Meinung: Während des Workshops hatte sich eine Diskussion entzündet, in der es um die

Frage ging, inwiefern Journalist*innen mit ihren Protagonist*innen einen echten Dialog suchen sollten. In diesem Fall ging es um eine Reportage über den "Fall Morsal", der 2008 durch die Medien ging. Ein 23-jähriger Deutsch-Afghane aus Hamburg hatte seine Schwester erstochen. Die Medien diskutierten den Fall als "Ehrenmord". Die Reportage zeigte unter anderem das erste Interview mit dem Vater der Familie. Im Workshop hatten wir den Beitrag als Grundlage für eine kritische Medienanalyse angesehen. Die Diskussion ging vor allem um die Rolle des Vaters. Während er in der einen Szene den Verlust seiner Tochter beweint, gibt er in einer späteren Szene ein sehr nüchternes Interview. Beide Szenen sind im Schnitt auf eine Weise kommentarlos verknüpft, dass die Trauer des Vaters unglaublich wirkt, man ihm sogar unterstellen könnte, dass er den Mord seines Sohnes an seiner Tochter billige. Unsere Diskussion entspann sich entlang der Frage, welche Verantwortung der Journalist gegenüber dem Vater hatte und wie seine Darstellung möglicherweise auf die Zuschauer wirkt.

Unsere aus kulturwissenschaftlicher Perspektive formulierten Bedenken über den Umgang mit Protagonist*innen und die Frage der entsprechenden Repräsentation für die Zuschauer*innen war aus journalistischer Perspektive nicht angemessen. Denn eine der wirkmächtigsten Charakteristiken im journalistischen Selbstverständnis liegt in der Prämisse, dass Journalist*innen die Pflicht – und damit das Recht – haben, ihre Arbeit mit größtmöglicher Unabhängigkeit zu machen: unabhängig von politischen und wirtschaftlichen Einflüssen und persönlichen Interessen Dritter und damit konsequenterweise auch unabhängig vom Einfluss durch beispielsweise die Protagonist*innen. Die Frage, wie sich ein*e Protagonist*in gerne selbst dargestellt sehen möchte, hat daher keine Relevanz, bzw. im Gegenteil, sie würde journalistische Grundsätze an der Basis erschüttern. Damit kann eine ethische Auseinandersetzung mit Repräsentationsfragen, wie sie beispielsweise in der Ethnologie geführt wird, hier in logischer Konsequenz nur abgelehnt werden.

Dass wir in diesem Punkt unterschiedlicher Meinung waren, ist mit den unterschiedlichen beruflichen Hintergründen leicht zu erklären. Interessant für die Frage nach Media Diversity ist, dass unser Beitrag nicht als Diskussion um die Institution des Journalismus aufgefasst, sondern als persönliche Kritik an einzelnen Journalist*innen gewertet wurde. Die grundsätzlich unterschiedlichen Sichtweisen auf das Thema Media Diversity hatten sich auch in einem früheren Gespräch über konkrete Workshopkonzepte gezeigt. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive forderte ich Themen wie Repräsentationsmacht und institutionellen Rassismus in einem Diversity Seminar als wichtige Grundlage ein. So war entsprechend ein Modul vorgesehen, das sich dem Thema Macht widmet, da die Auseinandersetzung damit grundlegend für die Fragen der Repräsentation ist. Dabei ging es unter anderem um die Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Typen von Macht (politische, ökonomische, soziale, situative, individuelle, strukturelle); um die Frage, warum man in bestimmten Punkten mächtig ist, wie beispielsweise durch die Zugehörigkeit zur Norm; um die Unsichtbarkeit solcher Macht; um die Reproduktion von "Normalität"; und schließlich um das Verhältnis von Repräsentation, Vorstellungen und konkretem Handeln. Aus journalistischer Perspektive waren diese Themen zunächst kaum relevant. Erst in einer detaillierten Erläuterung der oben genannten Punkte gelang es, die Wirkmächtigkeit solcher Machtmechanismen und damit deren Relevanz in entsprechenden Workshops zu vermitteln.

Zentrale Aspekte von Media Diversity stehen den Arbeitsweisen des Journalismus teilweise diametral gegenüber und widersprechen dem journalistischen Alltagsgeschäft. Daher ist es auch besonders schwierig, Seminare zu Media Diversity mit der darin angelegten größeren Dimension umzusetzen. So kam es auch im Anschluss an das genannte Train-the-Trainer-Seminar nicht zu einer gemeinsamen produktiven Auswertung. Die geplante Zusammenarbeit mit mir wurde abgebro-

chen, unter anderem mit der Begründung, dass für ein solches Ausbildungsmodul jemand gebraucht würde, der im Journalismus arbeitet. Die Workshops, die als Pilotprojekt für eine feste Etablierung in der Ausbildung der Volontär*innen bereits für das Jahr 2009 finanziert worden waren und im nächsten Jahr unbedingt hätten umgesetzt werden sollen, haben schließlich auch 2010 nicht mehr stattgefunden. Nicht zuletzt aufgrund der Unzulänglichkeiten interkultureller Trainingskonzepte und der mangelnden Übertragbarkeit auf die journalistische Praxis verfolgt der BR jetzt einen anderen Fokus. Anstelle allgemeiner interkultureller Sensibilisierung setzt er auf Sensibilisierung durch Fachwissen zum Thema Migration. So wurde im Jahr 2011 gemeinsam mit dem Journalisten und Migrationsforscher Mark Terkessidis ein Seminar zu Migration und kultureller Vielfalt für die Volontär*innen des BR Hörfunk durchgeführt, das in Zukunft fester Bestandteil des Volontariats werden soll.

5.3. Zwischenfazit

Sucht man in der deutschen Medienlandschaft nach einem Diskurs und entsprechenden Aktivitäten um Media Diversity, wird man am ehesten bei den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten fündig. Die historisch enge Verknüpfung von nationaler Politik und Medienpolitik in Bezug auf Migration führt jedoch dazu, dass Media Diversity vor allem unter dem bundesdeutschen Integrationsparadigma verhandelt wird – mit den Vorstellungen eines vermeintlich einheitlich kulturellen Deutschseins und der entsprechenden Differenzbildung und Defizitorientierung gegenüber Migrant*innen. In der Tatsache, dass sich ein ganzes Kapitel des Nationalen Integrationsplans den Medien widmet, findet diese enge Verknüpfung ihren konkreten Ausdruck. Dabei ist der Integrationsdiskurs so wirkmächtig, dass (noch) nichts anderes Platz hat und auch Ansätze von Diversity in demselben verhaftet bleiben. Entspre-

chend ist die deutsche Übersetzung von Diversity meist "kulturelle Vielfalt". Der große Horizont des Diversity Ansatzes bleibt bei Media Diversity in Deutschland meist außen vor.

Obwohl SWR, WDR und NDR sich in vielerlei Hinsicht zu Diversity bekennen, bleiben doch augenfällige Leerstellen und bei genauerem Hinsehen spielen sich viele der angestrebten Maßnahmen eher an der Oberfläche ab, statt engagierte und nachhaltige Politik der Veränderung zu sein, die sich reflexiv auf die Machtstrukturen des eigenen Unternehmens und dessen Repräsentationspraxis richten würde. Der Abbau von bereits erkämpften Sendungen und eingeführten Fortbildungsinitiativen ebenso wie die marginale Position und die schlechte Akzeptanz von Fortbildungen insgesamt legen diesen Schluss nahe.

Die meisten Aktivitäten zielen, wie auch im Nationalen Integrationsplan angesprochen, auf die drei Bereiche Programminhalt, Partizipation und Bewusstseinsbildung ab. Während es zwar vereinzelt Maßnahmen gibt, die zum Ziel haben, die Partizipationschancen für Migrant*innen zu erhöhen, ist der Aspekt Bewusstseinsbildung noch schlechter institutionalisiert und zudem von dem Schlagwort – und auch den Inhalten – der Interkulturellen Kommunikation dominiert. Die wenigen bestehenden Angebote werden zudem sehr schlecht nachgefragt, was wiederum zu einem noch stärkeren Abbau solcher Fortbildungsmöglichkeiten führt. Dabei müsste dem Aspekt der Bewusstseinsbildung besondere Bedeutung zukommen, denn er liefert die Grundlage dafür, dass Veränderungen in Programminhalten und Personalstruktur überhaupt umgesetzt werden können.

Einzelne, die sich in den Medienunternehmen dafür einsetzen, und Fortbildungen jenseits der Interkulturellen Kommunikation etablieren wollen, haben es daher aus mehreren Gründen schwer. Das Thema ist gleichzeitig zu banal – in dem Sinne, dass die meisten Medienmacher sich für ausreichend sensibel halten und daher keine Notwendigkeit einer Fortbildung sehen – und zu kritisch – da es, in einem umfassen-

den Sinne umgesetzt, die Grundfesten des journalistischen Selbstverständnisses erschüttert. Es fehlt an einer geeigneten Begrifflichkeit, die das Themenfeld gleichermaßen breiter öffnet und entsprechend positive und auch emanzipatorische Konnotationen auslösen würde, so dass die Projekte als förderungswürdig wahrgenommen werden würden – und zwar sowohl von Seiten der Medienunternehmen, als auch von Seiten möglicher Finanzierungen und potenzieller Teilnehmer*innen. Darüber hinaus fehlt es auch an entsprechenden Dozent*innen und Seminarkonzepten. Die Führungspositionen in den Medienunternehmen, die solchen Schritten zustimmen müssten, sind in der großen Mehrzahl mit Vertreter*innen der "Mehrheitsgesellschaft" besetzt, die sich zudem schnell in ihrem Berufsethos als Journalist*innen angegriffen fühlen.

Nichtsdestotrotz gehe ich davon aus, dass Aus- und Fortbildung für Medienmacher*innen ein entscheidender Ansatzpunkt ist, um Media Diversity zu befördern. Als Trainerin in der journalistischen Fortbildung bin ich seit einigen Jahren in diesem Feld aktiv. Anhand meiner eigenen Tätigkeit als Leiterin solcher bewusstseinsbildenden Maßnahmen werde ich diese im folgenden Kapitel vertiefend befragen. Anhand der konkreten Umsetzung will ich ihre Potenziale sowie die Defizite für die Etablierung und Verstetigung von Media-Diversity-Konzepten ausloten.

6. Awareness-Workshops – Bewusstseinsbildung in der Praxis

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich das journalistische Feld aus unterschiedlichen Blickwinkeln hinsichtlich der Rahmungen, Möglichkeiten und Aktivitäten zu Media Diversity befragt. Während in Selbstverständnis und Ausbildung Media Diversity kaum Thema ist, zeichnet sich – bei den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten – eine zunehmende Öffnung in Richtung Diversity ab, wenn auch meist mit der klaren Einschränkung auf "kulturelle Vielfalt". Im Folgenden werde ich einen Aspekt dieser Öffnung, den Bereich der Bewusstseinsbildung, vertiefend in den Blick nehmen.

Mit dem Ziel, einen Austausch zwischen Kulturwissenschaften und Medien zu intensivieren, entschied ich 2005, in der Fortbildung von Medienschaffenden aktiv zu werden. Ich recherchierte nach Fortbildungsangeboten für Journalist*innen, die sich kritisch mit Repräsentationsfragen beschäftigen. Meine Suche ergab ein einziges relevantes Projekt: einen Workshop der Deutschen Welle Akademie, der als Austausch zwischen Journalist*innen aus Deutschland und den Golfstaaten konzipiert war. In diesem Workshop volontierte ich Anfang 2006 als Co-Trainerin. Seitdem gebe ich regelmäßig Workshops und Fortbildungen für Medienschaffende zu interkulturellem Austausch, Entwicklungszusammenarbeit oder Konfliktsensitiver Berichterstattung⁹⁹. Dabei habe ich jeweils für einige Wochen im Jahr mit insgesamt zehn verschiedenen Journalisten und Journalistinnen im Dozent*innenteam und mit mehreren Projektverantwortlichen zusammengearbeitet und etwa 230 Teilnehmer*innen kennengelernt. Wie bereits erwähnt nahmen je nach Seminar in unterschiedlichen Zusammensetzungen sowohl Nachwuchsjournalist*innen als auch etablierte Journalist*innen mit mehrjähriger Berufserfahrung teil. Sie kamen aus

⁹⁹ Eine Liste dieser Workshops findet sich im Anhang.

den Bereichen Print, Radio, Fernsehen und Online; aus Deutschland, europäischen Ländern, arabischen bzw. muslimischen Ländern, aus osteuropäischen und afrikanischen Ländern sowie aus Kirgistan und den südkaukasischen Ländern Georgien, Armenien und Aserbeidschan. Im Rückblick auf meine Tätigkeit in der journalistischen Fortbildung stelle ich fest, dass mein Anliegen auch nach sieben Jahren noch immer von den gleichen Ansätzen geleitet ist, die mich ursprünglich dorthin geführt haben: eine repräsentationskritische Haltung, informiert durch kulturwissenschaftliche, feministische und postkoloniale Kritik, erweitert durch rassismuskritische Zugänge, Kritische Weißseinsforschung, Anti-Bias- und Diversity-Konzepte. Was sich allerdings verändert hat, ist meine Haltung zur konkreten Umsetzung solcher Fortbildung, zu inhaltlichen Schwerpunkten und den Möglichkeiten nachhaltiger Implementierung.

Im Folgenden¹⁰⁰ werde ich zunächst das Feld solcher Initiativen und journalistischen Fortbildungen beleuchten, dieses anhand meiner eigenen Workshops exemplarisch vertiefen und aufzeigen, innerhalb welcher Zielsetzungen, Zwänge und Spielräume sich solche Projekte bewegen. Im Fokus stehen dabei die Workshops zu interkulturellem Austausch (meist mit einem besonderen Fokus auf Deutschland und Arabische Länder). Erfahrungen aus den Workshops zu Konfliktsensitiver Berichterstattung und Entwicklungszusammenarbeit fließen hier ein, stehen aber nicht im Vordergrund.

6.1. Zur Verortung innerhalb bestehender Initiativen

Wie in den vorangegangenen Kapiteln ausführlich dargelegt, sind die Themen rund um Media Diversity in der Aus- und Fortbildung für

¹⁰⁰ Teile dieses Kapitel sind in dem Aufsatz "Beyond Culture. Awareness Training for Journalists and Their Potential for the Promotion of Media Diversity" (Bayer 2012) erschienen und hier in erweiterter und überarbeiteter Form wieder aufgegriffen.

Medienschaffende kaum institutionell verankert und werden nur sporadisch und punktuell angeboten. Dabei sind die vorhandenen Angebote meist auf das Engagement Einzelner zurückzuführen, wie beispielsweise das Seminar Bildkorrekturen auf Initiative von Markus Behmer oder die Diversity Workshops von Pari Niemann, die sie vor allem beim NDR anbietet. Darüber hinaus ist das Feld äußerst heterogen und durch die enge Verknüpfung mit dem Diskurs um Migration von der entsprechenden Stoßrichtung Integration dominiert. So wird beispielsweise häufig das "Medienforum Migration" des SWR, das seit über 20 Jahren als groß angelegte Fachkonferenz zu Medien und Migration veranstaltet wird, als herausragendes Beispiel genannt¹⁰¹. Auch die Initiativen des WDR beziehen sich in erster Linie auf das bundesdeutsche Verständnis von Migration und Integration. Neben dem Integrationsbeauftragten wurde kürzlich ein Beirat für Integration und Vielfalt ins Leben gerufen und mit der WDR Bildungskonferenz "Vielfalt ist Zukunft" wird ein ähnlicher Weg beschritten wie beim SWR: eine Fachkonferenz mit Vertretern aus Politik und Wissenschaft, die sich dem Thema Integration widmet.

Die beiden Wettbewerbe Civis Medienpreis und KAUSA Medienpreis sind ebenfalls explizit dem Thema kulturelle Vielfalt und Integration gewidmet. Sie würdigen Medienbeiträge, "die das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster nationaler, ethnischer, religiöser oder kultureller Herkunft fördern"¹⁰² (Civis Medienpreis) oder "Programme, die zu einer ausgewogenen Berichterstattung über kulturelle Vielfalt in Berufsbildung und Arbeitswelt beitragen"¹⁰³ (KAUSA Medienpreis). Damit sprechen sie alle Medienmacher*innen gleichermaßen an und treten für inhaltliche Qualität von Medienpro-

¹⁰¹ SWR, Migration und Integration: <http://www.swr.de/international/de/-/id=233334/nid=233334/did=7541000/6evjx/index.html>

¹⁰² www.civismedia.eu

¹⁰³ <http://www.kausa-medienpreis.de/idee.html>

dukten ein. Während der Civis Medienpreis auf europäischer Ebene angesiedelt ist und 2012 sein 25-jähriges Bestehen feierte, wurde der deutsche KAUSA Medienpreis erst 2010 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung initiiert. Im Sommer 2012 hat die Grimme Akademie einen Fotowettbewerb mit dem Titel "Zeig's uns!" gestartet. "Gesucht werden Fotos, die Momente kultureller Vielfalt in Deutschland zeigen und dabei Geschichten erzählen, die sich hinter den Schlagworten 'Integration' und 'Migration' verbergen."¹⁰⁴

Neben Fachtagungen und Medienpreisen gibt es seit etwa 2006 verschiedene Maßnahmen, die in erster Linie darauf abzielen, Partizipationsmöglichkeiten zu verbessern. Sie wollen Migrant*innen beim Berufseinstieg in den Journalismus unterstützen und mehr Medienmacher*innen "mit Migrationshintergrund" rekrutieren.

So hat 2008 die Heinrich-Böll-Stiftung ein Stipendienprogramm mit dem Titel "Medienvielfalt, anders: Junge Migrantinnen und Migranten in den Journalismus" aufgelegt. "Das Programm bietet gemeinsam mit den beteiligten Medienpartnern – taz, rbb, Deutsche Welle, Süddeutsche.de, Zum goldenen Hirschen, Tagesspiegel – ein studienbegleitendes Qualifizierungsprogramm zu handwerklichen Kompetenzen, Seminare zu medienpolitischen Themen, Studienreisen ins Ausland sowie Networking und Praktika bei den Medienpartnern an."¹⁰⁵

Auch das Bildungswerk in Kreuzberg (BWK) wendet sich seit 2009 mit dem Angebot "Bikultureller Crossmedialer Journalismus und Public Relations – Journalistische Fortbildung für Migranten"¹⁰⁶ explizit an Bewerber*innen, die eine "Biographie mit Migrationshintergrund" haben. Die 15-monatige Ausbildung in Theorie und Praxis wird über Bildungsgutscheine der Agentur für Arbeit finanziert.

¹⁰⁴ <http://www.grimme-institut.de/html/index.php?id=1564>

¹⁰⁵ <http://www.boell.de/stipendien/bewerbung/bewerbung-1724.html>

¹⁰⁶ http://www.bwk-berlin.de/fortbildung_umschulung/journalisten/journalisten.html

Im März 2012 veranstaltete die Grimme Akademie in Kooperation mit der RTL Journalistenschule und den Neuen Deutschen Medienmachern (ein Verein von "Journalisten mit und ohne Migrationshintergrund", die sich für "mehr Vielfalt in den Medien" einsetzen¹⁰⁷) einen Workshop für zwölf "Nachwuchsjournalisten". Sie sollten dabei "das Thema Migration und Integration auf differenzierte Art reflektieren, kritisch hinterfragen und aus verschiedenen Perspektiven beleuchten"¹⁰⁸. Der Workshop fand im Rahmen des europäischen Projektes media4us statt, das mit einer Laufzeit von gut anderthalb Jahren vom Europäischen Integrationsfonds gefördert wurde. Zielgruppe dieses Workshops waren "Nachwuchsjournalisten mit Migrationshintergrund"¹⁰⁹.

Die hier exemplarisch aufgezeigten Initiativen machen deutlich, dass sich das Thema Partizipation von Migrant*innen in der Förderlandschaft immer mehr etabliert. Entsprechend dieser Ausrichtung wenden sich die Programme explizit an Migrant*innen als ihre Zielgruppe. Dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Gerade angesichts struktureller Barrieren ist eine solche Form von affirmative action sinnvoll und kann vor allem auf Ebene der Partizipation förderlich sein und bestenfalls zu mehr Gleichberechtigung in der Personalzusammensetzung von Medienunternehmen führen. Denn eine dieser strukturellen Barrieren liegt im Berufszugang. Journalismus ist ein Akademikerberuf, der seinen Nachwuchs zudem vor allem über informelle Netzwerke und persönliche Kontakte rekrutiert (Pascual Iglesias 2005:151ff).

Hier setzt auch eine Initiative der Neuen deutschen Medienmacher an, die ebenfalls auf die Förderung von Migrant*innen zielt. Mit dem 2012 aufgelegten Mentoringprogramm werden "rund vierzig neu- oder nicht-deutsche NachwuchsjournalistInnen von erfahrenen und gut ver-

¹⁰⁷ www.neuemedienmacher.de

¹⁰⁸ <http://www.grimme-institut.de/html/index.php?id=107>

¹⁰⁹ <http://www.grimme-institut.de/html/index.php?id=107>

netzten MentorInnen ein Jahr lang auf dem Weg in den Journalismus und beim Aufbau ihrer Karrieren unterstützt"¹¹⁰. Das Mentoring soll dafür sorgen, dass die Mentees auf dem Weg in den Journalismus durch erfahrene Kolleg*innen beraten werden und Unterstützung erfahren, aber auch Kontakte knüpfen und tragfähige Netzwerke entwickeln, die ihnen den Einstieg in den Beruf erleichtern. Ziel ist es zudem, durch die Mentor*innen auch Vertreter*innen des bestehenden Systems einzubinden und in den Redaktionen für das Thema Vielfalt zu sensibilisieren. Denn Partizipation kann nur dann erfolgreich sein, wenn eine entsprechende Umgebung geschaffen und der Boden bereitet wird, auf dem sich Veränderungen in der Mediengestaltung durchsetzen können. Ein Bemühen um Media Diversity kann also nicht allein Sache von "NachwuchsjournalistInnen mit Migrationshintergrund" sein, sondern betrifft alle Beteiligten gleichermaßen.

Diesen Ansatz von Bewusstseinsbildung greifen Projekte auf, die sich an Medienmacher unabhängig von ihrem "Hintergrund" wenden und das Thema Media Diversity oder interkulturelle Kompetenz insgesamt in den Redaktionen breiter verankern wollen.

Entsprechend bieten beispielsweise Mitglieder der Neuen deutschen Medienmacher zusätzlich zum Mentoringprogramm unregelmäßig und stets auf Eigeninitiative auch allgemeine Diversity Fortbildungen an, so etwa 2011 drei Diversity-Seminare, die speziell auf Journalist*innen des rbb zugeschnitten waren.¹¹¹ Laut eigener Aussage werden die Neuen Deutschen Medienmacher hier vor allem deshalb aktiv, weil es "nur wenige Weiterbildungsangebote [gibt], die sich vorrangig an Praxis und Anwendbarkeit im Arbeitsalltag orientieren" (NDM Newsletter August 2011). Zu den wenigen gehören vor allem die Diversity-Seminare von Pari Niemann.

¹¹⁰ www.neuemedienmacher.de

¹¹¹ Konstantina Vassiliou-Enz, 2. Vorsitzende der Neuen Deutschen Medienmacher, E-Mail-Kommunikation, 28.02.2012.

Dass Media Diversity nicht allein Sache der Medien sein muss, zeigt ein Angebot, das der Landessportbund Niedersachsen 2011 geplant hatte: eine mehrtägige Fortbildung zum Thema "Interkulturelle Kompetenz im Sportjournalismus", die sich an Journalist*innen mit Schwerpunkt Sport richtete. Referentin sollte auch hier Pari Niemann sein. Mangels Teilnehmer*innen wurde die Veranstaltung abgesagt und stattdessen eine zweistündige interne Fortbildung zum Thema umgesetzt.¹¹²

Auch die ARD.ZDF Medienakademie hatte, wie oben bereits angesprochen, zwei Diversity Seminare angeboten, die so schlecht nachgefragt waren, dass sie schließlich eingestellt wurden. Stattdessen versucht die Akademie nun, das Thema Diversity als Querschnittsthema über alle Fortbildungsangebote hinweg zu etablieren. Dies setzt jedoch voraus, dass zunächst alle Trainer*innen entsprechend fortgebildet werden.

Eine ähnliche, wenn auch etwas anders gelagerte Stoßrichtung vertreten Seminare, die auf interkulturellen Austausch als Basis für die Vermittlung von interkultureller Kompetenz setzen. Hier ist beispielsweise das Deutsch-Türkische Johannes-Rau-Journalistenstipendium des Vereins Internationale Journalisten-Programme e.V. zu nennen¹¹³. Im Nachgang einer Konferenz mit dem Titel "Migration und Integration – Europas große Herausforderung. Welche Rolle spielen die Medien?" wurde 2006 das Projekt "boundless", eine Ausbildungsinitiative des WDR¹¹⁴, auf den Weg gebracht. Als Kombination aus Wettbewerb und Medienakademie für interkulturellen Journalismus war dies ein ambitioniertes Projekt mit prominenten Partnern: eine Kooperation mit den Rundfunkanstalten der Europäischen Rundfunk-

¹¹² Katharina Kümpel, Pressesprecherin des Landessportbund Niedersachsen, telefonische Kommunikation, 28.02.2012.

¹¹³ <http://www.ijp.org/rau.html>

¹¹⁴ Ursprünglich war "boundless" auf der Website des WDR im Bereich Unternehmen/ Programmprofil/Integration (<http://www.wdr.de/unternehmen/programmprofil/integration/>) prominent platziert. Inzwischen erscheint das Projekt dort nicht mehr.

union (EBU) und der Vereinigung der Rundfunk- und Fernsehanstalten im Mittelmeerraum (COPEAM), der Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (UNESCO) sowie der französischen Rundfunkanstalt France Télévisions, der niederländischen Rundfunkanstalt Nederlandse Programma Stichting (NPS), der Deutschen Welle und dem ZDF. Das Projekt richtete sich nicht ausschließlich an Migrant*innen, sondern hatte das breit angelegte Ziel, interkulturelle Kompetenz für Medienschaffende unabhängig von ihrem "Hintergrund" zu würdigen und zu vermitteln. Nach nur zwei Workshops 2007 und 2009 wurde das Projekt aufgegeben – laut Integrationsbeauftragten Zambonini weil die beteiligten Partnerinstitutionen letztlich keinen konkreten Nutzen für die eigene Programmplanung daraus gezogen hätten und zudem hinsichtlich der Strukturen und Ressourcen die Grundlage dafür fehlte. Der WDR hat sich schließlich auch zurückgezogen – zugunsten der Kernaufgabe, "Journalisten mit internationalen Wurzeln" für das Programm des WDR zu gewinnen¹¹⁵.

An der zweiten und letzten "boundless"-Ausgabe von 2009 war ich als Trainerin beteiligt, und auch die anderen Seminare, die ich für die Deutsche Welle Akademie oder verschiedene Goethe Institute mit geleitet habe, zielten vor allem auf die Begegnung und den Austausch zwischen Journalist*innen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen ab. Auch wenn darin Media Diversity als Begriff nicht vorkam, sind diese Seminare innerhalb des Diskurs- und Praxisfeldes um Media Diversity zu sehen, denn zum einen sind die Linien zwischen interkultureller Kompetenz oder interkultureller Begegnung (die Schlagworte, unter denen diese Seminare ausgerichtet waren) und Diversity in der Praxis oft unscharf. Zum anderen waren meine Themen, wenn auch nicht explizit, so doch inhaltlich nah an Diversity-

¹¹⁵ Gualtiero Zambonini, Telefoninterview, 17.12.2009.

Konzepten ausgerichtet. Neben Fachtagungen, Medienpreisen, Partizipationsförderung und Theorieseminaren können Austausch-Workshops als ein spezifischer Ansatz verstanden werden, Bewusstsein für die eigene Repräsentationspraxis zu vermitteln und damit Media Diversity zu befördern.

Auf Basis meiner Erfahrungen als Workshopleiterin werde ich diese Form von Awareness-Workshops diskutieren und, auch vor dem Hintergrund ihrer institutionellen Einbindung, darauf aufbauend Tendenzen beleuchten, inwiefern solche Seminare ihrer Zielsetzung gerecht werden können. Anhand eines besonders erfolgreichen Projektes stelle ich schließlich Möglichkeiten nachhaltiger Umsetzung vor. Während ich dies zunächst anhand von konkreten Beispielen aus der Praxis diskutiere, wird es im anschließenden Kapitel darum gehen, diese Erfahrungen in eine breitere theoretische Betrachtung von Media Diversity einzubringen.

6.2. Institutionelle Einbindung und Finanzierung

Ein Großteil der Workshops, an denen ich beteiligt war, hatte eine interkulturelle Ausrichtung mit einem Fokus auf die so genannte Arabische Welt. Dieser Schwerpunkt ist sicher den politischen Entwicklungen der letzten Dekade zuzuschreiben, insbesondere den Erfahrungen mit dem "Karikaturenstreit" um die Veröffentlichung von Cartoons über den Propheten Mohamed in der dänischen Tageszeitung Jyllands Posten im Jahr 2005. Diese Entwicklungen generierten, auch im Nachklang von 9/11, eine weitgreifende Debatte über journalistische Ethik und Verantwortung in kulturellen und religiösen Kontexten. Ich habe den Eindruck, dass die vermeintliche weltweite Omnipräsenz des Themas kurzfristig entscheidend zur Akzeptanz, Finanzierung und Umsetzung solcher Workshops beigetragen hat. Als dieser Fokus langsam begann abzunehmen, wurde ich verstärkt auch in einem

anderen Bereich der Deutschen Welle Akademie eingesetzt, als Dozentin zum Thema Friedensjournalismus und konflikt-sensitive Berichterstattung im Südkaukasus und in Kirgistan. Auch hier geht es um die Begegnung zwischen Teilnehmer*innen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, die jedoch, anders als bei den Workshops mit deutschen und arabischen Teilnehmer*innen, in konkrete lokale Konflikte verstrickt sind, wie beispielsweise zwischen Georgien und den sogenannten abtrünnigen Provinzen Abchasien und Südossetien. Diese sind zuletzt im August 2008 unter der militärischen Beteiligung Russlands erneut eskaliert und führten zur Anerkennung der südossetischen Unabhängigkeit durch Russland (für einen journalistisch-politischen Überblick zur Region siehe Quiring 2009). So setzte mich die Deutsche Welle Akademie 2010 erstmals in einem Seminar zu konflikt-sensitiver Berichterstattung in Tiflis, Georgien ein.

Fortbildungsangebote sind nicht nur historisch eingebunden, wie ich es bereits am Beispiel des Diskurses um Migration und Integration im öffentlich-rechtlichen Rundfunk gezeigt habe, sondern unterliegen auch aktuellen Seminarkonjunkturen und sind stets auch vor dem Hintergrund ihrer Finanzierungskontexte zu sehen, die ich hier am Beispiel der Deutschen Welle Akademie knapp anreißen will:

Das Programm der Deutschen Welle wird nur außerhalb von Deutschland ausgestrahlt, richtet sich also nicht an Hörer*innen und Zuschauer*innen in Deutschland, sondern fungiert als mehrsprachiges Hörfunk-, TV- und Online-Angebot als "mediale Stimme Deutschlands in der Welt"¹¹⁶. Gleichzeitig hat die Deutsche Welle mit der Deutschen Welle Akademie (DW-Akademie) eine starke und traditionsreiche Aus- und Fortbildungsinstitution. Deren ursprüngliches und bis heute hauptsächliches Aufgabengebiet ist seit 1965 die Ausbildung von Journalist*innen im Ausland, eine Form der journalistischen Entwick-

116 <http://www.dw.de/dw/0,,2995,00.html>

lungshilfe, die Medienmacher*innen in "Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländern" journalistisches Handwerkszeug und die Werte von Presse- und Meinungsfreiheit vermitteln soll¹¹⁷. Entsprechend ist die DW-Akademie vor allem vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) und dem Auswärtigen Amt finanziert. In den letzten Jahren hat sich die DW-Akademie jedoch verstärkt auch für andere Geschäftsmodelle interessiert. Um eine breitere finanzielle Basis für ihre Arbeit zu schaffen, entwickelte die DW-Akademie ab 2004 neue Konzepte für Medienprojekte und Angebote für potentielle Geldgeber insbesondere in den Bereichen Medienentwicklung und Medientraining. So veranstaltete sie unter anderem im Januar 2006 in Berlin einen zweiwöchigen Workshop mit dem Titel "Wechselseitige Wahrnehmung: Fernseh-Berichterstattung in der arabischen Welt und Europa". (Dies war auch der erste Workshop, an dem ich als Trainerin beteiligt war) Die Zielgruppe waren Fernsehjournalist*innen aus den Golfstaaten (Saudi Arabien, VAE, Oman, Jemen, Katar, Kuwait, Bahrain, ggf. auch Irak oder Jordanien) und Deutschland. Dabei gestaltete es sich schwierig, deutsche Redakteur*innen für das Projekt zu gewinnen, da diese von ihren Sendern unentgeltlich freigestellt werden mussten. Am Ende nahmen nur vier Journalist*innen (von ARD, ZDF, RTL und SAT 1) aus Deutschland teil sowie acht Journalist*innen aus den Golfstaaten. In der Projektbeschreibung sind als Begründung für den Workshop unter anderem der Einfluss der neuen arabischen Nachrichtensender Al Jazeera, Al Arabija und Abu Dhabi TV genannt, das "Aufeinanderprallen" von Kulturen und Medienkulturen und die Schwierigkeit von Übersetzungen und Begrifflichkeiten. Die Teilnehmer*innen des Workshops sollten im Austausch auf Augenhöhe Vielfalt als Bereicherung erleben, ihre eigenen Darstellungsformen überdenken, Netzwerke

¹¹⁷ www.dw-akademie.de

bilden, und als Multiplikator*innen für differenziertere Berichterstattung in ihren Redaktionen wirken.

Das Thema war ursprünglich vom Auswärtigen Amt an die Deutsche Welle Akademie herangetragen worden, mit dem Auftrag einen Workshop zu konzipieren und umzusetzen, der dann auch vom Auswärtigen Amt finanziert würde.

Mit der Entscheidung, die DW-Akademie stärker in den Bereichen Medienentwicklung und Medientraining zu positionieren, wurde die Abteilung Projektentwicklung gegründet, in der alle Projekte gebündelt wurden, die nicht länderspezifisch ausgerichtet waren. Diese umfassten auch, aber nicht nur, Angebote zu interkulturellen Themen, bzw. Austausch- oder Dialog-Projekte: Neben einer Kooperation mit dem WDR (für den die DW-Akademie den oben genannten Workshop mit dem Titel "boundless" durchgeführt hat, der als Austauschprojekt zwischen deutschen und arabischen Journalist*innen vom WDR initiiert worden war) gehörten dazu beispielsweise auch Medientrainings für UN-Mitarbeiter*innen, Presseoffiziere der Bundeswehr, Regionaldirektor*innen des DED oder Mitglieder des Hotel- und Gaststättenverbandes ebenso wie Austauschseminare für Journalist*innen aus Deutschland und Arabischen Ländern, oder Awareness-Trainings für Journalist*innen aus den neuen Ländern der EU-Osterweiterung und Afrikanischen Ländern zum Thema Entwicklungszusammenarbeit (an Letzteren war ich ebenfalls als Trainerin beteiligt). Obwohl zunächst geplant war, mehr interkulturelle Angebote zu verwirklichen, war dies nicht nur eine inhaltliche Entscheidung, sondern ebenso der Versuch, neue internationale Geldgeber zu gewinnen.

Später wurde die Abteilung aufgeteilt; in einen kommerziellen Bereich mit dem Titel "Medientraining" und in den Bereich der internationalen Mittelgeber, zunächst weiterhin unter dem Titel "Projektentwicklung", seit Anfang 2013 als Abteilung "Internationale Kooperationen". Hier werden Projekte entwickelt, die durch die EU, aber auch durch internationale Organisationen wie das United Nations Development Pro-

gramme (UNDP) finanziert werden können. Diese Projekte sind daher vollständig abhängig von den Möglichkeiten der Finanzierung und damit von aktuellen Konjunkturen internationaler Förderer.

Projekte, die sich im weitesten Sinne unter Media Diversity fassen lassen, sind der DW-Akademie zwar inhaltlich wichtig, sie sind jedoch finanziell als Geschäftsmodell kaum relevant. Im Gegenteil, solche Projekte, speziell diejenigen mit Teilnehmer*innen aus unterschiedlichen Ländern und einer Austauschphase, sind äußerst aufwändig und betreuungsintensiv, so dass sie meist nur knapp kostendeckend umgesetzt werden können.

Insgesamt werden diese Trainings in der DW-Akademie zwar als "wichtiger Baustein" des eigenen Angebot-Portfolios gesehen, gleichzeitig bilden sie nur einen "winzigen Prozentsatz" der Aufgaben der DW-Akademie¹¹⁸. Auch wenn sie von der Intendanz wohlwollend betrachtet und als wichtig empfunden werden, sind sie institutionell nicht verankert.

Wann immer ich von meiner Seite aus versuchte, das Thema an Institutionen heranzutragen, konnte ich Folgendes beobachten. Media Diversity war in der Regel kein bekanntes Konzept. Wenn das Thema bereits in irgendeiner Form, beispielsweise im Sinne von interkultureller Kompetenz, vorgedacht war und grundsätzliches Interesse bestand, konnte ich mit meinen Ansätzen überzeugen – solange ich nicht zu journalismuskritisch auftrat. War diese Ausrichtung jedoch noch nicht angelegt, waren meine Vorstellungen schwer zu vermitteln. 2007 hatte ich der Journalisten-Akademie der Friedrich Ebert Stiftung ein Workshop-Konzept angeboten, das folgende Ausrichtung haben sollte:

Das Sensibilisierungstraining will explizit keine Patentrezepte für die journalistische Arbeit im interkulturellen Kontext lie-

¹¹⁸ Carsten von Nahmen, Deutsche Welle Akademie, telefonische Kommunikation, Mitschrift, 21.12.2009.

fern. Vielmehr geht es darum, ein Bewusstsein für die Zusammenhänge von Wahrnehmung und Darstellung zu schaffen. "Das Fremde" existiert nicht an sich, sondern nur in der Konstruktion des Anderen. Es gibt nicht "die Europäer", "die Araber" oder "die Amerikaner" – es gibt nur die jeweiligen Vorstellungen, die unter anderem durch den Blick von Journalisten und Medienmachern beeinflusst werden. Eben weil das Fremde immer nur in Relation zu unseren eigenen Perspektiven und Standpunkten existiert und sich diese ständig wandeln, kann es auch keine allgemeingültige Lösung bei der Frage nach sinnvoller Annäherung und adäquaten Darstellungen geben.

Im Sinne einer interkulturellen ethischen Verantwortung können Journalisten immer nur aus der jeweiligen konkreten Situation heraus entscheiden, auf welche Weise sie über die Dinge berichten wollen. Es geht also um reflektierte und verantwortungsvolle Berichterstattung.

Das Handwerkszeug dafür erarbeiten die Teilnehmer im Sensibilisierungstraining gemeinsam. Durch die unterschiedlichen kulturellen Hintergründe sind die Journalisten füreinander gleichzeitig Spiegel und Korrektiv in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Weltbild, mit Stereotypen, Vorurteilen und der gegenseitigen Wahrnehmung.

Ziel des Trainings ist es, etablierte Sichtweisen und gängige Stereotypen aufzubrechen und eine kreative Reflexion anzuregen.

Hinzu kommt aber, dass ein Bewusstsein auf Seiten der Journalisten nicht ohne weiteres Bewusstsein auf Seiten der Leser nach sich zieht. Dazwischen steht noch ein ganz entscheidender Schritt, nämlich die Art und Weise der Darstellung, also die Form der Überwindung überkommener Weltbilder. Es reicht sicherlich nicht aus, an die Stelle stereotyper Bilder einfach nur andere "politisch korrektere", aber ebenso glatte Bilder zu setzen. Vielmehr geht es um eine ganz andere Kontaktaufnahme mit dem Leser. Stichworte dazu sind "Herausforderung zur Interpretation", "Provokation zu selbstständiger Meinungsbildung" und "Mut zur Offenheit".

Idealerweise sollte es den Journalisten also gelingen, das eigene Bewusstsein über die genannten Zusammenhänge durch ihre Arbeit an die Leser weiterzugeben.¹¹⁹

Obwohl in einem Vorgespräch deutlich Interesse signalisiert worden war, wurde mein Exposé mit dem Hinweis abgelehnt, dass sich die Stiftung auf ihre Kernaufgaben beschränken müsse. Ein Seminar-konzept, das die Deutsche Journalistenschule – angeregt durch eine ehemalige Studentin der Ethnologie – bereits vor meiner Forschung dort angefragt hatte, kam ebenfalls nicht zustande. Ich könnte mir gut vorstellen, dass die von mir beschriebenen Kursziele zu ambitioniert gesteckt waren, denn diese Ziele stehen den Ansprüchen der Medien teilweise diametral gegenüber. Subjektiv-reflexive und deutungsoffene Interpretationen und das Aufbrechen von einfachen Kategorien widersprechen dem journalistischen Alltagsgeschäft, in dem unter höchstem Zeitdruck aus dem Weltgeschehen verdichtete knappe Informationen auf Nachrichtenformat synthetisiert werden müssen. Als ich 2007 das Exposé für die Friedrich Ebert Stiftung formulierte, war Media Diversity darin zwar inhaltlich mitgedacht, nicht jedoch terminologisch enthalten. Bereits in einem telefonischen Vorgespräch hatte sich gezeigt, dass "interkulturell" das Stichwort war, unter dem ich mich mit der Vertreterin der Stiftung verständigen konnte. Sowohl meine inhaltliche Ausrichtung als auch der Begriff Media Diversity stießen auf eine Leerstelle bei meinem Gegenüber. Ähnlich wie an der Deutschen Journalistenschule und am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München waren diese Themen nicht als relevantes Thema auf der Agenda der journalistischen Ausbildung.

Austausch-Workshops, wie ich sie als Trainerin mit durchgeführt habe, sind ein spezifischer Ansatz, Media Diversity oder verwandte Themen zu vermitteln. Insgesamt müssen Workshops dieser Art, sicherlich

¹¹⁹ Julia Bayer, Auszug eines Workshop-Exposés, 2007.

nicht nur bei der Deutschen Welle Akademie, als Teil eines Geschäftsmodells gesehen werden, das eng an politische Entwicklungen gekoppelt ist und sich an den jeweils herrschenden Seminar-Konjunkturen ebenso orientiert, wie – notwendigerweise – an den Möglichkeiten zu ihrer Finanzierung. Damit unterliegen Media-Diversity-Initiativen allerdings auch entsprechenden inhaltlichen Vorgaben und Einschränkungen. Media Diversity ist zwar in vielerlei Hinsicht im Kommen (gerade EU-Ausschreibungen sind hier dem deutschen Diskurs ein Stück voraus), insgesamt hat Media Diversity jedoch noch keine klare *eigene* Konjunktur, sondern schwimmt mit den Vorstellungen, Forderungen und Ansätzen von kultureller Vielfalt und Interkultureller Kommunikation. Diese inhaltliche Unschärfe wird freilich nicht durch eine Begriffs- oder Konjunkturverschiebung aufgelöst. Vielmehr könnte Media Diversity dadurch gewinnen, dass es ein eigenes Profil ausbildet, zu dem es – trotz Abhängigkeit von Finanzierungsmöglichkeiten – gehört, sich der Ökonomisierung von Diversity zu widersetzen.

6.3. Zielsetzung und Zielgruppe

Die grundsätzliche Zielsetzung und Ausrichtung der Workshops, die ich im Folgenden betrachte, war es, interkulturelle Kompetenz als grundlegende Qualifikation für Journalist*innen zu vermitteln, mit einem besonderen Fokus auf Deutschland und Arabische Länder. Jeweils 12 bis 18 Journalist*innen aus Deutschland oder aus Europäischen und Arabischen Ländern wurden eingeladen, um sich gegenseitig kennenzulernen, gemeinsam zu arbeiten, Netzwerke zu bilden und sich mit der Komplexität der Berichterstattung über unterschiedliche kulturelle Kontexte auseinanderzusetzen. Durch Sensibilität für diese Themen sollten sie schließlich einen Unterschied in der Berichterstattung machen können, sei es im Fernsehen, im Radio, in Print oder

Online. In allen Workshops ging es darum, über die Theorie hinauszugehen und Raum zu geben für konkrete Erfahrung in der professionellen Zusammenarbeit mit Journalist*innen aus anderen kulturellen Zusammenhängen.

Die Workshops fanden in Berlin, Bonn, Hamburg, Kairo und Amman statt. Sie dauerten zwischen fünf und zwölf Tagen und richteten sich an Nachwuchsjournalist*innen ebenso wie an etablierte Redakteur*innen. An das kürzere Workshop-Format schloss sich meist eine Austausch-Phase von ein bis zwei Wochen an, bei der entweder arabische Teilnehmer*innen ihre deutschen Partner*innen in die Redaktion begleiteten, mit dem Ziel, in dieser Zeit gemeinsame Beiträge zu erarbeiten, oder umgekehrt deutsche Journalist*innen die Arbeit in den arabischen Redaktionen kennenlernten. Bei dem längeren Workshop-Format fand kein Austausch statt, stattdessen arbeiteten die Teilnehmer*innen in Teams gemeinsam vor Ort. Der praktischen Arbeit ging jeweils eine theoretische Einarbeitung voraus, die unter anderem Rolle und Selbstverständnis im Journalismus, Presse- und Meinungsfreiheit, Quellen und Recherche, unterschiedliche Mediensysteme aber auch Themen wie Wahrnehmung und Darstellung, Kultur, Stereotyp und Vorurteil oder Kommunikation mit dem Publikum umfasste. Die Workshops hatten den Charakter von Trainings und Seminaren in der Erwachsenenbildung, die eine aktive Rolle der Teilnehmer*innen voraussetzen. Statt Vorträgen lieferte die Workshopleitung meist nur kurze einleitende Inputs, die dann in Übungen und Gruppenarbeit vertieft und ins Plenum zurückgetragen wurden. Entsprechend waren Flipchart und Metaplankarten häufiger im Einsatz als Beamer und Handouts. Filmbeispiele, Medienanalysen, Rechercheaufträge, Diskussionsrunden, Medienbesuche, Gespräche mit Expert*innen sowie Kultur- und Freizeitaktivitäten ergänzten das Programm. Kernstück aller Workshops war die gemeinsame journalistische Arbeit, je nach Format entweder vor Ort während des Workshops oder in der anschließenden Austauschphase.

Trotz der grundsätzlich ähnlichen Ziele ergaben sich Unterschiede in der konkreten Umsetzung, hinsichtlich der Zusammensetzung der Teilnehmer*innen, in Bezug auf das Format des Workshops und die Art der Zusammenarbeit, hinsichtlich der Einbindung in redaktionelle Strukturen, der theoretischen Inhalte und der Zielgruppe.

Entsprechend dem interkulturellen Zuschnitt und der herrschenden Konjunktur der als problematisch erkannten Islamberichterstattung richteten sich die meisten Workshops an junge Journalist*innen aus Deutschland und aus Arabischen oder Islamischen Ländern. Ein Projekt lud nur Teilnehmer*innen aus den Golfstaaten ein, doch die meisten umfassten den Nahen Osten – und die Maghreb Staaten, teilweise auch Islamische Länder außerhalb dieser Regionen, wie beispielsweise Indonesien oder Sudan. Ein Projekt, EMAJ 2008¹²⁰, hatte dagegen Teilnehmer*innen aus der EU und aus den so genannten MEDA Ländern, den Mittelmeerländern des Barcelona Prozesses (Algerien, Ägypten, Israel, Jordanien, Libanon, Marokko, Palästinensische Autonomiegebiete, Syrien, Tunesien und Türkei). Eine gemischte Gruppe mit sehr unterschiedlichen Teilnehmer*innen bildet die Grundlage all dieser Workshops – ist es doch das Ziel, die eigenen Gewissheiten in der Auseinandersetzung mit den Positionen der anderen Teilnehmer*innen kritisch zu hinterfragen und gemeinsam neue Wege der Berichterstattung auszuloten. Auf den ersten Blick mag eine Gruppe aus deutschen und arabischen Teilnehmer*innen einfacher, zielführender und fokussierter erscheinen. In der Praxis wird dadurch jedoch leicht eine Dichotomie und damit einhergehende Kulturalisierung von "den Deutschen" und "den Arabern" aufgebaut, die der Workshop eigentlich überwinden will. Bestärkt wird diese Trennung der Gruppe unter anderem durch die geteilten Sprachen. In der Gruppe der EMAJ-Teilnehmer*innen war das ganz anders. Statt getrennter kultureller und sprachlicher Identitäten formte sich eine gemeinsame Gruppeniden-

¹²⁰ EMAJ steht für Euro-Mediterranean Academy for Young Journalists:
<http://emaj2008.wordpress.com/>

tität, im Sinne von "wir Journalist*innen, die an dem Workshop teilnehmen", die sich in erster Linie über das Interesse am Thema definierte. Nationale Zugehörigkeit rückte gegenüber diesem geteilten Interesse in den Hintergrund. Dadurch, dass in der Gruppe insgesamt fast jede Teilnehmer*in eine andere Muttersprache hatte, wurde auch in den Pausen und abends sehr viel die gemeinsame Workshop-Sprache Englisch¹²¹ gesprochen.

So nimmt bereits die Gruppenzusammensetzung durchaus großen Einfluss auf die inhaltliche Stoßrichtung des Seminars. Interkulturelle Ansätze gehen in der Regel von zwei unterschiedlichen Nationalkulturen aus, zwischen denen Verständigung und Annäherung erreicht werden soll. Durch die Gegenüberstellung im Seminar werden diese Gruppen aber leicht festgeschrieben und Unterschiede gleichzeitig kulturalisiert. Diversity dagegen setzt auf Unterschiedlichkeit – und zwar nicht nur kulturelle Unterschiedlichkeit – als Wert in sich und betont diesen für das gemeinsame Arbeiten. In diesem Sinne kann eine Seminarzusammensetzung mit unterschiedlichen Teilnehmer*innen, die ein gemeinsames inhaltliches Interesse verbindet, einen entsprechenden Rahmen vorgeben, in dem Diversity als Thema bereits durch

¹²¹ Die Arbeitssprache Englisch hat durchaus auch Nachteile. Die Tatsache, dass keine* der Teilnehmer*innen die Muttersprache spricht, schränkt eine schnelle, direkte und präzise Kommunikation ein; bei den gemeinsamen Arbeitsaufträgen fällt es häufig schwer, in der Fremdsprache die richtigen Worte zu finden. Dennoch sehe ich keine bessere Alternative. Die teilweise sehr hitzig geführten Debatten sind auf Englisch immer noch besser zu führen, als mit Übersetzung. Workshops mit Simultan-dolmetscher*in, wie ich es in Georgien und Kirgistan erlebt habe, können auch gut funktionieren, doch ist die Übersetzung zum einen kräftezehrend, zum anderen bleibt sie, noch stärker als die geteilte Lingua Franca, offen für Missverständnisse. Die Qualität der Arbeitssituation hängt dann sehr stark von der Persönlichkeit und den Fähigkeiten der Übersetzer*in ab. Zudem bleibt die Kommunikation auf die Kurszeiten beschränkt. Der informelle Austausch abseits vom offiziellen Kursprogramm, in den Pausen, im Hotel, auf dem Weg zum Kurs, an den Abenden, ist jedoch ebenso wichtig wie der Input im Seminar. Diese Ebene bleibt bei Simultanübersetzung völlig außen vor.

die Gruppe etabliert ist. Eine Parallele dazu besteht in der Leitung der Workshops.

6.4. Workshop-Leitung

Alle Workshops wurden von einem Trainer*innenteam geleitet. Ich arbeitete also jeweils mit erfahrenen Kolleginnen oder Kollegen aus dem Journalismus zusammen. Diese Konstellation hat sich als fruchtbar erwiesen, weil wir dadurch sehr verschiedene Perspektiven in das Seminar einbringen konnten. Während ich die etablierten journalistischen Routinen herausforderte, sorgten meine Kolleg*innen dafür, meine Ansätze jeweils an die konkrete journalistische Arbeitssituation zurückzubinden. Dass wir nicht immer einer Meinung waren, unterschiedliche Gewichtungen legten, uns teilweise in Nuancen durchaus widersprachen, empfanden die Teilnehmer*innen als Gewinn und als Appell, sich selbst einzubringen. Denn dadurch wurde verstärkt deutlich, dass es nicht um klar vorgegebene Lösungen geht, sondern um eine kritische Auseinandersetzung, die niemals abgeschlossen sein kann. Ähnliche Rückmeldungen hatte ich bereits aus Praxis-Seminaren zum ethnologischen Film bekommen, die ich gemeinsam mit meiner Kollegin Andrea Engl leitete. Die Uneinigkeit und die offenen Aushandlungsprozesse dieser "Doppelspitze", so formulierten es die Studierenden, hätten viel dazu beigetragen, Diskussion und immer neue kritische Reflexion zum zentralen Punkt des Seminars zu machen, in dem die Meinungen der Studierenden ebenso viel Gewicht hatten, wie die Anregungen und Fragestellungen der Dozentinnen. In diesem Sinne sehe ich eine gemeinsame Seminarleitung als Diversity befördernd.

Aus Perspektive der Auftraggeber war dieser Aspekt jedoch weniger ausschlaggebend für die Zusammensetzung der Workshopleitung. Mir wurde als Nicht-Journalistin schlicht nicht zugetraut, ein solches

Seminar alleine, oder wie ich es immer wieder angefordert hatte, gemeinsam mit jemandem aus den Kulturwissenschaften zu leiten. Die journalistische Absicherung meiner Arbeit war stets wichtiges Thema. Dies schien aber bei fast allen Auftraggebern die zentrale Überlegung zur Zusammensetzung der Workshopleitung. In allen Workshops habe ich in ausschließlich deutschen Teams gearbeitet, einzige Ausnahme war eine Zusammenarbeit mit einem Belgier. Man mag argumentieren, dass die Workshops schließlich von deutschen Institutionen ausgerichtet wurden. Letztlich liegt es aber vielmehr daran, dass die grundsätzliche Frage, inwiefern die Leitung auch das Thema der Veranstaltung widerspiegelt, nicht reflektiert und schließlich als nicht relevant erachtet wurde. Bei fast allen Anfragen, speziell bei den Workshops zum Thema Entwicklungszusammenarbeit mit osteuropäischen und afrikanischen Teilnehmer*innen, aber auch zu konfliktsensitiver Berichterstattung und bei den Austauschprojekten, habe ich bei der Anfrage deutlich gemacht, dass ich keine Expertin für die Region bin, und nachgefragt, ob mein Part nicht besser von einer Kolleg*in vor Ort ausgefüllt werden solle. Die Reaktionen auf meine Anfragen waren meist eher ausweichend, häufig wurden praktisch-organisatorische Gründe angegeben. Bei dem Thema Entwicklungszusammenarbeit hatte ich konkret nachgehakt, ob im Programm nicht auch Expert*innen für Entwicklungszusammenarbeit aus afrikanischen Ländern vorgesehen seien. Ich wurde daraufhin darum gebeten, doch nicht von vornherein das ganze Konzept in Frage zu stellen. Außerdem seien ja die afrikanischen Teilnehmer*innen diejenigen, die als Expert*innen dafür im Workshop vertreten seien. Es bestand kein Bewusstsein dafür, dass mit einem Seminar zu Entwicklungshilfe, das von einer deutschen Organisation in Brüssel durchgeführt und von einem Belgier und einer Deutschen geleitet wird, eine neo-koloniale Situation reproduziert wird. In einem einzigen Fall wollte der Auftraggeber eine zweite lokale Trainer*in engagieren, konnte aber keine geeignete Person finden. Ich bin sicher, dass das mit etwas mehr Vorlauf durchaus

möglich gewesen wäre. Natürlich war es schwierig genug, über E-Mail und Telefon mit mir unbekanntem Kolleg*innen einen Workshop vorzubereiten. Eine zusätzliche Sprachbarriere hätte dies noch erheblich erschwert. Vorgelagerte Treffen wurde als zu teuer abgelehnt. Solange jedoch solche praktischen Überlegungen im Vordergrund stehen und das Team der Trainer*innen nicht fähig ist oder nicht den Rahmen dafür bekommt, fruchtbar zusammenzuarbeiten, kann dies kaum von den Teilnehmer*innen erwartet werden. Wenn Media Diversity das Thema eines Workshops sein soll, muss es gewährleistet sein, dass sich dies in der Leitung widerspiegeln kann. Freilich löst eine vermeintlich "diversity-gerechte" Zusammenstellung der Dozent*innen nicht alle Probleme. Die Frage, wer wen mit welcher Berechtigung vertritt, muss in jeder Konstellation neu reflektiert werden, ebenso wie die Tatsache, dass in jeder pädagogischen Maßnahme hierarchische Strukturen wirken (Brodin und Mecheril 2007a). Doch ebenso wie es gilt, die Inhalte eines Seminars kritisch auf Media Diversity hin zu befragen, muss dies auch für die Zielgruppe und die Workshopleitung gelten. Sogar das Format des Kurses hat in Bezug auf Diversity unterschiedliche Auswirkungen.

6.5. Format und Formen der Teamarbeit

Die Workshops, an denen ich beteiligt war, hatten zwei grundlegend unterschiedliche Formate. In einem Fall war der Workshop selbst das Herzstück des Projekts. Dabei hatten die Teilnehmer*innen genügend Zeit, um vor Ort gemeinsam in "gemischtkulturellen" Zweier- oder Dreiergruppen an einem journalistischen Stück zu arbeiten. Im anderen Fall kamen die Teilnehmer*innen für einen Kick-off-Workshop von meist fünf Tagen zusammen und besuchten sich im Anschluss gegenseitig für ein oder zwei Wochen in den jeweiligen Redaktionen. Während dieser Austauschphase arbeiteten sie gemeinsam an journalis-

tischen Stücken, die im Idealfall in beiden Heimatmedien veröffentlicht werden sollten. In der reinen Workshop-Version war die Zusammenarbeit während des Workshops allein durch die knappe Zeit sehr eingeschränkt. In den Fünf-Tages-Workshops war es kaum möglich, in zehn- oder zwölftägigen Workshops standen die Chancen deutlich besser¹²². Ein großer Vorteil dieser reinen Workshop-Variante war die Möglichkeit, die gemeinsame Arbeit noch einmal im Plenum und mit der Workshopleitung zu reflektieren. Dies erwies sich als ausgesprochen wichtig, war aber in der Austauschsituation nicht möglich und auch nicht vorgesehen, da hier das Teamwork außerhalb der Workshopsituation in den jeweiligen Redaktionen stattfand. Es stellt sich auch die Frage, inwiefern es für eine Auseinandersetzung mit Media Diversity für den jeweils eigenen Medienkontext wirklich notwendig ist, in einer Austauschsituation die Arbeitsbedingungen in einem anderen Land kennenzulernen¹²³. Einer der größten Nachteile

¹²² Insgesamt waren Print, Online oder Radio deutlich leichter umzusetzen als Fernsehen. Dies lag vor allem an den technischen Erfordernissen der Fernsehproduktion. Hier waren die Teams auf externe Kameraleute und Cutter*innen angewiesen, die die Erfahrungen des Workshops nicht teilten und ihren gängigen Arbeitsroutinen folgten. In Print, Online und Radio konnten die Teilnehmer*innen einfacher und vor allem unabhängig ihre eigenen Beiträge realisieren.

¹²³ Allerdings zeigte sich das "Twinning", das Zusammenstellen der Teams, als äußerst fruchtbarer und relevanter Teil dieser Workshopform. An der Oberfläche zeigten sich die Teilnehmer*innen – in diesem Falle vor allem die Deutschen – als offen und tolerant. Sie schienen neugierig, interessiert an neuen Perspektiven und kulturell sensibel. Als es aber darum ging, sich für ein Land (und eine Partner*in) für den Austausch zu entscheiden, stellte sich die Situation anders dar. Viele der Teilnehmer*innen zeigten Bedenken in bestimmte Länder, wie Jemen, Sudan oder Pakistan zu gehen, wohingegen Ägypten, Syrien oder Libanon damals meist sehr weit oben auf der Liste standen. Gründe dafür wurden teils bestimmten Interessen der deutschen Redaktion zugeschrieben, teils wurde stattdessen verstärktes Interesse für eins der anderen Länder formuliert. In manchen Fällen war die Entscheidung durch ernsthafte Bedenken bezüglich der Arbeitsweise beeinflusst: Aus Überzeugung, dass die Unterschiede im Arbeitsstil – beispielsweise eine vermutete laissez-faire Haltung oder Unzuverlässigkeit von Kameraleuten und Informant*innen – ihre Arbeit einschränken würden, entschieden sich manche der deutschen Teilnehmer*innen vehement für bzw. gegen bestimmte Länder. Häufig wurden Länder auch offen abgelehnt, aus Angst um die eigene Sicherheit, beispielsweise vor Entführungen im Jemen oder vor Terroranschlägen und ähnlichem.

der Austausch-Workshops zeigte sich darin, dass die Trainer*innen keine Möglichkeit hatten, die Teilnehmer*innen während der Austauschphase zu begleiten. Während im Workshop alle aufgeschlossen und interessiert waren, kamen teilweise erst in der Situation des Austauschs Probleme in der Zusammenarbeit auf. Hier waren die einzelnen Journalist*innen jedoch auf sich gestellt, ohne entsprechendes Feedback von der Gruppe oder den Trainer*innen zu bekommen. Zudem ist das gemeinsame Arbeiten in der Redaktion sofort in eben jene journalistische Routinen und Zwänge des Arbeitsalltags eingebunden, die Media Diversity doch herausfordern will. Die Workshop-Variante, die entsprechend viel Zeit während des Seminars vorsieht und auf den Austausch in den Redaktionen verzichtet, öffnet dagegen eher den Freiraum, in dem es möglich wird, gemeinsam Diversity als Theorie zu denken und konkrete Alternativen in der Berichterstattung auszuprobieren. Diese später im eigenen Arbeitsalltag umzusetzen ist Herausforderung genug. Nach wenigen Tagen inhaltlicher Auseinandersetzung alternative Berichterstattung gemeinsam in der Austauschsituation durchzusetzen, ist dagegen kaum zu erwarten. Zudem suggeriert die Austauschsituation, dass Kultur das entscheidende Moment ist, in dem sich die Problematik bündeln ließe. Der breite Ansatz von Media Diversity braucht nicht die Erfahrung mit einer "anderen Kultur", sondern eine kritische Haltung zu Repräsentation im Allgemeinen und zu Repräsentation von Vielfalt im Besonderen. Genau dies sollte im Herzstück der Workshops, der gemeinsamen journalistischen Arbeit, in der Gruppe ausgehandelt werden.

Häufig wurden die Einschätzungen und ggf. Warnungen des Auswärtigen Amtes hinzugezogen, aber oft zeigten die Teilnehmer*innen einfach eine allgemeine Besorgnis in Bezug auf ein bestimmtes Land. Während des sehr zeitaufwändigen und manchmal auch anstrengenden Twinning-Prozesses traten einige sehr tiefgreifende Überzeugungen zutage, was der Gruppe die Gelegenheit gab, genau darüber zu diskutieren. In dieser Hinsicht gaben die Projekte mit Austausch deutlich mehr Anlass zu Diskussionen und tiefere Einsichten in die eigenen Perspektiven.

Die praktische Arbeit war also in allen Workshops ein zentraler Aspekt. Dennoch führte die unterschiedliche Ausgestaltung der Aufgaben zu ganz unterschiedlichen Erfahrungen. In einigen Workshops waren die Teilnehmer*innen aufgefordert, in Teams ein Thema zu recherchieren, dann aber individuelle Artikel oder Beiträge daraus zu machen. Diese wurden anschließend in der ganzen Gruppe diskutiert. In anderen Workshops war Team-Produktion die Aufgabe: ein gemeinsames Produkt zu erstellen, auf das sich die Teampartner*innen einigen mussten. Darüber hinaus gab es Unterschiede hinsichtlich der Publikation dieser Beiträge. Während in manchen Workshops das Experiment im Vordergrund stand, sollten die Teilnehmer*innen in anderen Workshops publikationswürdige Ergebnisse präsentieren.

Bei der Team-Recherche war die gemeinsame Arbeitsphase auf die Vorarbeit beschränkt. Anders als die Team-Produzent*innen machten sie also nicht die Erfahrung gemeinsam eine Form der Umsetzung, die Auswahl eines Blickwinkels und Begrifflichkeiten aushandeln und sich auf ein Endprodukt einigen zu müssen, hinter dem beide Teampartner*innen stehen können. Allerdings waren zwei Stücke, die auf der gleichen Recherche basierten, bestens dazu geeignet, Unterschiede in Perspektive und Herangehensweise zu verdeutlichen und für die gesamte Gruppe transparent zu machen. Dies führte zu intensiven Diskussionen und mitunter zu harter Kritik aus der Gruppe. Einige Teilnehmer*innen hatten betont, dass diese Erfahrung für sie sehr prägend war. Zwei Beispiele können das illustrieren. Ein deutscher Journalist hatte gemeinsam mit einem ägyptischen Kollegen dazu recherchiert, wie junge Paare sich in Kairo in der Öffentlichkeit bewegen, welche Freiräume sie haben und welche gesellschaftlichen Einschränkungen sie erleben. In der ersten Fassung seines Artikels schrieb der deutsche Journalist über ein junges Paar, dass Ahmed in seiner Lederjacke weniger traditionell aussähe als Laila mit ihrem Kopftuch. In der späteren Diskussion im Plenum, entzündete sich an dieser Formulierung eine heftige Diskussion, in der die Verknüpfung von "Kopftuch"

und "traditionell" als unzutreffend und klischeehaft kritisiert wurde. Eine ähnliche Situation ergab sich in einem anderen Workshop anhand eines Artikels über Wasser im Nahen Osten und die Begrifflichkeiten für bestimmte Gebiete. Ein Israeli und ein Österreicher hatten gemeinsam den Text verfasst und mit großer Selbstverständlichkeit von "Israel" gesprochen. Die beiden palästinensischen Teilnehmerinnen forderten vehement ein, "Palästina" oder "besetzte Gebiete" zu schreiben. Die Beispiele mögen banal klingen, doch hinter dem vermeintlichen Streit um Worte geht es um tief verankerte Vorstellungen und Konnotationen, die hier mittransportiert werden. Von vielen Teilnehmer*innen bekamen wir Rückmeldung wie fruchtbar diese Kritik der eigenen Texte für sie gewesen sei. Die anschließenden inhaltlichen Diskussionen zogen sich oft durch die folgenden Tage.

Team-Recherche zeigte sich als deutlich weniger zeit- und energieaufwändig als Team-Produktion. Dadurch, dass aber jede*r an einem eigenen Stück arbeitete, waren die Teilnehmer*innen auch weniger herausgefordert, ihre Arbeitsroutinen zu hinterfragen und mussten nur in der Abschlussdiskussion im Plenum ihren fertigen Text verteidigen. Die intensive Auseinandersetzung und Aushandlung, die die Team-Produktion so fruchtbar macht, fehlte hier. Wenn man an einem gemeinsamen Stück arbeitet, können die eigenen Vorannahmen und unhinterfragten Arbeitsroutinen plötzlich heftig herausgefordert werden. Man muss sich selbst positionieren und eine gemeinsame Position aushandeln. Dadurch kann einerseits ein intensiver Prozess der Auseinandersetzung angestoßen werden, gleichzeitig kann es aber auch irritierend oder verstörend sein, vor allem dann, wenn die Teilnehmer*innen mit ihrer Erfahrung alleine sind, wie das z. B. in der Austauschsituation der Fall ist. Häufig sind erst hier Schwierigkeiten aufgetreten, die während des Workshops in der Theoriediskussion gar nicht zum Tragen gekommen waren. Ein zweistufiger Prozess, zuerst gemeinsame Recherche und getrennte Stücke, danach eine Weiterführung des gleichen Themas als gemeinsamer Text, könnte die negativen

Aspekte minimieren und das Potenzial beider Ansätze voll ausschöpfen.

Neben der Unterscheidung zwischen Team-Recherche und Team-Produktion hat auch die Frage, ob die im Workshop erstellten Beiträge veröffentlicht werden oder eher Experimentcharakter behalten sollen, große Auswirkungen auf die Arbeitssituation. Die Herausforderung ist es, neue kreative Formen oder Themen zu entwickeln, die kritisch über etablierte Sichtweisen hinausgehen, das vermeintlich Selbstverständliche hinterfragen – und gleichzeitig die Grundsätze professionellen Journalismus erfüllen. Dabei kann sich ein gewisser Publikationsdruck durchaus positiv auswirken, diese Herausforderung anzunehmen. Für die Redaktionen ist es ein Anreiz, sich überhaupt an solchen Seminaren zu beteiligen, weil der Publikationsdruck ein Produkt garantiert und damit den Ausfall der jeweiligen Mitarbeiter*innen kompensiert bzw. im Falle des Austauschs den Aufwand entschädigt, für eine Woche eine Gastjournalist*in einzubinden. Andererseits habe ich auch erlebt, dass eine solche Erwartung für die Teilnehmer*innen negativen Druck aufbauen kann, der Mut und Kreativität einschränkt. Vor allem für Freiberufler*innen besteht enormer Druck, etwas zu produzieren, das nicht nur publiziert werden soll, sondern auf jeden Fall von der Redaktion akzeptiert wird. Andernfalls verlieren sie effektiv Arbeitszeit und damit Geld, was rückwirkend den ganzen Workshop diskreditieren kann. So kann die Erwartung, ein Stück zu produzieren, das veröffentlicht wird, den Zielen des Workshops völlig entgegenwirken. Wenn man nun andererseits das Teamwork von Anfang an als reines Experiment ansetzt, das ein Maximum an Freiheit, Kreativität und mutiger Innovation erlaubt, kann das auch zu einem Minimum an Motivation führen. Eine solche Aufgabenstellung wurde oft als weit hergeholt und jenseits der journalistischen Realität abgelehnt und findet kaum Unterstützung durch die beteiligten Redaktionen. Um hier eine gute Balance zu erreichen und in so kurzer Zeit produktiv zu werden,

ist es meiner Erfahrung nach entscheidend, dass die Teilnehmer*innen eine klare Aufgabenstellung mit präzisen und ergebnisorientierten Richtlinien und ggf. auch thematischen Vorgaben bekommen. Diese klaren Richtlinien sollten bereits in der Projektbeschreibung und dem Call for Participants deutlich sein. Eine Aufgabenstellung für das Teamwork, die zum Beispiel darin besteht, experimentelle Beiträge unter einem größeren Thema wie beispielweise "Umweltschutz" oder "Menschenrechte" zu machen, gibt den Teilnehmer*innen und den Redaktionen klar vor, unter welchen Bedingungen sie teilnehmen und erleichtert so für beide Seiten die Teilnahme an einem solchen Workshop.

6.6. Inhaltliche Ausrichtung

Obwohl ich in meinen Exposé s explizit die Rolle von Journalist*innen, journalistische Ethik und Verantwortung sowie die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Repräsentation in den Vordergrund stelle, gab es in allen Fällen eine Nachfrage nach dem Thema "Kultur", im Sinne der Interkulturellen Kommunikation (Hall 1969, Hofstede 2004 [1980]; Hofstede und Hofstede 2009). Gleichzeitig sollte in fast allen Workshops auch professionelles journalistisches Handwerk vermittelt werden. Ich lese aus dem Wunsch, das eigentliche Thema – Sensibilität für (kulturelle) Vielfalt – an die journalistische Praxis oder das Handwerk anzuknüpfen, zum einen, dass Media Diversity (noch) nicht für sich stehen kann oder soll, zum anderen, dass – vor allem bezogen auf die arabischen Teilnehmer*innen – Nachholbedarf an journalistischen Techniken gesehen wird.

Meines Erachtens geht es in solchen Workshops am Ziel vorbei, etablierte journalistische Fertigkeiten wie Recherche, journalistische Formen oder den Aufbau von Artikeln zu vermitteln. In den meisten Fällen hatten die deutschen oder europäischen Teilnehmer*innen das

Gefühl, Zeit mit journalistischen Basics zu verlieren, die bereits ihre Ausbildung bestimmt haben und nun Teil ihrer täglichen Arbeitsroutinen sind. Für die arabischen Teilnehmer*innen dagegen schien der journalistische Input, wie beispielsweise die klare Abgrenzung zwischen Nachricht, Bericht, Kommentar, Reportage oder Feature, nicht relevant, da er aus einer klar europäischen, wenn nicht deutschen Perspektive kam, und nur am Rande die Arbeitsroutinen und Strukturen der arabischen Redaktionen berührte. Stattdessen würde ich die Teilnehmer*innen solcher Workshops als gut ausgebildete Journalist*innen sehen, die in ihren jeweiligen Medienumgebungen professionell arbeiten. Input zu etablierten journalistischen Techniken sehe ich nur dann als hilfreich, wenn es darum geht, diese entsprechend der Inhalte zu Media Diversity kritisch aufzubrechen und Sensibilität zu vermitteln für strukturelle Schief lagen, die in diesen Techniken verankert sind. Insgesamt muss es vielmehr darum gehen, Bewusstsein für die eigene Machtposition, die eigenen Perspektiven und die Konsequenzen von Kulturalisierung als *zusätzliche* journalistische Fähigkeiten zu vermitteln, die bisher nicht Teil der journalistischen Standardausbildung sind.

"Kultur" war ein großes Thema in allen Workshops, die ich geleitet habe. Da sie Journalist*innen aus unterschiedlichen kulturellen Hintergründen zusammenbringen, um gemeinsames Arbeiten und gegenseitiges Verständnis zu ermöglichen, sind sie in gewisser Weise bereits als interkulturelles Training konzipiert und angekündigt. Daher sind Kultur, Stereotyp und Vorurteil Themen, die erwartet werden. In meinen Workshops habe ich diese Themen aufgegriffen – teilweise weil sie von den Auftraggebern vorgegeben waren, teilweise weil ich sie, vor allem aufgrund der beschriebenen Kommunikationslücken zu weiterführenden Themen und Media Diversity Konzepten, selbst in meine Exposé s aufgenommen habe. Rückblickend würde ich versuchen, es anders zu machen. Kultur wird häufig als das große Erklä-

runngsmoment gesehen, so als ließe sich jedes Problem lösen, wenn nur ein Verständnis für kulturelle Unterschiede gegeben wäre.

Die meisten Teilnehmer*innen sind sich dieser Unterschiede jedoch bewusst, sie denken darüber nach und sind offen dafür. Weil dieses Vorwissen besteht, wurde theoretischer Input zu Kultur häufig nicht gut aufgenommen oder sogar offen abgelehnt. Es hat sich allerdings auch gezeigt, dass dieses Wissen meist nur sehr oberflächlich ist. Oft kamen erst nach einigen Tagen, teilweise außerhalb der konkreten Workshopsituation, beispielsweise beim Mittagessen oder während eines gemeinsamen Ausflugs, teilweise aber auch beim gemeinsamen Arbeiten, durchaus konfliktreiche Auseinandersetzungen auf, die sich an hartnäckigen und emotional aufgeladenen Gewissheiten entzündet hatten. Vor allem wenn dies erst während der Austauschphase aufkam, waren die Teilnehmer*innen dann aber allein damit. In Kombination mit dem Druck, ein Stück zu produzieren, das zur Veröffentlichung geeignet ist, war es für die Teilnehmer*innen teilweise nicht möglich, die guten Erfahrungen aus dem Workshop in die reale Situation außerhalb zu übersetzen.

In einer konkreten Situation war eine ägyptische Journalistin bei einer Freiberuflerin des WDR zu Gast. Geplant war, dass sie in einer Woche gemeinsam TV-Stücke erarbeiten, die beide in ihren Heimatredaktionen senden können. Die deutsch-migrantische Journalistin, die beim Integrationsprogramm Cosmo TV arbeitete, schilderte mir die Zusammenarbeit im Nachgang als ausgesprochen schwierig. Die journalistischen Stile seien ebenso aneinander vorbeigegangen wie die Themenwahl, die Zeit sei viel zu knapp bemessen gewesen, die Absprachen nicht genau genug, der Ansatz für die deutschen Redaktionen nicht umzusetzen. Hinzu kam aber auch eine ganz persönliche sehr enttäuschende Erfahrung. Die ägyptische Journalistin hätte ihr als deutscher Partnerin nicht vertraut. Stattdessen hätte sie alle zu ihren persönlichen Assistenten machen wollen, ihr Tonfall und ihr Umgang mit Kameraleuten und Technikern sei unverschämt gewesen, ihr Auf-

treten anmaßend, sie hätte sich nicht auf die deutschen Produktionsbedingungen eingelassen und versucht ihre eigenen Interessen durchzudrücken. Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, eine gute Gastgeberin zu sein, als Freiberuflerin aber gleichzeitig unter enormen Produktionsdruck, versuchte die deutsche Journalistin, alles mit viel Geduld unter einen Hut zu bringen. Insgesamt sind die beiden aber nach einer aufreibenden Woche nicht im Guten auseinandergegangen. Unser Telefonat fand relativ kurz danach statt. Es war geprägt von Enttäuschung und Frustration. Die Zeit hatte sie Nerven gekostet, sie hatte durch das Auftreten ihrer ägyptischen Kollegin ihre eigenen guten Kontakte aufs Spiel gesetzt, als Freiberuflerin hatte sie durch die gescheiterte Zusammenarbeit Honorarausfälle. Die Gründe für dieses Scheitern sind sicher vielschichtig und haben sich vermutlich gegenseitig verstärkt. Eine klarere Aufgabenstellung, die den Rückhalt der Redaktion gehabt hätte, hätte sowohl den Zeitmangel gut ausgleichen können, als auch das Ringen um ein Thema aufgehoben. Die Abhängigkeit von Dritten, die vor allem durch das Medium TV gegeben ist, wäre bei einer Recherche für einen Artikel weitgehend weggefallen. Die persönlichen zwischenmenschlichen Schwierigkeiten wären dadurch, und auch durch einen klareren Rahmen sicher weniger zum Tragen gekommen. Ich bezweifle aber, dass eine bessere Vorbereitung zu "Kultur" im Workshop wirklich einen Unterschied gemacht hätte, obwohl in diesem Konflikt zweifellos unterschiedliche Arbeitskulturen eine Rolle gespielt haben. Ich denke, Kultur ist als Thema auf jeden Fall relevant, aber es muss auf andere Weise und in anderer Form eingebracht werden. Statt Kultur als Erklärmoment für zwischenmenschliche Begegnungen zu begreifen, wie es die Interkulturelle Kommunikation mit dem Ansatz der Sensibilisierung für bestimmte national-kulturelle Settings vorschlägt, versuche ich, gegen ein Verständnis von Kultur als Differenzmarker zu arbeiten. Vielmehr geht es mir darum mit den Teilnehmer*innen Bewusstsein für ihre eigenen Perspektiven zu schaffen, für die Konsequenzen von Kulturalisierung

und für die Beziehungen zwischen Wahrnehmung und Repräsentation in globalisierten Medienwelten. Dafür thematisiere ich ausgiebig die Rolle von Journalismus, ethische Dimensionen von Repräsentationen und journalistische Verantwortung.

Ein Modul der Workshops besteht daher in der Analyse konkreter Medienbeispiele in Bezug auf unterschwellige Vorannahmen, Stereotypisierung, diskriminierende Inhalte oder Tonfall. Dieser Ansatz wird auch vom Diversity Toolkit der European Union Agency for Fundamental Rights empfohlen (FRA 2007). Die kostenlose Hardcopy Version des Toolkits stellt dafür Beispiele verschiedener europäischer Rundfunkanstalten auf DVD bereit. Bei der Analyse solcher Beispiele mit den Teilnehmer*innen hat sich Folgendes gezeigt: Offen oder extrem rassistische Beispiele wurden leicht erkannt, subtilere Aspekte wurden dagegen entweder nicht wahrgenommen oder nicht als problematisch akzeptiert. Häufig wurden die Beispiele einfach als schlechter Journalismus abgetan und damit zurückgewiesen. Das hebt freilich jede weitere Diskussion aus. Es ist natürlich richtig, dass Vereinfachungen oder Generalisierungen wie in dem folgenden Zitat aus einem Stern Artikel, den ich in einem Workshop als Analysebeispiel herangezogen hatte, schlechter Journalismus sind:

Die islamische Welt hat es sich im Verschwörungsglauben bequem gemacht. Weder die Regierungen noch die einfachen Leute haben der Agenda von al Qaeda viel entgegen zu setzen, sie teilen schließlich deren Ideologie von den neuen Kreuzzüglern, die den Islam vernichten und die Muslime unterjochen wollen. (Reuter 2007:44)

Beispiele dieser Art sind aber leider auch sehr verbreitet und genau deshalb ist es notwendig, im Rahmen eines solchen Workshops darüber zu sprechen. Zu dieser Form der pauschalen Ablehnung von Medienkritik kommt, dass die Arbeitsroutinen teilweise so interna-

lisiert und selbstverständlich sind, dass es kaum denkbar scheint, diese in Frage zu stellen. In einem Workshop kam die Frage nach der Verwendung von Archivmaterial oder symbolischen Bildern auf, zur Illustration von... Von was? Fakten? Ideen? Annahmen? Es war nicht schwierig, sich in der Workshopgruppe darüber einig zu werden, dass es keine "unschuldigen" Bilder gibt, dass jedes Bild Bedeutung trägt. Diese Erkenntnis stellte aber noch nicht die Arbeitsroutinen bezüglich der Verwendung von Archivmaterial zur bildlichen Unterfütterung des Kommentars in Frage. In dem betreffenden Beispiel ging es um einen medienkritischen Beitrag der BBC 2 Newsnight von 2006 (FRA 2007: Kapitel 2.1.), in dem die Berichterstattung über die angebliche Entführung eines jungen Mädchens nach Pakistan diskutiert wird. Die zwölfjährige Molly lebte mit ihrer Mutter und dem pakistanischen Vater in Schottland. Nach der Scheidung wurde sie angeblich von ihrem Vater nach Pakistan entführt. Der Fall ging durch die Medien, es war die Rede von Zwangsheirat. Kurz darauf wurde deutlich, dass das Mädchen freiwillig mit ihrem Vater und ihrer Schwester nach Pakistan gegangen war und ihren muslimischen Namen Misbah angenommen hatte. Der Bericht rollt zwar auf, dass die Medien hier bestehenden Vorurteilen aufgefressen waren, jedoch greift der Beitrag selbst auf problematische Wortwahl und Bilder zurück. Im Kommentar heißt es: "The fear that children might be forced into arranged marriages is at the heart of many of the growing cases involving domestic disputes between this country and Pakistan." Zu dieser Aussage werden Archiv- oder Symbolbilder gezeigt, zuerst eine Straßenszene, das Bild ausgefüllt mit durcheinander laufenden, teils bärtigen Männern in weißen Gewändern, einer mit einem Paket auf dem Kopf, einer mit einem großen Sack auf der Schulter. In der nächsten Szene sind einige verschleierte Frauen in der Menge zu sehen. Danach folgt eine relativ leere Gasse mit aufgerissenen Boden und verfallenen Hauswänden, einige Jungen laufen vorbei, im mittleren Teil des Bildes stehen zwei Männer, ebenfalls im weißen Gewand.

Die Diskussion im Workshop drehte sich um die Frage, was diese Bilder aussagen, welche Bedeutung sie tragen, welche Assoziationen sie wecken, und wieso diese Bilder hier eingesetzt werden. Die breit geteilte Meinung im Seminar war folgende: Natürlich müsse man Archivbilder verwenden, was solle man denn sonst tun. Auch wenn anhand der Beiträge, die während des Workshops in Team-Recherche oder Team-Produktion entstanden waren, teilweise interessante und fruchtbare Diskussionen aufkamen, haben viele Teilnehmer*innen kritische Medienanalyse insgesamt häufig persönlich genommen, als grundsätzliche Kritik am Beruf von Journalist*innen verstanden und daher pauschal zurückgewiesen.

Um eine gemeinsame Grundlage für kritische Medienanalyse zu legen, gehören meines Erachtens auch strukturelle Diskriminierung und Rassismus auf die Agenda. Dies ist jedoch vor allem deshalb schwierig, weil viele Menschen auch auf diese Themen, vor allem auf Rassismus, sehr defensiv reagieren, sich schnell angegriffen fühlen und wenig bereit sind auch subtile Formen von Rassismus als solchen anzuerkennen. Der Literaturwissenschaftler Teun van Dijk (1993:180) weist darauf hin, dass Mitglieder von Elitegruppen unter Rassismus nur offenen rechten Rassismus verstehen, sich selbst aber als frei davon ansehen. Susan Arndt beschreibt dieses Phänomen als Traktabilität und spricht ebenfalls davon, dass dies nur verschleierte, dass Rassismus keine vereinzelte Randerscheinung ist (Arndt 2005). In meinen Workshops war Rassismus bisher kein explizites Thema – es war nicht gefordert worden und ich habe mich nicht ausreichend dafür eingesetzt, es einzubringen. Wenn ich jedoch einen Vorstoß in Richtung Rassismus oder institutioneller Diskriminierung gemacht habe, kamen darauf kaum Reaktionen. Wenn es nicht direkt abgelehnt wurde, so kamen Antworten wie "ja, das mag es geben, aber..." – nach dem Motto: Das kann man entweder nicht ändern, oder es ist nicht an uns etwas zu tun. Ähnliche Reaktionen kamen von vielen der Teilneh-

mer*innen. In einer Diskussion um Perspektivität und die Schwierigkeit der stets wiederkehrenden Bilder und Stereotype der Medien, reichte einer der Teilnehmer die Verantwortung an die Leser*innen weiter, mit dem Argument, dass es schließlich ein ausreichendes Angebot an unterschiedlichen Medien gäbe, und es die Schuld der Leser oder Zuschauer sei, wenn sie sich nicht die Informationen beschaffen würden, die sie brauchten. Strukturellen Rassismus in den Medien könne er nicht erkennen. Eine solche Abwehrhaltung der Teilnehmer*innen gegenüber diesem Thema ist meiner Meinung nach ein Zeichen für die Notwendigkeit, genau darüber zu sprechen. Ein stärkerer Fokus auf Rassismus könnte den Dimensionen von strukturellen Diskriminierungen und Machtbeziehungen besser gerecht werden (vgl. auch Bildungszentrum Bürgermedien 2006).

6.7. Institutionalisierung und Nachhaltigkeit

Wie bei jeder Initiative können auch einzelne Workshops als positiver Beitrag zum Thema gesehen werden. Jede*r Teilnehmer*in hat das Potenzial, die Erfahrungen in die eigene Arbeitsumgebung zu übertragen und als Multiplikator*in zu wirken. Dennoch können solche Workshops ohne Institutionalisierung und regelmäßige Wiederholungen, die auf die bisherigen Erfahrungen aufbauen und diese theoretisch und praktisch weiterentwickeln, kaum nachhaltig wirken. Institutioneller und finanzieller Rückhalt durch die Redaktion ist auch deshalb notwendig, weil ein kommerzielles Fortbildungsangebot, das einzelne Journalist*innen aus eigener Tasche bezahlen müssen, aus Kostengründen und aufgrund der Länge kaum gebucht würde. Die Erfahrung der ARD.ZDF Medienakademie zeigt, dass Journalist*innen maximal ein bis zwei Fortbildungen pro Jahr besuchen und sich dabei häufig für Angebote entscheiden, die vermeintlich näher an ihrem konkreten Arbeitsalltag sind, wie beispielsweise Recherche- oder Interviewtech-

niken. Wenn ein zweitägiges Diversity-Seminar schon kaum nachgefragt wird, wird umso deutlicher, dass Workshops wie diejenigen, die ich hier diskutiere, nicht nur auf institutionelle Unterstützung angewiesen sind, wie dies mit der Deutschen Welle Akademie und dem Goethe Institut der Fall ist, sondern dass sie unbedingt auch den Rückhalt der Redaktionen brauchen.

Eine sehr interessante und vor allem erfolgreiche Form von Nachhaltigkeit möchte ich anhand des oben bereits angesprochenen Workshops EMAJ 2008 vorstellen:

Im Mai 2008 wurden 18 junge Journalist*innen zu einem Workshop mit dem Titel "EMAJ Euro-Mediterranean Academy for Young Journalists" vom Goethe Institut nach Amman, Jordanien eingeladen. Die Teilnehmer*innen wurden nach ihrem beruflichen Profil, ihrer Motivation und anhand von Arbeitsproben ausgewählt, neun aus EU-Staaten, neun aus den Mittelmeerländern des Barcelona Prozesses (Algerien, Ägypten, Israel, Jordanien, Libanon, Marokko, Palästinensische Autonomiegebiete, Syrien, Tunesien, Türkei). Der Workshop hatte zum Ziel, in zwölf Kurstagen kritische Berichterstattung in internationalen Kontexten und interkulturelle Verständigung zu fördern sowie kulturelle Sensibilität als Schlüsselqualifikation für Journalist*innen zu vertiefen. Der Workshop selbst war ein Folgeprojekt des Euro-Mediterranen Jugendparlaments 2007 in Berlin und wurde von ehemaligen Teilnehmer*innen initiiert und mit Unterstützung des Goethe Instituts durchgeführt.

Die Diskussionen, die wir im Workshop anstießen, waren von Anfang an heiß, an manchen Punkten durchaus explosiv. Gleichzeitig verbrachten die Teilnehmer*innen eine sehr intensive und produktive Zeit

miteinander. Zwei Wochen nach dem Workshop schickte einer der Teilnehmer eine E-Mail über die Mailingliste¹²⁴:

Dear Everyone

Hope you have a nice Sunday... if you are in Europe I will say have a nice weekend..and if you are in the Arab world like me then have a nice start for your week.. and this is one cultural difference we didn't realize when we were in Amman. I have story that I wanted to share with you coz it made me feel how I miss all of you.

Last Monday I was invited to an intercultural dialogue with students and professors from American universities in the Fulbright commission in Egypt (the commission is responsible for cultural exchange between Egypt and USA).

(...) Everyone including me was very enthusiastic and friendly and we kept talking about differences between Egypt and United states.. Misperceptions and similarities...we had a very friendly coffee break then we kept talking.. I discovered they were in Egypt since three weeks and they wanted to build long term relationships with us coz they are learning Arabic language.

At the end of the meeting the organizers in Fulbright told us that we are encouraged to exchange facebook accounts to continue communication with our American friends!!.

At this point exactly I felt that the whole meeting was totally crazy !! .. I looked around me in everyone's face.. I felt that those people were really friendly and they like my country .. but this is not enough to make them my friends.

And at this point too .. I remembered EMAJ and I remembered all of you ..i remembered our funny activities in the hotel [seminar] room with Bjorne and Julia and I felt that how different our relationship is ..and I said to myself "I like

¹²⁴ Umgangssprachliches Englisch, Fehler in Rechtschreibung und Interpunktion im Original.

those American visitors but they are not my friends" .. "I didn't stay with them in the same room ..we didn't share a meal .. we didn't go out for shopping ..we didn't climb a mountain together ..we didn't swim in salty water or muddy shit ☺ ..we didn't work together so why I am supposed to consider them friends.

(...) when I went out I looked at the building and I smiled .. there was a loud voice coming from inside my mind saying "EMAAAAAAAAAJ .. EMAAAAAAAAAJ".

Auf diese E-Mail hin wurden einige recht emotionale Antworten mit dem gleichen Tenor über den Verteiler geschickt, später gab es Anfragen nach Unterstützung bei Recherchen, es wurden Meinungen zu aktuellen Themen ausgetauscht, gegenseitige Interviews für Artikel oder Blogs vereinbart, Hintergrundinformationen aus erster Hand aus den jeweiligen Ländern des Netzwerks getauscht, Tipps zu weiteren Workshops oder internationalen Events zu ähnlichen Themen weitergegeben. Selbst jetzt, über vier Jahre nach der Veranstaltung und nach der erfolgreichen Umsetzung von zwei Follow-up-Workshops durch einige der Ehemaligen, 2009 in Amsterdam und 2012 in Alexandria, ist das Netzwerk noch immer sehr aktiv. Davon zeugt nicht zuletzt die Online-Publikation des "EMAJ Magazine", getragen von einem Netzwerk junger Journalist*innen aus dem Nahen Osten, Nordafrika und der EU, das unter dem Motto "Report news, not prejudice, from both sides of the Mediterranean"¹²⁵ die ursprünglichen Ziele weiterverfolgt und sich für eine entsprechende Berichterstattung einsetzt. EMAJ hat sich inzwischen als transnationales Projekt mit Multiplikatorenwirkung und aktiven Netzwerken auf Augenhöhe etabliert.

Dieses Modell der Nachhaltigkeit funktioniert freilich nur mit starkem institutionellem Rückhalt, in diesem Fall durch das Goethe Institut, und mit sehr motivierten und engagierten Teilnehmer*innen. Doch

¹²⁵ www.emajmagazine.com

hinsichtlich der Wirkung und Nachhaltigkeit war das Projekt ausgesprochen erfolgreich. EMAJ war nicht nur eine fruchtbare Erfahrung, es wurde zum "Baby" einiger Teilnehmer*innen. Sie arbeiteten fast anderthalb Jahre daran, das erste Folgeprojekt zu stemmen. Mit ihren Erfahrungen passten sie Form und Inhalte des Seminars neu an, doch der Geist von EMAJ 2008 hat sich erhalten. Ein so ambitioniertes Projekt ist vielleicht zu viel verlangt. Man kann nicht davon ausgehen oder erwarten, dass die Teilnehmer*innen sich mit so viel Enthusiasmus in eine Weiterführung einbringen. Wenn eine solche Erwartung von Anfang an bestanden hätte, hätte das die Teilnehmer*innen möglicherweise überfordert und aufgrund der großen Verantwortung Organisationen abgeschreckt, die sonst kooperiert hätten. Doch das Angebot des Goethe Instituts, ein Folgeseminar zu unterstützen, war die Voraussetzung für die Teilnehmer*innen, überhaupt darüber nachzudenken und sich dafür einzusetzen. Ehemalige Teilnehmer*innen in das nächste Projekt einzubeziehen, ist nicht nur in Bezug auf die Inhalte sinnvoll, denn sie können ihre eigenen Erfahrungen einbringen und es ist motivierend sie weitergeben zu können. Es ist auch in Bezug auf Nachhaltigkeit sinnvoll. Aufgrund der E-Mail-Kontakte, die ich seit fast vier Jahren lose verfolge, bin ich überzeugt, dass zumindest für einige der Teilnehmer*innen der EMAJ Spirit ihren Arbeitsalltag als Journalist*innen nachhaltig geprägt hat: transnationale Arbeitsbeziehungen auf Augenhöhe, die kritischen Austausch ermöglichen, statt die immer wiederkehrenden Bilder des vermeintlich "Anderen" zu reproduzieren. Mit der Weiterführung von Workshops, der Aufnahme weiterer Mitglieder ins EMAJ-Netzwerk und durch die Online-Publikation des EMAJ-Magazines löst sich hier Media Diversity in mehrerer Hinsicht ein, nicht zuletzt im Sinne eines weiteren relevanten Medienangebots.

6.8. Zwischenfazit

Austauschworkshops wie die hier beschriebenen sehe ich als durchaus sinnvollen Baustein zur Bewusstseinsbildung für Media Diversity und sensible Berichterstattung. Solange allerdings diese Workshops als Ausnahmeerscheinung auftreten, von den Redaktionen ohne große Überzeugung oder Begeisterung nur widerwillig mitgetragen werden und abhängig bleiben von den jeweiligen EU-Ausschreibungen und anderen Finanzierungsmöglichkeiten, haben sie es schwer, ihre Wirkung zu entfalten. Selbst wenn einzelne Journalist*innen daraus wertvolle Anregungen für ihre eigene Arbeit mitnehmen, können sie damit in ihrem beruflichen Alltagsgeschäft schnell an Grenzen stoßen. Ähnlich wie beim Seminar Bildkorrekturen von DJS und IfKW fehlt der Boden dafür, dass diese einzelnen Angebote wirklich aufgehen können. Um eine größere Akzeptanz und positivere Ergebnisse für die Teilnehmer*innen ebenso wie für die beteiligten Redaktionen zu erreichen, könnten sich die oben skizzierten Erfahrungen bei der Konzeption und Umsetzung solcher Seminare als hilfreich erweisen. So bestimmt bereits die Zusammensetzung der Gruppe mit darüber, inwiefern Kulturalisierung Vorschub geleistet wird oder eine Öffnung in Richtung Diversity möglich wird. Die Gratwanderung zwischen einem Ernstnehmen und Einbeziehen von unterschiedlichen Hintergründen und Erfahrungen und der Festschreibung von Differenz ist dabei ein wichtiges Thema. Gerade hier habe ich oft erlebt, dass auch unter den Trainer*innen gegenläufige Tendenzen vorherrschten, die sich an dieser Stelle jedoch nicht als fruchtbar, sondern als kontraproduktiv erwiesen. Nicht nur dafür wäre eine bessere theoretische Auseinandersetzung zwischen den Trainer*innen von Vorteil. Um für die Teilnehmer*innen, speziell für die freiberuflichen, möglichst viel journalistischen Output zu gewährleisten, könnte eine Kombination aus Team-Recherche und Team-Produktion sinnvoll sein, die mehrere Stücke garantiert, und so auch die jeweiligen Vor- und Nachteile von

Experiment und Publikation optimal ausgleicht. Dazu gehört auch eine klare Definition der erwarteten Ergebnisse im Vorfeld, denn davon profitieren auch die Redaktionen, was wiederum den Druck auf die Teilnehmer*innen verringert. Insgesamt müssten die Projekte in nachhaltigere Strukturen eingebunden werden. Das Beispiel EMAJ hat gezeigt, wie produktiv ein solches Projekt weiterwirken kann, wenn die Rahmenbedingungen gegeben sind. Um wirklich tragfähige berufliche Beziehungen und Netzwerke zu bilden – Schlagworte in jeder Projektausschreibung –, sind fünf Tage Workshop ohne jegliche Weiterführung nicht ausreichend. Diese Zeit reicht kaum, um so viel inhaltliche Basis und Vertrauen aufzubauen, dass eine weitere Zusammenarbeit überhaupt denkbar wird. Um das produktive Potenzial eines Workshops weiterzuführen, sind aber auch Strukturen notwendig, die diese Energie aufnehmen und weiter fördern können. Eine stärkere Vernetzung und Zusammenführung von bestehenden Initiativen und Erfahrungen ist dazu notwendig, sowohl auf institutioneller Ebene als auch unter den Projektverantwortlichen sowie den Dozent*innen und Trainer*innen in diesem Feld.

Bleibt man innerhalb des Rahmens der bestehenden Fortbildungsangebote, zu denen unter anderem die hier beschriebenen Workshops zählen, können die positiven Erfahrungen mit dem Workshop EMAJ 2008 Impulse für eine Optimierung geben: Längere Laufzeiten vor Ort ohne anschließenden Austausch, dafür mit einer heterogenen Teilnehmer*innenstruktur, internationaler Workshopleitung und dem Angebot, die Workshops selbstbestimmt weiterzuführen, was wiederum eine nachhaltige Umsetzung gewährleistet. So ließe sich dieses Workshopformat bestmöglich ausgestalten. Was solche Best-Practice-Ansätze jedoch nicht leisten können, ist eine tiefer gehende theoretische Fundierung und eine grundsätzlich kritische Befragung des Diversity Konzeptes.

Vor dem Hintergrund der bisherigen vor allem empirischen Ergebnisse, die meine Spurensuche nach Media Diversity im Feld des Journalismus ergeben haben, werde ich im Folgenden das Konzept Media Diversity noch einmal theoretisch beleuchten, hinsichtlich seiner hegemonialen Wirkungen untersuchen und schließlich Möglichkeiten einer Neubesetzung ausloten.

7. Media Diversity als Fortschreibung hegemonialer Praxis?

Die unterschiedlichen Zugänge zum Feld des Journalismus haben gezeigt, dass Media Diversity kein etabliertes Konzept ist, über das unter Journalist*innen, in Medienpraxis, Ausbildung oder Medienpolitik Konsens bestehen würde. Stattdessen gibt es unterschiedliche Vorstellungen und Herangehensweisen, die – auch aufgrund der historischen Entwicklung in Deutschland – vor allem im Rahmen des Integrationsdiskurses verhandelt werden. Mit der Untersuchung von Media Diversity gelingt es zwar zunächst, diese Ansätze in den Blick zu bekommen, das Konzept bleibt als solches aber unscharf und wenig griffig.

Wie gezeigt beziehen sich Forderungen nach Diversity im Feld der Medien in der Regel auf Programminhalte, Partizipation bzw. Personalpolitik und auf Bewusstseinsbildung. Man versucht, die Programme diversity-gerechter zu gestalten, parallel dazu werden mehr Migrant*innen für Medienberufe rekrutiert und Medienschaffenden soll im besten Fall durch Fortbildungen ein Bewusstsein für Diversity vermittelt werden. In den bestehenden Maßnahmenbeschreibungen von Politik und Medien wird jedoch kaum darauf eingegangen, worüber *genau* Bewusstsein bestehen soll, was das Spezifische an *Media Diversity* ist, was also Diversity für den Kontext der Medien genau ausmacht.

Der Dreh- und Angelpunkt von Media Diversity, im Vergleich zu Diversity in anderen Kontexten, liegt in der Repräsentationsmacht der Medien begründet. Eine theoretisch fundierte Auseinandersetzung mit Bedingungen, Mechanismen, Kontexten und Einbettung von Repräsentation (im Sinne der Darstellung) ist daher die Grundlage für ein kritisches Bewusstsein, mit dem Programminhalte gestaltet werden können. Da Repräsentationen aber stets an Sprecherpositionen gebunden sind, umfasst die Beschäftigung mit Repräsentation auch Fragen

der Partizipation (im Sinne der Vertretung): Wer spricht? Aus welcher Position und welcher Perspektive? Wer soll, kann oder darf partizipieren? Anhand welcher Kriterien werden diese Kategorien festgelegt? Und von wem?

Partizipation ist eine notwendige Voraussetzung für mehr Diversity in den Medien. Partizipation alleine kann aber nicht das einzige Kriterium sein. Es schließt unmittelbar die Frage an: Wer wird gehört? Und weiter: Was wird gehört? Und auf welche Weise? Was wird verschwiegen? Auch die Forderung nach Abbau von Diskriminierung ist in Bezug auf mediale Repräsentation inhaltlich kaum gefüllt. Wie genau kann ein Medienprodukt beschaffen sein, um Diskriminierung abzubauen oder zu verhindern? Welche Bedingungen bestehen, um das zu ermöglichen?

Die verknappte Diversity-Formel der Wertschätzung und Anerkennung von Vielfalt hat zu diesen Fragen wenig zu bieten. Stattdessen vernachlässigen Ansätze und Maßnahmen zur Umsetzung von Media Diversity die unausgesprochenen Annahmen und vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, sowohl des journalistischen Feldes als auch von Diversity Konzepten (vgl. auch Rosenstreich 2007:134). Insgesamt hat Media Diversity in Deutschland daher bis jetzt noch nicht zu einer wirklichen Perspektivenverschiebung in Bezug auf die Repräsentationspraktiken der Medien geführt; das emanzipatorische Moment, das in der Equity-Perspektive von Diversity angelegt ist, konnte sich kaum entfalten. Angesichts der Vernachlässigung der impliziten Selbstverständlichkeiten und der Ökonomisierung von Diversity im Medienmarkt stellt sich die Frage, ob Media Diversity in seiner aktuellen Ausformung nicht vielmehr als Fortschreibung hegemonialer Praxis gesehen werden muss. Dazu gilt es zu beleuchten, welche Bedingungen einer emanzipatorischen Entwicklung von Media Diversity entgegenstehen.

Im Folgenden werde ich zunächst die institutionellen Bedingungen des journalistischen Feldes daraufhin in den Blick nehmen. Anschließend

diskutiere ich Vielfalt als definierendes Moment des Diversity Konzeptes in Bezug auf die darin angelegte Differenzbildung, die auch in Partizipationsmaßnahmen auf problematische Weise zum Tragen kommt. Möglichkeiten einer Neubesetzung und theoretischen Fundierung von Media Diversity stelle ich im abschließenden Kapitel vor.

7.1. Institutioneller Bias im journalistischen Feld

Wie bereits in Bezug auf die journalistischen Arbeitsroutinen diskutiert, bringen journalistisches Selbstverständnis, insbesondere durch das Rollenbild des objektiven Berichterstatters, und die etablierten Arbeitsweisen ein "konventionelles Nachrichtenparadigma" hervor. Dieses festigt wiederum einen institutionellen, oder, wie es der kanadische Soziologe und Multikulturalismusforscher Augie Fleras formuliert, "systemischen Bias" im journalistischen Feld (Fleras 2006:179 und 2010:11). Die starke Orientierung an den Nachrichtenwerten – vor allem an Negativität, aber auch an den Faktoren Elite und Relevanz bzw. Nähe – nimmt Bezug auf ein imaginiertes "Mehrheitspublikum" und blendet die Belange minorisierter Gruppen damit systematisch aus. Fleras fragt hierzu,

wie man Diversität durch entsprechende Angleichungen des konventionellen Nachrichtenparadigmas in die Nachrichtenmedien integriert. Ist es möglich, die natürliche Neigung der Nachrichtenmedien – Diversität abzulehnen, zu problematisieren oder zu entpolitisieren – mit dem multikulturellen Prinzip – Unterschiede anzuerkennen oder zu belohnen – in Einklang zu bringen? (Fleras 2010:20)

Ich sehe Fleras Frage (die freilich aus Perspektive des kanadischen Diversity- und Multikulturalismuskonzeptes formuliert ist) aus zwei Gründen kritisch. Zum einen teile ich seine Vorstellung des "multikulturellen Prinzips" nur bedingt, ich denke es geht um mehr als um

die Anerkennung von Unterschieden und um Belohnung, nämlich um das aktive Herstellen von Gleichberechtigung. Zum anderen geht es meiner Meinung nach genau nicht um eine "natürliche Neigung" der Nachrichtenmedien. Dies suggeriert eine "natürliche Neigung" des Menschen, sich nur für das Absonderliche, Negative, Krisenhafte zu interessieren, der die Medien nur folgen würden. Dieses psychologische Argument wird häufig in Stellung gebracht. Es geht vielmehr darum, dass dieses Prinzip so stark etabliert ist, dass Medienmacher diesem "natürlich" folgen. Genau darin liegt aber die Chance von Fleras Frage: Ist es möglich das Nachrichtenparadigma herauszufordern, bzw. wie Fleras sagt, es "entsprechend anzugleichen"?

Er vergleicht den systemischen Bias der Medien mit institutionalisiertem Eurozentrismus (Fleras 2010:40), also mit der Neigung der Institutionen, die eigenen Handlungs- und Beurteilungsroutinen als normal und unabänderlich wahrzunehmen und daher auch nicht zu hinterfragen. In seiner Forschung zum Umgang von Journalist*innen mit Rassismus beschreibt auch Guido Bröer diese selbstbezügliche Wahrnehmung:

Am Anfang professioneller Wahrnehmung steht das Blatt oder die Sendung; erst dann kommt die Beobachtung, die Suche nach Meldungen, die die Seiten oder Sendeminuten füllen sollen. Und zwar möglichst so, daß eine hohe Auflage oder Einschaltquote zu erzielen ist. Ihre Umwelt erleben betrieblich sozialisierte JournalistInnen also zu einem erheblichen Teil erst dann als bedeutsam, wenn sie redaktionellen Erfordernissen und Kriterien entspricht; sie wird selbstbezüglich wahrgenommen.

Diese Tendenz wird noch dadurch verstärkt, daß sich die Umwelt zunehmend einem bestimmten Informationsbedarf anpasst. Sie präsentiert sich – das ist die einzige Aufgabe von Public-Relations-Abteilungen – so, daß sie in die Wahrnehmungsmuster der effizienzorientierten Journalismussysteme hineinpasst. (Bröer 1995:28)

Nimmt man diese Selbstbezüglichkeit ernst, entsteht die paradoxe Situation, dass Diversity so lange nicht *gesehen* werden wird (und also auch keinen Niederschlag im Journalismus finden wird), solange dies in den Redaktionen nicht als relevant eingefordert wird.

Das Paradigma der Nachrichten und die selbstbezügliche Wahrnehmung sind dabei nicht einzelnen Journalist*innen anzulasten, sondern müssten als institutionelle Probleme adressiert werden.

The conventional news paradigm reflects a systemic bias – namely a bias that is institutional, not personal; consequential, not intentional; routine, not random; cultural, not conspiratorial; and structural, not attitudinal. (Fleras 2006:182)

Aufgrund seiner institutionellen Natur ist es jedoch schwierig, diesen Bias zu thematisieren. Meiner Erfahrung nach – in Gesprächen mit Journalist*innen und Medienmacher*innen, in Workshops und bei der Entwicklung von Fortbildungskonzepten – wird dieser institutionelle Aspekt von Medienschaffenden kaum erkannt bzw. nicht anerkannt. Entsprechende Diskussionen um die Repräsentationsmacht der Medien wurden häufig als persönliche Kritik empfunden und vehement abgelehnt. Die Paradigmen der Berichterstattung und journalistische Routinen haben meine Gesprächspartner*innen dagegen als logisch, natürlich, unabänderlich und vor allem als neutral verteidigt. Weil aber auch die Verbraucher*innen diese Muster internalisiert haben und gleichzeitig die Macht der Medien häufig nicht erkennen, wird sie in der Regel nicht in Frage gestellt. Dazu Fleras:

In manchen Fällen ist die Ausübung dieser Macht offensichtlich, bspw. die Tendenz, Verbrechen zu rassifizieren und dabei Ethnien zu kriminalisieren. In andern Fällen hingegen wird die Macht der Medien durch eine Aura von Unbefangenheit, Objektivität und Ausgewogenheit demonstriert. Dann werden Themen derart gerahmt, dass die bestimmenden

Werte der Produktion verschleiert werden und die meisten Verbraucher sich der gesellschaftlichen Konstruktion hinter der offenkundigen Natürlichkeit der Medienproduktion nicht bewusst werden." (Fleras 2010:37-38)

In Bezug auf Partizipation beschreibt Fleras zusätzlich das Problem des Konformitätsdrucks für Mitarbeiter*innen einer marginalisierten Gruppe, der entsteht, wenn sie beruflichen Erfolg haben oder auch nur ihren Job nicht verlieren wollen (Fleras 2010:47). Da die etablierten Routinen und Paradigmen als normal und neutral und als professioneller Standard angesehen werden, können Mitarbeiter*innen, die zu stark davon abweichen, bzw. diese in Frage stellen, leicht aufgrund des vermeintlich neutralen Arguments von "schlechter Arbeit" oder "mangelnder Eignung" aus der Institution Journalismus ausgeschlossen werden. Die Frage der postkolonialen Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak "Can the subaltern speak?" schließt hier unmittelbar an (Spivak 1988). Es ist zwar für Marginalisierte möglich innerhalb des Journalismus zu sprechen (sofern sie dort Zugang bekommen haben) – ihre *Perspektive* ist jedoch nicht gefragt, sondern muss sich notwendig den etablierten Routinen und Gewissheiten anpassen. Entsprechend beschreibt auch Stuart Hall, Mitbegründer der Cultural Studies, die Bereitstellung von "sozialem Wissen" durch die Medien als "strukturierten Prozess", der auf "operationalen Fiktion" wie Objektivität, Ausgewogenheit und Unparteilichkeit beruht (Hall 1989:130-132). Fiktionen sind diese Parameter insofern, als es dabei nicht um grundlegende Objektivität, Ausgewogenheit und Unparteilichkeit geht, sondern diese stets nur innerhalb eines bestehenden Konsenses und Bezugsrahmens gedacht werden. Um ihre Unabhängigkeit und Unvoreingenommenheit zu garantieren, dürfen Medien beispielsweise nicht selbst Ansichten zu bestimmten (Konflikt-)Themen formulieren, sondern rufen dazu Vertreter öffentlicher Institutionen auf. Aus ihren gesellschaftlich mächtigen Positionen setzen diese den Rahmen, inner-

halb dessen ein Thema diskutiert wird. Im Sinne der Ausgewogenheit und Unparteilichkeit werden dann unterschiedliche, auch gegensätzliche Stimmen gehört. Den grundsätzlichen Interpretationsrahmen (oder auch den Frame) des Themas teilen sie jedoch. Hall greift hier das Beispiel der Schwarzen Bevölkerung in Großbritannien auf.

Wenn die vorherrschende Definition der Probleme, die Schwarze in dieser Gesellschaft haben, lautet: "Die Ursache liegt darin, dass es zuviele von ihnen gibt", dann wird die anerkannte alternative Ansicht wahrscheinlich diese sein: "Die Zahlen sind nicht so hoch, wie von öffentlichen Quellen angegeben". Man kann sehen, dass diese sich Ansichten *unterscheiden*. Man kann aber genauso sehen, dass sie auch übereinstimmen, nämlich insofern, als sie unter derselben Prämisse bzw. Annahme funktionieren – dass es sich um ein *Problem der Zahlen* handelt (zu viele vs. weniger als angenommen). (Hall 1989:142; Hervorhebungen im Original)

Wenn, wie in diesem Beispiel, der Interpretationsrahmen – es handelt sich um ein Problem der Zahlen – erst einmal etabliert sei, sei es kaum möglich, diesen in Frage zu stellen und durch einen anderen Interpretationsrahmen – beispielsweise, es ist ein Problem von Rassismus – zu ersetzen. Denn Meinungen, die den gesetzten Rahmen oder Konsens grundsätzlich in Frage stellen, würden als zu abwegig, zu extrem, zu "parteiisch" – und damit unvereinbar mit dem Primat der Unparteilichkeit des Journalismus – vom Diskurs ausgeschlossen. Die Pluralität der Medien sieht Hall durchaus gegeben, allerdings nur innerhalb des bestehenden Machtgefüges. So ergibt sich wiederum ein Bias zugunsten der Macht. Dies korrespondiert auch mit der schwachen Autonomie des journalistischen Feldes gegenüber dem politischen Feld und dem Feld der Wirtschaft. Bourdieu (2005) geht davon aus, dass das journalistische Feld immer stärker an Autonomie verliert, gleichzeitig aber Bedingungen des journalistischen Feldes auch in andere Felder übergreifen. Verantwortlich für den Verlust an Autonomie sei die zuneh-

mende Abhängigkeit von Werbeeinnahmen und in direktem Zusammenhang damit der wachsende Druck der Quote bzw. der vermuteten Zuschauererwartungen, die man mit Hilfe von Rezeptionsforschung versucht zu ermitteln. Der harte Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt in den Bereichen Medien und Kulturproduktion führe darüber hinaus dazu, dass auch dort prekäre Arbeitsverhältnisse immer mehr zum Normalfall werden, was wiederum einer Zensur, oder auch Selbstzensur, ausgelöst durch politischen oder wirtschaftlichen Druck, Vorschub leiste – denn Prekarität bedeutet den Verlust von Freiheit. Die oben beschriebene "audience ratings mentality" (Bourdieu 2005:43), die Abhängigkeit von Zuschauererwartungen, ist nicht nur in den Medien, sondern auch in anderen Feldern relevant. So stärken die Medien innerhalb aller anderen Felder – dem Feld der Wissenschaft, des Rechts, der Politik, der Wirtschaft etc. – diejenigen Persönlichkeiten, die medienkompatibel sind und den Bedingungen des journalistischen Feldes entgegenkommen: jederzeit schnell verfügbar, eloquent, fähig und bereit zu schnellen Einschätzungen, knappen Statements und Zuspitzungen. Genau das hat vermutlich der Vertreter der Deutschen Welle gemeint, als er Ethnolog*innen nahe legte, "eine Marke" zu werden (vgl. Kapitel 1.1.). Durch die Abhängigkeit von der Wirtschaft werden darüber hinaus diejenigen Gesprächspartner*innen bevorzugt, die den höchsten kommerziellen Marktwert aufweisen. Zusätzlich zur Quotentauglichkeit ist in allen Feldern, die von den Medien wahrgenommen werden wollen, ein weiteres wesentliches Prinzip der Medien gefragt: das so genannte Fast Thinking, hervorgebracht durch den allgegenwärtigen Zeitdruck des journalistischen Feldes (Bourdieu 1998:37ff). Der Druck, exklusive Meldungen möglichst als erste im Programm zu haben, und die ständige Suche nach dem Scoop bestimmen die journalistischen Arbeitsroutinen. Nach Bourdieu arbeiten Medienmacher*innen aufgrund des Zeitdrucks vor allem mit Expert*innen und Interviewpartner*innen zusammen, die Fast Thinkers sind. Solche "schnellen Denker" können nur deshalb schnell denken, weil

sie in Allgemeinplätzen denken und sprechen, die wiederum dafür sorgen, dass die Kommunikation mit dem Publikum reibungslos läuft. Sie sprechen in Formeln, die allen bereits geläufig sind und dadurch nichts Neues in die Auseinandersetzung mit einem Thema einbringen können. "Die Kommunikation gelingt augenblicklich, weil sie in gewisser Hinsicht gar nicht stattfindet. Oder nur zum Schein" (Bourdieu 1998:39). Denken sei im Gegensatz zu solcher Kommunikation an Zeit gebunden, verlange die Möglichkeit Ideen zu entwickeln und Argumente zu entfalten. Diese Zeit sei im Fernsehen nicht vorhanden – und wenn, dann ist die Zeit nicht gegeben, die Menschen zu finden, die diese Zeit mit neuen Gedanken füllen könnten. Stattdessen greifen Journalist*innen häufig auf erprobte Interviewpartner*innen zurück, die medienkompatible Kurzfassungen liefern und das Spiel des Fernsehens gut kennen. Echte Denker*innen hätten hier schon deshalb keine Chance, weil sie die Regeln des Spiels nicht beherrschen, oder nicht bereit sind, diese mitzuspielen, weil ihnen der Raum, den sie für die Ausführung ihrer komplexen Gedanken benötigen, nicht gegeben würde, weil es ihnen nicht gelinge das journalistische Interesse zu wecken.

Kein Diskurs (wissenschaftliche Analyse, politisches Manifest usw.), keine Aktion (Demonstration, Streik usw.), die nicht, um überhaupt öffentlich diskutierbar zu werden, die Probe der journalistischen Auswahl bestehen müssten – das heißt, eine erbarmungslose *Zensur*, die die Journalisten ausüben, ohne es überhaupt zu wissen, und bei der nur durchschlüpft, was in der Lage ist, sie zu *interessieren*, ihre "Aufmerksamkeit zu wecken", das heißt ihren Kategorien, ihrem Wahrnehmungsschema zu entsprechen, und bei der sie als unbedeutend oder gleichgültig symbolische Äußerungen zurückweisen, die es verdienen würden, alle zu erreichen. (Bourdieu 1998:66-67; Hervorhebungen im Original)

Diese treffende Kritik an der unbewussten Zensur kann freilich nicht die Frage lösen, wer oder was darüber entscheiden sollte, welche symbolischen Äußerungen "es verdienen würden, alle zu erreichen". Denn dass Auswahl notwendig ist, ist unumstritten – und trifft ebenso beispielsweise auf das Feld der Wissenschaft zu. Beunruhigend ist, dass der Fokus der Medien auf Quote und Dramatisierung auch die feldinternen Beziehungen anderer Felder beeinflusst (Bourdieu 2005:44). Während das journalistische Feld also einerseits an Autonomie verliert, gewinnt es gleichzeitig an Einfluss auf andere Felder, so dass auch dort die öffentlichkeitskompatiblen "schnellen Denker" an Einfluss gewinnen. Diese Konkurrenz führt daher auch in anderen Feldern zu einer Einschränkung von Freiheit und zu verstärkter Gleichschaltung. Die Ökonomisierung der Wissenschaft ist hier nur ein Beispiel.

Der Kulturwissenschaftler Stefan Wellgraf beschreibt in seiner Arbeit zu Migration und Medien (2008) anhand von konkreten Medienbeispielen die Verschränkungen des politischen und des journalistischen Feldes und die Bedingungen des journalistischen Feldes, die diese Verschränkung hervorbringen. In seiner Analyse der Radioberichterstattung von Radioeins über die "Vorfälle im Wrangelkiez" im Jahr 2006 zeigt er auf, dass über den Zusammenstoß von Polizisten und Jugendlichen in Kreuzberg fast durchgängig aus Perspektive von Polizei und Politik berichtet wurde (Wellgraf 2008:48ff). Selbst nachdem kritische Stimmen laut wurden und weitere Zeug*innen zu Wort kamen, konnte das die ursprüngliche Stoßrichtung der Beiträge und den etablierten Interpretationsrahmen, der durch die mächtigen Vertreter*innen der Institutionen vorgegeben war, nicht mehr revidieren. Als Gründe für die einseitige Perspektive benennt Wellgraf, dass Politiker*innen und Medienmacher*innen gegenseitig voneinander profitieren. Während die Zusammenarbeit mit den Medien es den Lokalpolitiker*innen ermöglicht, öffentlich ihren Einsatz zu dokumentieren, haben die Radiojournalist*innen jederzeit willige Ge-

sprächspartner*innen zur Verfügung, die zudem den journalistischen Ansprüchen an Unparteilichkeit genügen. Diese enge Beziehung zwischen dem journalistischen und dem politischen Feld wird durch die Selbstreferentialität des journalistischen Feldes noch verstärkt. Leitmedien sind Bezugspunkt für andere Medien; Themen, über die bereits in anderen Medien berichtet wurde, sind etabliert und werden aufgrund des Nachrichtenfaktors Kontinuität höchstwahrscheinlich auch von anderen Medien wieder aufgegriffen. Darüber hinaus führt der Konkurrenzdruck dazu, dass keine Redaktion es sich leisten kann, auf etablierte Themen zu verzichten, oder sie gänzlich anders zu interpretieren. So greifen die Nachrichtenfaktoren Kontinuität (etablierte Themen) und Konsonanz (Übereinstimmung mit bestehenden Interpretationsrahmen) ineinander und stützen die etablierten Interpretationsrahmen und Vorstellungen. Auf diese Weise bleibt der Medientdiskurs trotz Paradigmen von Ausgewogenheit und Unparteilichkeit ein Diskurs der Macht, dem die Medien insgesamt verpflichtet sind.

Vor dem Hintergrund dieser Zusammenhänge wird deutlich, dass der Bias des journalistischen Feldes hegemoniale Perspektiven stützt und gleichzeitig gegenüber der Partizipation von Marginalisierten und der Implementierung von Media Diversity deutliche Grenzen setzt. Innerhalb des Medienfeldes herrscht jedoch wenig Problembewusstsein über diesen Bias und über seine institutionelle Natur. Auch wenn einzelne Teilnehmer*innen des journalistischen Feldes durchaus sensibel, aufgeschlossen und kritisch sind, trifft dies noch nicht auf die Institution Journalismus zu. Statt Sensibilisierungstrainings, die sich an einzelne Mitarbeiter*innen richten und inhaltlich auf Diversity als Wertschätzung von Vielfalt abzielen, müsste es um eine Sensibilisierung gehen, die auf die Institution Journalismus als solche abhebt.

[E]s ist eine institutionelle Veränderung notwendig, und die Umwandlung des vorherrschenden Nachrichtenparadigmas

muss damit beginnen, dass dominante Nachrichtenwerte problematisiert werden. Oft nicht erkennbar, sind diese dennoch äußerst normativ mächtig, scheinbar natürlich und dennoch gesellschaftlich konstruiert, scheinbar neutral und dennoch ideologisch aufgeladen. (Fleras 2010:51)

Dabei geht es nicht nur, wie Fleras zu Recht fordert, um eine Problematisierung der Nachrichtenwerte. Vielmehr müssten die Institution Journalismus ebenso wie die einzelnen Medienbetriebe ganz grundsätzlich hinsichtlich ihrer diversity-hemmenden Bedingungen befragt werden.

Darüber hinaus kann Media Diversity nicht an der Grenze des Nationalstaats stehen bleiben kann, sondern muss global gedacht werden (Dracklé 2007:200f). Gerade in Bezug auf Migration sind die Dynamiken medialer Repräsentation grenzüberschreitend. Während in der "Mehrheitsgesellschaft" migrantische Themen zum Teil noch als nah und relevant genug eingeordnet werden, um es in die Nachrichten zu schaffen, sind Berichte über die Herkunftsländer selten und wenn sie überhaupt vorkommen, dann häufig in negativen Zusammenhängen, wie Krieg oder Krise. Solange diese Bilder vorherrschen, werden sie auch die Vorstellungen der "Mehrheitsgesellschaft" über Migrant*innen aus diesen Ländern prägen. Dabei bestehen deutliche Parallelen zwischen den Mechanismen der Auslandsberichterstattung und der Berichterstattung über Migrant*innen. Der Politikwissenschaftler Christoph Butterwege schreibt dazu:

Über die Ausländer/innen in der Bundesrepublik berichten Massenmedien ganz ähnlich wie über das Ausland, nämlich praktisch nur im Ausnahmefall, der möglichst spektakulär sein und katastrophische Züge tragen sollte, wodurch Zuwanderer mit Unordnung, Chaos und Gewalt in Verbindung gebracht werden. (Butterwege 2006:190)

So wirkt sich die Auslandsberichterstattung auch auf die Wahrnehmung von Migrant*innen aus den betreffenden Ländern aus. Media Diversity betrifft daher nicht nur die unterschiedlichen Gruppen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft. Bemühungen um Media Diversity können in Zeiten medialer Globalisierung und transnationaler Identitätsbezüge (Appadurai 1996) nicht als internes nationales Projekt betrachtet werden. Selbst ein utopisch perfekter Medienzustand in einem Land, der die Perspektiven aller Bevölkerungsgruppen abbilden, sie gleichermaßen berücksichtigen, ansprechen und erreichen würde, würde von globalen Medieneffekten beeinflusst. Wenn man diese Zusammenhänge ernst nimmt, stellt sich erneut die Frage, ob nicht ein grundsätzlicher Wertewandel im Mediensystem notwendig wäre, um langfristig einen Unterschied machen zu können.

Leah Czollek, Juristin und Sozialarbeiterin, Gudrun Perko, Philosophin, und Heike Weinbach, Philosophin und Social-Justice-Trainerin, argumentieren – in Bezug auf soziale Institutionen –, dass eine "radikale Veränderung" notwendig sei:

Bei einer radikalen Veränderung der Institution steht nicht mehr eine prozentuale Implementierung von Gender Mainstreaming oder Diversity innerhalb der bestehenden Institution zur Verhandlung, sondern ihre *Neugestaltung* im Namen eines *politisierten* Diversity-Konzeptes. (Czollek, Perko und Weinbach 2011:270; Hervorhebungen JB)

Allerdings besteht genau dafür noch weniger Bereitschaft als für eine thematische Auseinandersetzung, beispielsweise mit Migration oder kultureller Vielfalt – würde das doch die Grundfesten der Profession und einer enormen Wirtschaftsmaaschinerie erschüttern. In der Art und Weise, wie bisher versucht wird, Media Diversity umzusetzen, wird diese Basis jedenfalls nicht herausgefordert. Daher können Media-Diversity-Maßnahmen bisher kaum emanzipatorisches Potenzial entfalten. Doch auch im grundlegenden Konzept von Diversity selbst,

nämlich in der Anerkennung von Vielfalt und der Förderung von Teilhabe, zeigen sich hegemoniale Wirkweisen.

7.2. Diversity als Differenzbildung

Die Basisannahme von Diversity, Vielfalt als grundsätzlichen Wert zu schätzen, ist zunächst eine wichtige und richtige Forderung. Sie macht deutlich, dass die "Mehrheitsperspektive" eine von vielen ist und geht davon aus, dass andere Perspektiven eine Bereicherung darstellen können. Die Frage ist jedoch, was mit Vielfalt gemeint ist und für wen sie bereichernd sein soll.

In vielen Kontexten in Deutschland wird Diversity mit "kultureller Vielfalt" gleichgesetzt. In dieser Ausprägung kann Diversity lediglich als neues Ersatzwort, oder als Weiterentwicklung des umstrittenen und umkämpften Begriffs des Multikulturalismus gesehen werden. So beschreibt beispielsweise der Ethnologe Steven Vertovec mit seinem Konzept der Super-Diversity die gegenwärtige Aufsplitterung und Vielfalt von Migrationsphänomenen, die heute individueller, weniger organisiert und in Bezug auf soziale Hintergründe und legalen Status vielfältiger und komplexer geworden sind (Vertovec 2010). Dieses Konzept hält an der Unterscheidung in verschiedene ethnisch-kulturelle Zugehörigkeiten fest und differenziert diese lediglich aus. Statt einigen wenigen gibt es heute eine Vielzahl von Herkunftsländern, statt "Gastarbeit" gibt es heute unterschiedlichste Gründe für Migration. Damit bleiben jedoch Differenzkategorien grundsätzlich bestehen, auch wenn sie in sich vielfältiger geworden sind.

Im Vergleich dazu geht Diversity insofern einen Schritt weiter als damit weitere Aspekte von Vielfalt sowie mehrdimensionale Faktoren von Ausgrenzung und Benachteiligung in den Blick genommen wer-

den: Aspekte wie Religion und Glaube, körperliche und mentale Verfasstheit, Geschlecht, sexuelle Orientierung oder Alter. Differenz – eine Vorstellung, die Vielfalt oder Diversity überhaupt erst denkbar macht – als Kategorie zur Beschreibung von Vielfalt bleibt damit zunächst als unhinterfragtes Prinzip bestehen.

Dabei ist Differenz keine gegebene Größe, sondern wird diskursiv innerhalb von Machtkonstellationen konstruiert. Paul Mecheril, Professor für Interkulturelle Bildung, spricht in diesem Zusammenhang von Differenzordnungen, die sich auf eben diese Aspekte wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Religion etc. beziehen (Mecheril 2008). Sie sind Projektionen, Ideen, die dazu dienen, Erfahrungen im gesellschaftlichen Geschehen zu strukturieren. Sie treffen Unterscheidungen und weisen uns Positionen zu, die jeweils nur in Abgrenzung zu anderen Positionen denkbar sind und Sinn machen. Sie stellen "Normalität" her, strukturieren Erfahrung und Handeln, schreiben sich ins Individuum ein und sind stets – wenn auch häufig nicht explizit – wirkmächtig.

Differenzordnungen sind Ordnungen hegemonialer Differenz; in ihnen wird folgenreich unterschieden, in ihnen lernt man sich kennen, in ihnen bilden sich Routinen des Körpers, der Sprache, des Denkens aus, die den eigenen Platz in einer sicher nicht starren, aber gut gesicherten Reihe von hierarchisch gegliederten Positionen wiedergeben. (Mecheril 2008:78-79)

Solange Diversity diesen Aspekt der Differenzordnungen nicht kritisch mitdenkt, bleibt es eine Praxis, die in erster Linie Hierarchien bestätigt. Ein emanzipatorisches Verständnis von Diversity müsste solche Differenzordnungen in den Blick nehmen und den aktiven Abbau von Diskriminierung und strukturellen Zugangsbarrieren einschließen. Zusätzlich müsste es auch über die Kulturalisierung, Ethnisierung und Essentialisierung von Kultur hinausweisen, und den Anspruch enthal-

ten, die Gewissheiten der "Mehrheitsgesellschaft" herauszufordern und sie als eine unter vielen möglichen Gewissheiten sichtbar zu machen. Dazu würde auch gehören, die binären Oppositionspaare zu hinterfragen, die unser Denken vorstrukturieren und alles an einen Platz innerhalb dieser Logik verweisen, so dass eine Verortung außerhalb nicht möglich ist.

Bisher geht Diversity jedoch nicht wirklich über diese Logik hinaus. Auch Diversity nutzt Differenz als Kategorie zur Beschreibung – auch wenn sie sich auf mehr als nur auf Kultur oder Ethnizität bezieht. Neu ist die Umdeutung von Differenz als positiver Ressource und als Ausgangspunkt von Gerechtigkeit. Gleichzeitig muss man stets fragen, für wen Diversity eine positive Ressource darstellt und wer letztlich von Diversity-Konzepten profitiert.

Die Kritik am Diversity Management, wie es in Unternehmen betrieben wird, geht davon aus, dass es in erster Linie darum geht, bei gleichzeitiger positiver Imagepflege das Humankapital gewinnbringender zu nutzen. "Wer nicht diskriminiert wird, arbeitet besser, und Schwarze Mitarbeiterinnen sprechen Schwarze Kundinnen profitabler an: difference sells." (Mecheril 2007: unpag.). Die Frage ist hier nicht, was Diversity-Maßnahmen für marginalisierte und ausgegrenzte Individuen oder Personengruppen bedeutet, oder welche gesamtgesellschaftliche Bedeutung sie haben, sondern was diese Politik dem Unternehmen bringt. Ähnliche Dimensionen weist auch Media Diversity auf, wenn es in erster Linie um Kundenbindung geht. Bereits 1995 wies Volker Lilienthal, damals Redakteur beim Evangelischen Pressedienst, auf die Problematik von bloßer Vermarktung "exotisch-erotischer" Moderator*innen "zu Profitzwecken" hin (Lilienthal zit. nach Haake 1995:70). In Bezug auf Nutzergruppen von Kulturprodukten hat sich hier der Begriff "Audience Development" etabliert, also die Schaffung, Gewinnung und Bindung von Kund*innen – in diesem Falle Migrant*innen. So begreifen Medienunternehmen Media

Diversity im betriebswirtschaftlichen Sinne auch als Kapital des Unternehmens und als Garantie dafür, dass sie auch künftig ihr Publikum erreichen, das in städtischen Räumen wie beispielsweise in Köln in der jungen Generation schon heute zu 40 Prozent "Jugendliche mit Migrationshintergrund" ausmachen (NIP 2007:47).

Neben der Problematik der Ökonomisierung von Diversity und der Festlegung auf bestimmte Gruppenzugehörigkeiten, die auch durch eine Diversifizierung von Diversity-Kategorien nicht aufgelöst wird, steht das Problem der Bewertung von Diversity-"Merkmalen". Auch wenn das Konzept grundsätzlich beansprucht, Vielfalt als solche wertzuschätzen, wird in der Praxis zwischen "positiver" und "negativer" Diversity unterschieden. Es gibt Aspekte von Vielfalt, die unter dem Label Diversity gesellschaftlich wertgeschätzt werden und andere, die diese Wertschätzung nicht erfahren, rundheraus abgelehnt werden oder als Basis von gesellschaftlichen Konflikten verurteilt werden. Die Entscheidung darüber, was zu welcher Kategorie gezählt wird, geht dabei aus der Perspektive der "Mehrheitsgesellschaft" hervor. Der norwegische Ethnologe Thomas Hylland Eriksen unterscheidet hier zwischen Diversity und Differenz. Dabei definiert er Diversity als diejenigen Formen kultureller Vielfalt, die oberflächlich und als politisch und moralisch neutral wahrgenommen werden, Differenz dagegen beschreibt er als kulturelle Vorstellungen oder Praktiken, die von der "Mehrheitsgesellschaft" moralisch abgelehnt werden und daher gesellschaftliche Konflikte herbeiführen könnten oder die unannehmbare Menschenrechtsverletzungen bedeuten (Eriksen 2006:14-15). Als Beispiele für Differenz führt er arrangierte Ehen, religiöse Intoleranz, Geschlechterrollen oder unterschiedliche Demokratieverständnisse an. Während Diversity gefeiert wird, wird Differenz weiterhin als Bedrohung gesehen und abgelehnt.

Diversity verschleiert damit durchaus, dass nicht jede Form von Vielfalt wertgeschätzt wird – denn Diversity ist von dominanten Diskursen

abhängig, die festlegen, was genau als positiv anerkannt wird, welche Aspekte wünschenswert sind, welche als problematisch angesehen werden. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Unterscheidung zwischen erwünschten hochqualifizierten Green-Card-Einwander*innen und befürchteten Fluchtmigrant*innen, die auch medial intensiv inszeniert wird (vgl. auch Hentges 2006). Diversity ist also gesellschaftlich und medial nicht per se wertschätzend anerkannt, sondern nur in Konstellationen, die der vermeintlichen "Mehrheitsgesellschaft" zuträglich sind.

Das Problem der Differenzordnungen und der Bewertung von Diversity betrifft auch diejenigen Ansätze, die versuchen, über Partizipation mehr Vielfalt in den Medien zu erreichen. Partizipation am Medienprozess bezieht sich nicht nur auf gleichberechtigte Teilhabe im Sinne des Zugangs zu einem Arbeitsfeld. Vielmehr sollen über die Ebene der Partizipation auch positive, Diversity befördernde Effekte auf die Medienprodukte und damit auf die Repräsentation von Gesellschaft durchgreifen. Gängige Maßnahmen bestehen seit Anfang der 1990er Jahre darin, mehr Migrant*innen als Medienschaffende auszubilden und zu rekrutieren. An wen genau aber richten sich solche Maßnahmen?

Die Menschen, die hier angesprochen werden, sind vor allem "Migrant*innen" zweiter oder dritter Generation, die gut ausgebildet sind, perfekt Deutsch sprechen und in Deutschland sozialisiert wurden – kurz gesagt "perfekt integrierte" Leute. Auch wenn das nicht explizit geschrieben steht, wird es doch deutlich, wenn man einen Blick auf die Voraussetzungen wirft, die Bewerber*innen für unterschiedliche Unterstützungsprogramme mitbringen müssen. Zusätzlich zu ihrem "Migrationshintergrund" wird von ihnen erwartet, Deutsch in Wort und Schrift perfekt zu beherrschen, interkulturell kompetent zu sein, ein Journalismusstudium oder eine vergleichbare mindestens einjährige Ausbildung zumindest begonnen, wenn nicht abgeschlossen zu haben,

und Berufserfahrung mitzubringen. Häufig wird ein Hochschulabschluss erwartet, der auch für ein Volontariat oder eine Journalistenschule Voraussetzung ist. Mann kann durchaus argumentieren, dass Bewerber*innen, die diese Voraussetzungen erfüllen, ohnehin ihren Weg in den Medien gehen werden – auch ohne spezielle Unterstützung aufgrund ihres "Migrationshintergrundes" (vgl. auch Linder 2007). Unterstützungsprogramme und Quotenregelungen setzen im Sinne von affirmative action einen wichtigen Impuls zur Öffnung von verfestigten Strukturen. Gleichzeitig muss man sehen, dass solche Projekte stets auch diejenigen, für die sie aufgelegt werden, in ihrer Differenzposition bestätigen, festschreiben und einebnen.

So wichtig es also insgesamt ist, für die Möglichkeit von kultureller Selbstdarstellung und politischer Selbstvertretung einzutreten, die Selbstrepräsentationen Anderer ernst zu nehmen, Räume und Zusammenhänge zu schaffen, in denen Erzählungen, Erfahrungen, Handlungen Anderer, die sich selbst zur Darstellung bringen, sichtbar und hörbar werden, so sehr muss auch klar sein, dass damit ein Prozess unterstützt wird, in dem die Anderen als Andere bestätigt und ratifiziert werden. (Brodén und Mecheril 2007a:12-13)

Wie bereits betont ist darüber hinaus die Vorstellung einer diversity-gerechten, entlang der gesellschaftlichen Prozentsätze personell perfekt ausbalancierten Redaktion völlig unrealistisch – nicht zuletzt weil Vertreter*innen bestimmter Gruppen wie Kinder, Greise oder Menschen mit schweren psychischen Erkrankungen (um nur die offensichtlichsten zu nennen) vermutlich niemals in der Redaktion sitzen werden. Doch selbst als wahrgewordene Utopie könnte eine solche Redaktion die Frage der Repräsentation in doppelter Hinsicht nicht lösen. Denn zum einen bleiben die Probleme der Kategorisierung, Einteilung und Bewertung im Rahmen von Machtbeziehungen auch dann bestehen, wenn vermeintlich Vertreter*innen aus allen gesell-

schaftlichen Gruppen am medialen Repräsentationsprozess teilnehmen können. In dem Moment, in dem jemand als Vertreter*in einer Gruppe anerkannt wird, wird gleichzeitig Differenz hergestellt, die doch durch das Einbinden unterschiedlicher Perspektiven überwunden oder zumindest relativiert werden soll. (Erel 2004; Sökefeld 2004; Eriksen 2006; Broden und Mecheril 2007a) Zum anderen wirft die Position einer legitimierten Sprecher*in einer Gruppe das Problem auf anderer Ebene erneut auf. Der Forderung nach Partizipation liegt die Annahme zugrunde, die "Anderen" hätten eine grundsätzlich Andere Perspektive und würden diese auch Anders artikulieren, wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. Tatsächlich aber sind diejenigen Anderen, die als Repräsentant*innen eine Sprecher*innenposition bekleiden, in der Regel selbst stark in die herrschenden Verhältnisse eingebunden. Broden und Mecheril beschreiben diesen Zusammenhang in Bezug auf Migration:

Besonders problematisch und auch ein wenig skurril ist die Situation dann, wenn Migrationsandere von der Re-Präsentation des "migrierten Subjekts" monetär und vielleicht auch in weiteren ökonomischen Hinsichten leben (als Wissenschaftlerin, als Referent, oder Journalistin...). Die Skurrilität dieser Repräsentationspraxis besteht darin, dass sie von dem kritischen Anspruch geleitet ist, dass Migrationsandere selbst zu Wort kommen sollten, die professionell Andere repräsentierenden Migrationsanderen aber davon leben, dass nicht die Anderen, sondern sie, die Intellektuellen, die andere Lebensrealität re-präsentieren und problematisieren. (Broden und Mecheril 2007a:21)

Doch selbst wenn es möglich wäre, legitime Sprecher*innen auszumachen, würde das nicht notwendig "Andere" Perspektiven hervorbringen. Wer Einlass ins Mediensystem erhalten und dort auch längerfristig bestehen will, muss sich notwendigerweise an die Bedingungen, Arbeitsroutinen und etablierten Perspektiven anpassen (Awad Chérit 2008:66 ff), muss mit Bourdieu gesprochen die Regeln und Routinen

des Feldes kennen und symbolisches Kapital erwerben, das in diesem Feld anerkannt wird (Bourdieu 2005). Journalist*innen, die selbst nicht der vermeintlichen "Mehrheitsgesellschaft" angehören und aufgrund dieser Erfahrungen andere Sichtweisen einbringen könnten, werden damit deshalb erfolglos bleiben, weil ihre Perspektive nicht wirklich gefragt ist. Zumindest nicht, sobald sie von den Erwartungen abweicht, die das journalistische Feld der "Mehrheitsgesellschaft" an sie stellt. Eine wirkliche Öffnung und Herausforderung des Feldes wird nicht zugelassen. In Bezug auf den US-amerikanischen Journalismus bezeichnet die Kommunikationswissenschaftlerin Isabel Awad Cherit die bestehenden Diversity-Maßnahmen als rein oberflächlich schmückend, jedoch ohne Möglichkeit zu grundsätzlicher Veränderung:

U.S. journalism's diversity measures are ornamental to the extent that minorities are invited into the newsroom, but are not given the opportunity to take an active role in the (re)definition of news making practices and values as well as of the news media's politico-economic structure more generally. (Awad Cherit 2008:66)

Stattdessen werden "Andere" bestenfalls als Expert*innen für eben dieses "Andere" eingesetzt, wobei gleichzeitig erwartet wird, dass sie darüber mainstream-tauglich und journalistisch professionell, d.h. objektiv-neutral berichten.

Diese Erkenntnisse stellen die Forderung nach Partizipation freilich nicht grundsätzlich in Frage. Es geht vielmehr darum, anzuerkennen, dass durch die gängigen Ansätze zum einen Differenz bestätigt und stets neu hergestellt wird, zum anderen auch hier nicht außer Acht gelassen werden kann, wer für wen spricht. Partizipation wird erst dann emanzipatorisch, wenn sie die eigene Eingebundenheit in die bestehenden Verhältnisse einbezieht, und diese kritisch herausfordert.

Mit anderen Worten ist es sinnvoll, dass sich Repräsentierende immer wieder die eigene strukturelle, und zuweilen ganz körperlich wirkende Verwobenheit in einem System hegemonialer Re-Präsentation vergegenwärtigen, sie müssen ihre Repräsentationspraxen immer wieder dahingehend überprüfen, ob sie essentialisierende Wirkungen haben, ob sie Migrationsandere indirekt zum Schweigen verurteilen, ob sie durch öffentliche Artikulationen die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen zwischen Anderen und Nicht-Anderen, Rückständigen und Zivilisierten, Fraglich-Zugehörigen und Fraglos-Zugehörigen unterschieden wird, bestätigen oder performativ und inhaltlich eine Unruhe in diese Verhältnisse hineinbringen. (Brodén und Mecheril 2007a:21)

Gerade weil die Frage nach Media Diversity nicht allein über die Ebene der Partizipation gelöst werden kann und auch im Konzept der Vielfalt hegemoniale Aspekte wirksam sind, ist eine Auseinandersetzung mit den Bedingungen und Dynamiken von Repräsentation – unabhängig von bestimmten Themen oder einer "Minderheitenorientierung" – notwendig und müsste integraler Bestandteil von Media Diversity Politiken und Maßnahmen sein. Wenn man mit dem Ziel Media Diversity zu befördern an den Programminhalten der Medien ansetzen möchte, kann man nicht dabei stehen bleiben, mehr und positiver über migrantische Themen zu berichten. Stattdessen gilt es, Inhalte ebenso wie die Formen der Repräsentation kritisch zu beleuchten und im Sinne einer Diversity-Haltung entsprechende Strategien zu entwickeln. Die Auseinandersetzung mit der Frage "Wer spricht?" müsste für alle Medienmacher*innen von zentraler Bedeutung sein. Angeknüpft daran sind auch die folgenden Fragen:

Wer repräsentiert, wer wird repräsentiert?

Wer ist sichtbar und anerkannt?

Wer ist nicht sichtbar?

Wer darf und kann sich selbst repräsentieren?

Wer darf und kann sich nicht selbst repräsentieren?

Wer ist befugt, über Andere zu sprechen und Andere zu repräsentieren?

Wer gilt als legitime Sprecherin einer Gruppe?

Wer gilt als nicht legitimer Sprecher?

(Brodén und Mecheril 2007a:14)

Journalist*innen beanspruchen per Definition Vertreter*innen zu sein und über alle gesellschaftlichen Belange und Gruppen zu berichten. Doch diesen Fragen lässt sich nicht mit dem Verweis auf die neutrale Rolle der Berichterstatte*r*in begegnen. Hier schließt sich der Kreis von Repräsentation als Vertretung zu Repräsentation als Darstellung. Aus Perspektive von Media Diversity müssen sich alle Medienmacher*innen diesen Fragen stellen und ihre Produkte stets hinsichtlich ihres emanzipatorischen Potenzials und ihrer möglichen hegemonialen Wirkweisen befragen.

Dies gilt daher umso mehr für jegliche Form der Aus- und Fortbildung zu Media Diversity. Auch im Bereich der Bildung und in der Pädagogik wirkt Diversity – trotz gegenteiliger Intention – als machtvolleres Differenzinstrument, das Zugänge regelt und bestimmte Personen über andere privilegiert. Diversity kann in Bezug auf Identitätszuschreibungen und Dominanzverhältnisse ebenso fixierend wie auflösend wirken und daher hegemoniale ebenso wie emanzipatorische Kraft entfalten. Letztlich muss es darum gehen, "die hegemonialen Wirkungen des Einschlusses durch 'Diversity' zu problematisieren und dadurch 'das emanzipative' Potenzial (...) durch kritische Reflexion zu stärken" (Mecheril 2007: unpag.). Dies bedeutet, jegliche Diversity-Praktiken nicht per se gutzuheißen und zu fördern, sondern sie sehr genau auf ihre Machtwirkungen hin zu untersuchen.

Denn jede Aktivität in diesem Bereich reproduziert und bestärkt die Zustände und den dominanten Diskurs, gegen den sie eigentlich antreten will. Die Diversity-Trainerin Gabriele Dina Rosenstreich formuliert

dies in ihrer Auseinandersetzung mit Diversity Trainings (DT) folgendermaßen:

The bottom line of DT is an "acknowledgement" and "affirmation" of the plural nature of the society and of the "equal rights" of all members of that society. At the same time it "acknowledges" that societal power relations result in some groups being privileged over others and describes discrimination as a barrier to diversity. (Rosenstreich 2007:131)

Als Trainer*in oder Workshopleiter*in ist man Teil des Diskurses und stützt Begriffe und Konzepte, die wiederum diejenige gesellschaftliche Wirklichkeit reproduzieren, welche diese Ansätze von Fortbildungen und pädagogischen Maßnahmen legitimieren (Rosenstreich 2007:132). In dem Moment, wo man Differenz – analog des Kerngedankens von Diversity – als positiv und wünschenswert anerkennt, reproduziert man gleichzeitig die Denkweise von binären Oppositionen und normalisiert diese. Rosenstreich (2007:134) argumentiert, dass den vielfältigen Fortbildungsangeboten zu Diversity und verwandten Feldern, wie Interkultureller Kompetenz oder Anti-Diskriminierung, häufig eine fundierte theoretische Grundlage fehle und die impliziten Annahmen und Interessen nicht entsprechend aufgearbeitet und in den Seminaren eingeholt würden. Obwohl beispielsweise großer Wert darauf gelegt wird, Identität als mehrdimensional zu verstehen, bleiben die einzelnen Dimensionen in der normativen Vorstellung von binären Oppositionen, wie "Mann – Frau", "deutsch – migrantisch" verhaftet. Jede Verwendung von Begrifflichkeiten dieser Art schreibt solche Vorstellungen jedoch fort.

In fact, from my theoretical perspective, every identity label can be regarded as a contested term, not describing but constructing social reality and thus saturated with power differentials. We find, for example, that frequently the

"other", the minority groups, are "named" and the dominant group remain implicit norms. Amongst the many images of "diverse" people used in programme materials, one group is conspicuously lacking – White middle-aged men (Rosenstreich 2007:139-140)

Einen solchen Effekt habe ich sehr augenfällig und äußerst unangenehm erlebt, als in einem Diversity Training die Workshopleitung höchst erfreut reagierte, als eine der Teilnehmerinnen, vermeintlich ohne "Diversity-Merkmal", erklärte, dass sie mit einer Frau zusammenlebe. Nicht nur wurde das als positiv, weil "vielfältig", bewertet, gleichzeitig wurde sie sofort mit dem Etikett "lesbisch" – und damit implizit als "nicht-normal" – behaftet. Die grundsätzliche Problematik von Differenzbildung und Festschreibung ist dabei zunächst unabhängig davon, wer hier die Sprecherposition einnimmt, sie bleibt auch in der vermeintlich emanzipatorischen Äußerung von Marginalisierten bestehen. Diese Verstricktheit jeder Repräsentation ist nicht aufzuheben. Wenn man das anerkennt, wird deutlich, dass es um eine ständige kritische Reflexion bestehender Repräsentationsverhältnisse gehen muss, und darum, diese Kritik auch auf die eigene Praxis anzuwenden: als grundlegend repräsentationskritische Haltung (vgl. auch Broden und Mecheril 2007a).

Die Frage, wie eine solche Haltung im Rahmen von Fortbildungen angemessen vermittelt werden kann, ist damit noch nicht beantwortet. Sowohl bei meinen eigenen Seminaren als auch in Fortbildungen zu Anti-Bias, Diversity oder rassismuskritischer Bildungsarbeit, die ich als Teilnehmerin erlebt habe, war dies eine der größten Herausforderungen. Denn trotz bester Absichten sind solche Fortbildungen häufig von und für Vertreter*innen der "Mehrheitsgesellschaft" – mit den entsprechend problematischen Implikationen:

Die Praxis der Mehrheitsgesellschaft, rassistische Diskriminierung durch Trainings, Aufklärungskampagnen, Demons-

trationen etc. zu bekämpfen, ist zwar gut gemeint und zu begrüßen, sie hilft aber den Opfern des Rassismus eher wenig. Dies liegt insbesondere daran, dass in der Auseinandersetzung mit den Themen Diskriminierung und Rassismus in den von mehrheitsdeutschen (sic!) dominierten Räumen die Frage nach Macht und Privilegien nur selten offen thematisiert und reflektiert wird. Vielmehr wird der "Alltag 'draußen' lediglich kopiert", und der durch die Präsenz des Rassismus nicht geschützte Raum wird erneut zum "Tatort" (Castro Varela/Hamzhei 1996:34). Die Perspektive der Betroffenen von Rassismus erfährt so auf eklatante Weise eine Ausblendung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft. (Can 2011:248-249)

Um nicht durch Fortbildungsangebote die bestehenden Verhältnisse unbewusst zu reproduzieren, ist es notwendig, auch Seminarkonzepte und ihre konkrete Umsetzung stets auf ihre impliziten Annahmen hin zu befragen, und zu prüfen, inwiefern es ihnen gelingt, "Unruhe in diese Verhältnisse hinein[zu]tragen" (Brodén und Mecheril 2007a:21). Dabei gilt es vor allem Synergien zu schaffen, zwischen akademisch-kulturwissenschaftlicher Theorienbildung und pädagogisch-konkreter Umsetzung.

7.3. Zwischenfazit

Media Diversity soll nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden – weder durch die diversity-hemmenden Bedingungen des journalistischen Feldes noch durch die Defizite des Diversity-Konzeptes, darunter die die Problematiken der Differenzbildung und der Bewertung von Diversity, die relative Schwäche und Verstrickung des Partizipationsansatzes sowie die Ökonomisierung von Diversity, die jedes emanzipatorische Potenzial vereinnahmt. Vielmehr muss es darum gehen, Media Diversity in dem Bewusstsein um diese Schwächen und Schwierigkeiten neu zu fassen. Media Diversity ist im Kommen, hat

jedoch bisher noch kein klares – und vor allem kein medien-spezifisches – Profil ausgebildet. Genau darin liegt die Chance einer Neu-positionierung, die sich konkret an dem Punkt orientiert, durch den sich Media Diversity von Diversity in vielen anderen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereichen unterscheidet. Denn letztlich sind es die Produkte der Medien, an denen sich Media Diversity messen lassen muss. Genau dazu bieten die bisherigen Ansätze wenig konkrete Vorschläge. Um dieser Lücke zu begegnen, werde ich abschließend eine Möglichkeit skizzieren, Media Diversity als theoretisch fundierte kritische Repräsentationspraxis neu zu besetzen.

8. Chancen für eine Neubesetzung von Media Diversity

Obwohl im journalistischen Selbstverständnis der Objektive Journalismus dominiert, gab es immer wieder auch andere Strategien, die sich für einen engagierten Journalismus einsetzen (vgl. Kapitel 3.3.1.). Möglichkeiten für eine Neuorientierung von Media Diversity zeigen sich daher auch in kritischen Ansätzen, die aus dem Journalismus selbst hervorgehen¹²⁶. Besonders relevant ist dafür das Konzept des Friedensjournalismus bzw. der Konfliktsensitiven Berichterstattung. Im Folgenden argumentiere ich, dass eine Aneignung und Übertragung von friedensjournalistischen Ansätzen Potenzial bereit hält, Media Diversity neu zu besetzen: mit einem positionierten, theoretisch fundierten und wertegeleiteten Journalismus als Basis. Dafür stelle ich zunächst das Konzept des Friedensjournalismus vor.

8.1. Orientierung am Konzept des Friedensjournalismus

Friedensjournalismus und Konfliktsensitive Berichterstattung beziehen sich ursprünglich konkret auf Krisen- und Kriegsberichterstattung in Regionen, in denen aktuell gewaltvolle Auseinandersetzungen oder festgefahrene lang anhaltende Konflikte herrschen. Dabei setzen sie den journalistischen Vorgehensweisen der objektiven Berichterstattung

¹²⁶ Zu nennen ist hier beispielsweise der "Konstruktive Journalismus", wie ihn Michael Gleich mit seiner Advanced Journalism Academy (AJA) betreibt: "Advanced Journalism Academy ist das Dach für die drei Counts Projekte. Deren Themen sind Umwelt, Frieden und kulturelle Vielfalt. Ein Netzwerk von Journalisten recherchiert unabhängig und kritisch zukunftsweisende Modelle und Lösungen globaler Probleme im Sinne des innovativen Konzepts eines 'konstruktiven Journalismus'. Wissenschaftler und Pädagogen beraten die Recherchen. Sie bringen ihre Fachkompetenz in Seminare mit Medienschaffenden ein, die AJA hierzulande und vor allem in Konfliktregionen veranstaltet. Gemeinsam werden multimediale Projekte umgesetzt. Zentrale Werte sind gegenseitiges Lernen und Respekt vor Andersartigkeit."

(<http://www.aja-online.org/de/aja/ueber-aja/>)

einen Ansatz entgegen, der deeskalations-, lösungs-, und wertorientiert ist.

Der Konflikt- und Friedensforscher Johann Galtung leitete seine Theorie der Nachrichtenwerte, die bis heute die journalistische Auswahl von Nachrichten bestimmen, Mitte der 1960er Jahre aus Medienanalysen zu politischen Krisen in Kongo, Kuba und Zypern ab (vgl. Kapitel 3.3.2.). Darauf aufbauend entwickelte er in den 1970er Jahren das Konzept des Friedensjournalismus (Galtung 1998). Dafür vergleicht er zur plastischen Illustration die Berichterstattung über Konflikte mit der Berichterstattung über Krankheiten und Epidemien. Im Fall von Krankheiten und Epidemien erwarten wir von den Medien, dass sie nicht nur über die Symptome der Krankheit aufklären, sondern auch darüber informieren, welche Ursachen die Krankheit hat, wie sie geheilt werden kann, welche vorbeugenden Maßnahmen getroffen werden können, welche Therapien und Medikamente es gibt. Genau diese Informationen über Heilung, also über Lösungsansätze und gewaltfreie Initiativen, fehlen in der Berichterstattung über Konflikte normalerweise. Berichterstattung, die den Nachrichtenwerten, darunter vor allem Negativismus, Personalisierung, Elite-Nation und Elite-Person, folgt, fokussiert in Konfliktsituationen nur die Ereignisse der Kriegshandlungen und die Perspektiven von Eliten, Regierung und Militär. Es wird über Angriffe, Tote und Verletzte berichtet, der Konflikt wird als "Nullsummenspiel" dargestellt, in dem zwei Parteien um Sieg und Niederlage kämpfen. Andere Möglichkeiten der Gewaltbeendigung, insbesondere friedliche Lösungen oder Akteure außerhalb der Machteliten, kommen in dieser Denkart nicht vor. Solange diese Informationen fehlen, so Galtung, muss man von "Kriegsjournalismus" sprechen, denn Berichte, die sich nur auf die Konflikthandlung beschränken, befördern den Konflikt weiter, statt ihn zu beruhigen. Stattdessen fordert Galtung eine umfassende Berichterstattung, die die Komplexität der Konflikte darstellt. Dazu gehören ihre vielfältigen,

auch historischen Hintergründe, die unterschiedlichsten daran beteiligten Parteien und deren Interessen sowie alle Formen von kultureller und struktureller Gewalt, die physischer Gewalt vorausgehen. Kulturelle Gewalt besteht in Vorstellungen und Erzählungen, die Gewalt rechtfertigen: Ideologien von Ungleichheit, Vorstellungen von Auserwähltheit, Mythen und Legenden von Kriegshelden, Hassreden. Ursprünge ebenso wie Folgen solcher Erzählungen sind Arroganz, Ethnozentrismus, Xenophobie und Diskriminierung. Kulturelle Gewalt legitimiert wiederum strukturelle Gewalt, die in Bräuche, Praktiken, und Institutionen eingeschrieben ist. Dazu gehören institutioneller Rassismus und Sexismus, ökonomische Ausbeutung, Armut, politische und kulturelle Unterdrückung, Korruption und Herrschaftsformen wie Kolonialismus, Sklaverei oder Apartheid. (Lynch und McGoldrick 2000) Da ein Ende der physischen Gewalt nur dann in einen dauerhaften Friedensprozess übergehen kann, wenn auch die dahinter liegende kulturelle und strukturelle Gewalt beendet wird, ist es notwendig diese in der Berichterstattung mit zu thematisieren.

Darüber hinaus soll eine solche Friedensberichterstattung Prozesse in den Blick nehmen, die alternative friedliche Lösungen befördern. Hier geht es darum, alle Initiativen und Akteure ernst zu nehmen, die sich für Frieden und Lösung einsetzen. Mit dem Wissen um die Entstehung, Weiterentwicklung und Verfestigung von Konflikten und Gewalt gilt es dann, konflikt sensitiv darüber zu berichten. So können sich in der Bevölkerung Vorstellungen von gewaltfreien Lösungen etablieren, die über ein Nullsummenspiel hinausgehen und im besten Fall für alle Beteiligten Vorteile bringen und daher auch von allen mitgetragen werden. Galtung spricht hier von der dem Konflikt innewohnenden Möglichkeit zu Neugestaltung und Transformation und von der kreativen Transzendenz des Konflikts als Lösungsziel (Galtung 2000).

Um diese Forderungen in der Berichterstattung umzusetzen, ist es für Journalist*innen zum einen notwendig, sich in Konflikttheorie einzuarbeiten, die Dynamiken und unterschiedlichen Formen von Konflikt

und Gewalt zu kennen und mit Möglichkeiten der Lösung von Konflikten vertraut zu sein. Dies öffnet den Blick für Ansätze jenseits etablierter Machteliten und ermöglicht die kritische Einschätzung aller beteiligten Parteien und ihrer Lösungsansätze. Zum anderen gilt es, kritisch mit Begrifflichkeiten umzugehen, die eigene Arbeit stets auf ihre Konsequenzen hin zu befragen und sie in einen friedensjournalistischen Werterahmen einzufügen.

Dem Konzept des Friedensjournalismus wurde häufig vorgeworfen, sich vom Gebot der Unparteilichkeit und Objektivität zu lösen und stattdessen in anwaltschaftlichen Aktivismus überzugehen. Die Journalistin und Journalismusforscherin Nadine Bilke weist diesen Vorwurf zurück:

Der Ansatz eines Friedensjournalismus fordert eine multiperspektivische und empathische Berichterstattung mit einer umfassenden Ursachen- und Lösungsanalyse. Das Konzept wird aber – gerade in der Journalismustheorie – häufig missinterpretiert: nämlich als praktische Friedensarbeit oder als Propaganda für angebliche Friedensziele der Kriegsparteien. Friedensjournalismus bedeutet aber weder die Überdehnung der journalistischen Aufgabe noch hat er einen propagandistischen Anklang. Diese Missverständnisse mögen darauf zurückzuführen sein, dass aufgrund des Neutralitäts-Dogmas in Teilen der journalistischen Praxis jegliches Ziel, und sei es ein Wert wie Frieden, auf Widerstand stößt. (Bilke 2008:14)

Auch Galtung betont, dass es nicht darum geht, Gewalt und Konflikt auszublenden: Doch statt den Konflikt in den Mittelpunkt zu rücken, stellt eine friedensjournalistische Perspektive die *Transformation* des Konflikts ins Zentrum. Folgt man außerdem Galtungs These, dass die journalistisch etablierte Form der Kriegs- und Konfliktberichterstattung Konflikte eher verschärft als beruhigt, dann würde dies ebenso Parteinahme bedeuten – nämlich für Krieg und Gewalt. Entsprechend

argumentiert auch Nadine Bilke, dass es beim Friedensjournalismus nicht um Parteinahme für eine Seite des Konflikts gehe, sondern vielmehr um eine Parteinahme für Menschenrechte und Demokratie, die als Orientierungspunkte und als Maßstab dienen, an denen sich die Berichterstattung und ihre Konsequenzen messen lassen müssen. Sie begreift Friedensjournalismus in erster Linie als Qualitätsjournalismus – dessen Qualitätsmerkmale jedoch über die etablierten journalistischen Kriterien von Objektivität, Unparteilichkeit, Ausgewogenheit, Relevanz oder Aktualität hinausgehen und folgende Qualitäten einbeziehen: Konfliktsensitivität, Wissen um die Entwicklung und Dynamik von Konflikten und deren Lösungsprozesse und eine Orientierung an Demokratie und Menschenrechten. Auch wenn die Definition von Demokratie und Menschenrechten und deren Anspruch auf Universalität umstritten sind, bringt diese Perspektive von Friedensjournalismus eine explizit ethische Komponente ein, die vor allem auch die Verantwortung für gesellschaftliche Konsequenzen von Berichterstattung mit einbezieht.

Genau in dieser ethischen Komponente und in der konfliktsensiblen Herangehensweise besteht auch die Übertragbarkeit dieses Ansatzes auf Berichterstattung im Allgemeinen. Das journalistische Gebot der Aktualität bedeutet, dass etwas dann berichtenswert ist, wenn es neu ist. "For reporters change is news. And when there is change, there is often disagreement or conflict", schreibt Howard Ross in der Einleitung zu seinem Handbuch für konfliktsensitiven Journalismus (Ross 2004:6). Neuigkeit bedeutet Veränderung und Veränderung birgt immer Potenzial für Konflikte – zwischen jenen, die Veränderung wünschen und jenen, die gerne alles beim Alten lassen würden. Daher, folgert Ross, sind Journalist*innen ohnehin ständig mit Konflikt befasst, oft ohne sich dessen bewusst zu sein und ohne entsprechend geschult zu sein. Vielen gesellschaftlichen und politischen Themen liegen Konflikte zugrunde, die allerdings, wenn sie nicht gewaltvoll

eskaliert sind, nicht als solche erfasst werden, auch wenn die Mechanismen und Dynamiken ähnlich sind. Die starke Lösungsorientierung, die Galtung vorsieht und mit "Frieden" assoziiert, beschreibt der Friedensforscher Wilhelm Kempf als konstruktive oder deeskalationsorientierte Konfliktberichterstattung (Kempf 2003). Gleich welches Adjektiv man wählt, um diese Orientierung zu beschreiben, zentral dabei ist, dass sie nicht nur auf Konfliktberichterstattung, sondern auf Berichterstattung allgemein bezogen werden kann.

Das Potenzial des friedensjournalistischen Ansatzes reicht daher weit über seinen ursprünglich vorgesehenen Rahmen als Gegenstück zur Kriegsberichterstattung hinaus. Auch wenn es nicht um offene Konflikte, Gewalt oder Krieg geht, ist eine Perspektive wie Galtung und Bilke sie beschreiben – konfliktsensitiver Qualitätsjournalismus mit einer ethischen Orientierung und Verantwortungsbewusstsein in Bezug auf die Konsequenzen des eignen Handelns – für jegliche Berichterstattung relevant. Damit müssten sich Journalist*innen allerdings aus der vermeintlich neutralen Position "reiner" Berichterstattung lösen, sich der eigenen Verantwortung stellen und sich zu einem wertegeleiteten Orientierungsrahmen bekennen. Neben einer solchen ethischen Orientierung sind im Konzept des Friedensjournalismus auch Reflexivität und der Einbezug von nicht-hegemonialen Perspektiven angelegt. Damit berührt Friedensjournalismus viele Aspekte, die vor allem von aktivistischen und kulturwissenschaftlichen Positionen auch in Bezug auf Media Diversity gefordert werden. Beiden gemeinsam ist auch, dass es sich nicht um eine Hinwendung zu einem bestimmten Thema handelt, sondern um eine grundsätzliche Haltung, Orientierung und Herangehensweise.

Während Friedensjournalismus ein programmatischer Entwurf ist, der konkrete Vorschläge zur Umsetzung von medialen Repräsentationen im Arbeitsalltag bereit hält, ist Media Diversity bisher noch ein unscharfer und theoretisch wenig fundierter Ansatz. Die im vorange-

gangenen Kapitel diskutierten Kehrseiten von Media Diversity und die theoretischen Defizite werden bisher in praktischen Media-Diversity-Ansätzen nicht oder zumindest nicht ausreichend berücksichtigt. Eine Orientierung am Konzept des Friedensjournalismus, ergänzt durch eine weiterführende theoretische Grundlage, könnte diese Defizite einholen und Media Diversity ein klares theoretisch-kritisches und zugleich praxisorientiertes Profil verleihen.

8.2. Erweiterung durch kulturwissenschaftliche Theorie

Friedensjournalismus bietet konkrete Handlungsempfehlungen für eine journalistische Praxis. Noch wichtiger jedoch ist Friedensjournalismus als Haltung, die diese Praxis informiert. Der Kerngedanke von Friedensjournalismus ist, dass ein Journalismus, der sich nicht explizit an Frieden als grundsätzlichem Wert orientiert, als Kriegsjournalismus bezeichnet werden muss – in dem Sinne, dass er Konflikte eher befördert als dazu beiträgt, sie zu beruhigen. Analog kann man einen Journalismus, der sich nicht explizit an Media Diversity orientiert, als hegemonialen Journalismus bezeichnen – in dem Sinne, dass er die bestehenden Machtdiskurse bestärkt, statt sie in Frage zu stellen und für Wertschätzung und Gleichberechtigung einzutreten.

Zu friedensjournalistischer Arbeit gehört es unverzichtbar dazu, sowohl die eigene Position in Bezug auf den Konflikt zu bestimmen und zu reflektieren, als auch die eigenen Repräsentationen stets hinsichtlich möglicher kriegstreibender Implikationen zu befragen. Dies gilt für Perspektive und Tonfall, für die Auswahl von Gesprächspartner*innen und Geschichten, ebenso wie für Wortwahl und Begrifflichkeiten mit ihren möglichen Konnotationen. Es geht darum, die Engführung von Konflikt als Nullsummenspiel zwischen Gewinnen und Verlieren aufzulösen, und Möglichkeiten einer Transzendenz des Konflikts aufzuzeigen, von der alle Beteiligten profitieren können.

Media Diversity müsste eine solche friedensjournalistische Haltung und kritische Praxis einschließen, jedoch darüber hinaus das eigene Tun stets auf mögliche essentialisierende, kulturalisierende und differenzfestschreibende Wirkung hin befragen.

Friedensjournalismus bekennt sich klar zu einer Wertorientierung – an Menschenrechten und Demokratie. Diese ethische Grundhaltung ist auch für Media Diversity relevant. Denn darin eingeschlossen sind auch diejenigen Aspekte, die für eine Equity-Perspektive von Diversity stehen, nämlich das aktive Eintreten für Gleichberechtigung und für den Abbau von Barrieren. Dabei gilt es allerdings zu berücksichtigen, dass auch Demokratie, Menschenrechte und Gleichberechtigung umstrittene Konzepte sind, die aus westlich-männlicher Perspektive hervorgegangen sind oder sich an dieser orientieren und deren Universalität von westlichen Nationen beansprucht und durchgesetzt wird. Auch wenn es nicht darum gehen kann, diese Konzepte grundsätzlich zu verwerfen, ist es notwendig, ihre Implikationen mitzudenken. (u.a. Dhawan 2011)

Genau in diesem Sinne ist für eine Übertragung des friedensjournalistischen Konzeptes auf Media Diversity eine Erweiterung nötig. Für Friedensjournalismus wird die Notwendigkeit betont, dass Journalist*innen sich in Konflikttheorie einarbeiten müssen, um zu verstehen, wie Konflikte entstehen, welche Hintergründe Konflikte befeuern und auf welche Weise Konflikte gelöst werden können. Dieses theoretische Rüstzeug ist nötig, um die Situation angemessen recherchieren und verstehen zu können und die Berichterstattung dahingehend umzusetzen.

Entsprechend können für eine Auseinandersetzung mit dem hegemonialen Charakter von Repräsentation und den Bedingungen von Partizipation kulturwissenschaftliche Theorien die Basis liefern. Wichtigste Impulsgeber dafür sind Postkoloniale Kritik und Kritische Weißseinsforschung.

Postkoloniale Kritik

Als interdisziplinärer Diskurs und politisches Projekt des Widerstands widmet sich Postkoloniale Kritik den konkreten (neo)kolonialen Macht- und Dominanzverhältnissen ebenso wie den diskursiven Praktiken und Wissenssystemen, die diese hervorbringen und bis heute stützen (Ha 2007c). Wenn man "postkolonial" auf diese Weise als grundsätzlich imperialismus- und repräsentationskritische Haltung begreift, ist Postkoloniale Kritik für die Beschäftigung mit Medien und Media Diversity unerlässlich. Denn Gegenstand sind nicht nur die ehemals kolonisierten Länder, sondern ebenso die Situationen der durch transnationale Beziehungen und Migration geprägten westlichen Gesellschaften. Postkoloniale Kritik erweitert darüber hinaus den gängigen Fokus der Globalisierungsdiskussion auf Wirtschaft um einen Fokus auf kulturelle und ideologische Zusammenhänge, politisiert diese und fordert westlich-eurozentrische Wissenschaft und Wissens- und Theoriesysteme heraus, sich selbstkritisch zu hinterfragen (Bachmann-Medick 2006:184ff). Mit einer postkolonialen Sichtweise gelingt daher auch ein kritischer Blick auf das journalistische Repräsentationsregime.

Für eine solche theoretisch informierte Basis von Media Diversity ist zunächst die Auseinandersetzung mit den drei prägendsten postkolonialen Theoretiker*innen Edward Said, Homi K. Bhabha und Gayatri Chakravorty Spivak hilfreich. In Anlehnung an Michel Foucault haben sie mit unterschiedlichen Schwerpunkten die Zusammenhänge von Macht und Wissen für die postkoloniale Situation untersucht, die bis heute wirksame Repräsentationsregime bestimmen. Ihre Theorien vereinen daher für Media Diversity wesentliche Themen: Diskursmacht und die Dekonstruktion von hegemonialen Darstellungen, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von Widerstand und Partizipation sowie die Auflösung essentialisierender Identitätszuschreibungen.

Eine erste grundlegende Repräsentationskritik gelingt mit dem Konzept des Orientalismus. Der palästinensisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said hat 1978 unter dem Titel "Orientalism" westliche Repräsentationen über den Orient – in Wissenschaft, Literatur, journalistischen Texten, oder Berichten von Kolonialbeamten – detailliert analysiert. Anhand dieser Analysen zeichnet er nach, wie der Orient als mysteriöses Gegenüber zum Westen konstruiert wurde: basierend auf zumeist negativen Stereotypen, die eine ungleiche Dichotomie herstellen. Während der Okzident als aufgeklärt, modern, stark, selbstbestimmt und dynamisch konzipiert wird, wird der Orient als schwach und passiv, geschichtslos und damit unfähig zu Veränderung, moralisch degeneriert, faul, gewalttätig und gleichzeitig als Ort exotischer sexueller Freizügigkeit imaginiert. So wird der Orient Ort der Projektion für westliche Ängste, aber ebenso für Sehnsüchte und Fantasien. Diese diskursive Abwertung und Vereinnahmung geht nach Said Hand in Hand mit der konkreten kolonialen Unterwerfung des Orients. So sind Diskursmacht und politisch-ökonomische Macht nicht getrennt von einander zu denken, sondern bedingen einander. Saids Orientalismuskonzept geht jedoch weit über die Beziehung zwischen Westen und Orient hinaus und richtet sich grundsätzlich auf die Verwobenheit von Macht und Wissen und auf hegemoniale Herrschaftsdiskurse als Machtdiskurse. So kann man mit Saids Ansatz auf alle Situationen blicken, in denen ungleiche Machtverhältnisse bestehen. Auf diese Weise erhält "postkolonial" seine Öffnung hin zu einer allgemeinen Diskurskritik, die weder zeitlich noch räumlich begrenzt ist, sondern stattdessen als bestimmte Haltung und Perspektive gesehen werden kann, die hegemoniale Wissenssysteme und eurozentrische Sichtweisen dekonstruieren will.

An diesen dekonstruktivistischen Aspekt knüpft auch die indisch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak an. Sie baut durchaus auf Saids Orientalismus auf, lehnt aber seine Vorstellung eines einheitlichen unterdrückenden Machtdiskurses ab.

Ihr geht es vielmehr um Heterogenität, Widersprüchlichkeiten und Brüche und um die Möglichkeiten zum Widerstand, die in jeder Machtbeziehung enthalten sind. (Castro Varela und Dhawan 2005:56) Dabei verbindet sie marxistische und feministische Theorie, um die vielfältigen sozialen Ungleichheiten, Unterdrückungs- und Marginalisierungsmechanismen zu analysieren, die auch nach der Entkolonialisierung weiterbestehen, sowohl innerhalb der ehemaligen Kolonien als auch in den globalen Beziehungen. In ihrem wohl bekanntesten Text stellt Spivak die Frage: "Can the subaltern speak?" (1988). Sie bezieht sich dabei auf die Situation von indischen Frauen, die sie als doppelt marginalisiert beschreibt – marginalisiert durch den Imperialismus des Westens und durch die patriarchalische Gesellschaftsordnung Indiens. Wenn Spivak hier zu dem Schluss kommt, dass Subalterne nicht sprechen können, so spricht sie subalternen Frauen damit nicht ihre Ausdrucks- und Handlungsfähigkeit ab, sondern meint damit in erster Linie Folgendes: Sie können durchaus sprechen, doch ihre Stimmen finden angesichts der sie umgebenden Gesamtsituation, in der sie in mehrfacher Hinsicht "Andere" (other) sind, kein Gehör. Bachmann-Medick schließt daher, dass die eigentliche Frage lautet: "Welche Diskurse können die Erfahrungen von Subalternen so repräsentieren, dass ihnen zugehört wird und dass sie auch gehört werden?" (Bachmann-Medick 2006:191). Damit geraten auch die Bedingungen in den Blick, die solche Diskurse ermöglichen oder verhindern. In diesem Sinne richtet sich Media Diversity nicht länger auf die Ermöglichung von Teilhabe bei unverändert fortbestehenden Strukturen, sondern auf das Mediensystem selbst und auf die darin etablierten Gewissheiten.

Mit Saids Orientalismus und Spivaks Frage danach, wer sprechen kann und wer gehört wird, lassen sich mediale Repräsentationen auf ihre hegemoniale Macht hin befragen. So wie im Friedensjournalismus an jede Repräsentation die Frage gestellt wird, ob sie konfliktberuhigend und friedensfördernd ist oder stattdessen kriegstreibend, so muss in

Bezug auf Media Diversity stets die Frage gestellt werden, ob eine Darstellung emanzipatorisch wirkt oder ob sie nicht vielmehr hegemoniale Kräfte stützt, kulturalisierend und essentialisierend wirkt und Differenz festschreibt. Dies bezieht sich freilich nicht nur auf die Ebene der Repräsentation, sondern auf alle Media-Diversity-Maßnahmen.

Für die Frage nach Kulturalisierung, Essentialisierung und Differenzzuschreibung liefern die Konzepte von Hybridität und Drittem Raum des indisch-amerikanischen Literaturwissenschaftlers Homi K. Bhabha eine theoretische Fundierung. Mit beiden Begriffen betont Bhabha das Potenzial des "Zwischen". Dabei denkt er dieses nicht als eine Vermischung aus zwei oder mehreren festen Identitäten, sondern als Prozesse, als Bewegungen und Uneindeutigkeiten, als Grensräume und Erscheinungen der Ränder, als Mehrstimmigkeiten, als ein Schöpfen aus vielfältigen, ambivalenten Zugehörigkeiten, als Aushandlung und Überschneidung. Damit wendet er sich gegen Vorstellungen von festen Identitäten und Differenzkategorien, wie dies bei den vielfach in Anschlag gebrachten Größen race, class und gender der Fall ist. Er lehnt die verfestigten Oppositionen ab, die westliche Wissenschaft und Weltsicht entlang der Linien von "self" und "other" etabliert haben, wie beispielsweise Zentrum/Peripherie oder Erste Welt/Dritte Welt. Denn diese verfestigten Konzepte von Kultur in Verbindung mit bestimmten Bewertungen verbreiten eine koloniale Haltung, die wiederum zu imperialistischen Bedingungen führt. Bhabha sieht postkoloniale Identitäten als hybrid, als kulturelles Amalgam und ständige Aushandlung von kulturellen Prozessen und Zwischenräumen. (Bhabha 2004 [1994]) Mit dem Begriff "Third Space" (Dritter Raum) meint er explizit nicht einen Raum zwischen zwei festen Kategorien, sondern einen Zwischenraum, der Hybridität als entscheidende Charakteristik besitzt (Bhabha 1990 und 2004 [1994]). So wird jeder Raum als immer schon hybrid gedacht und Hybridität als Möglichkeit, dominante Diskurse subversiv zu unterlaufen. Damit geht auch ein verän-

iertes Kulturkonzept einher, das das Container-Modell (die Vorstellung von Kulturen als in sich homogene, statische und geschlossene Einheiten) vollständig ablehnt und von einem ständigen Prozess von Übersetzungen, Überlappungen und Aushandlungen ausgeht.

An den Positionen der Hauptvertreter*innen der Postcolonial Studies wurde vielfach Kritik geübt, darunter auch gegenseitige Kritik. Said wurde vorgeworfen, dass er mit seinem Orientalismus eben das reproduziere, wogegen er sich eigentlich wendet: eine Essentialisierung und Homogenisierung von Ost und West, mit der er Dichotomien festschreibt und jegliche Uneindeutigkeiten und Widersprüche und letztlich auch jede Möglichkeit des Widerstands leugne (Castro Varela und Dhawan 2005:38ff). Darüber hinaus vernachlässige er in seiner Arbeit, ebenso wie Bhabha, vollständig die weibliche Perspektive bzw. generell die Aspekte Geschlecht und Sexualität. Diese hat zwar Spivak in die Postkoloniale Kritik integriert – allerdings sind sex und gender nicht die einzigen Differenzlinien, entlang derer soziale Ungleichheit hergestellt wird. Ebenso wie Frauen des Globalen Südens doppelt marginalisiert sind, gibt es andere Formen von Mehrfach-Marginalisierung, nämlich in Bezug auf alle Abweichungen von der imaginierten Norm, die auf sehr vielfältigen Ebenen greift: Dazu gehören neben den vielzitierten Parametern "männlich – westlich – weiß – heterosexuell" zum Beispiel auch Arbeitsfähigkeit, physische und psychische Gesundheit, oder Alter (nämlich Erwachsenenalter jedoch vor der Vergrößerung). Diese unterschiedlichen "Merkmale" sind auch in Media Diversity angelegt. Verdienst der Postcolonial Studies ist es, dass sie insgesamt die Zusammenhänge und Mechanismen von Othering (das Konstruieren des "Anderen"), Repräsentation und Unterdrückung sowie Möglichkeiten der Widerständigkeit in den Blick rücken – auch wenn sie nicht alle Aspekte berücksichtigen. Während Said vorgeworfen wird, letztlich doch an den starren Dichotomien festgehalten zu haben, löst Bhabha mit seinem Konzept der Hybridität, das das

Hybride nicht zwischen Kulturen, nicht innerhalb einer Kultur, sondern im Individuum denkt, jegliche Form von kollektiver Identität und Zugehörigkeit auf (Bachmann-Medick 2006:205-206). Wenn jedoch alles hybrid und jeder Raum immer schon Dritter Raum ist, kann man sich fragen, inwiefern sich aus diesen Räumen dann noch emanzipatorische Kraft anhand von konkreten geteilten Erfahrungen entwickeln kann. Darüber hinaus fokussiere Bhabha in seinem Konzept der Hybridität stets nur das positive Potenzial, das Schöpfen aus unterschiedlichen Erfahrungen, vernachlässige aber, dass es ebenso Hybridität gibt, aus der das Individuum nicht positiv schöpfen kann, bzw. nicht in dem von Bhabha vorgestellten Sinne. (Castro Varela und Dhawan 2005:100ff) Die hier angesprochene Vernachlässigung des Problems, das in der *Bewertung* von Vielfalt liegt, ist auch eine der Schwächen des Diversity-Konzeptes. Hybridität ist grundsätzlich in jeder Biographie vorhanden, doch ähnlich der Unterscheidung zwischen Diversity und Differenz, gibt es erwünschte und unerwünschte Hybridität, die nicht zuletzt durch den akademischen Diskurs festgelegt wird – durch Zuschreibungen darüber, welche hybriden Identitäten akzeptiert und welche als nicht integrierbar angesehen werden. (Erel 2004) Auch wenn Hybridität nicht automatisch ein emanzipatorisches Moment beinhaltet, das geeignet wäre, Dominanzverhältnisse zu verändern, so ist Hybridität doch geeignet, die Essentialisierung von Kultur in Frage zu stellen und Differenzlinien als Strategien und Teile von Machtdiskursen aufzudecken. Während Diversity mehrere Dimensionen von Vielfalt in den Blick nimmt, aber an Differenzkategorien festhält, bleibt Hybridität vor allem auf kulturelle und ethnische Zugehörigkeit gerichtet, zielt aber darauf ab, Differenzlinien zu dekonstruieren. Eine Verknüpfung beider Konzepte kann sowohl die Verschränktheit unterschiedlichster Aspekte von Herkunft, Lebensführung, Orientierung, Identität und Zugehörigkeit in den Blick bekommen als auch die Dekonstruktion von essentialistischen Differenzkategorien einfordern. Hier bietet das Konzept der Intersektionalität wichtige Impulse. Es

geht davon aus, dass sich Aspekte von Ausgrenzung und Unterdrückung nicht lediglich addieren, sondern sich gegenseitig verstärken, abschwächen, sich überlagern, beeinflussen und bedingen und so eigene verwobene Formen von Diskriminierung hervorbringen (u.a. Winker und Degele 2009; Castro Varela und Dhawan 2011).

Jenseits der berechtigten Kritikpunkte sind für die Frage danach, welche Medienbilder unsere Vorstellungen und unseren Alltag prägen, aus den Ansätzen der Postcolonial Studies vor allem folgende Aspekte relevant: Repräsentationen erschaffen ihren Gegenstand; sie tun dies anhand von Dichotomien, die Wertungen enthalten und Hierarchien festlegen. Es geht also um die grundsätzliche Anerkennung dessen, dass das "Andere" nicht als solches existiert, das erforscht, erkannt und beschrieben werden könnte, sondern dass dieses Andere, ebenso wie das Eigene, in jeweiliger Abgrenzung diskursiv hergestellt wird. Ein solches Othering betrifft freilich nicht nur den imaginierten Orient, wie Said dargelegt hat, sondern findet auf unterschiedlichsten Ebenen überall statt. Entscheidend ist dabei, dass Othering jeweils in binären Oppositionspaaren stattfindet, und damit essentialistische Größen erschafft, die Heterogenität, Brüche oder Uneindeutigkeiten zugunsten von klar fassbaren Zuschreibungen ausblenden. Dieser Prozess ist zudem von Machtverhältnissen gekennzeichnet, so dass es immer einen Unterschied macht, wer über wen aus welcher Perspektive mit welcher Repräsentationsmacht spricht. Während Michel Foucault davon ausgeht, dass diese Machtverhältnisse quasi selbständig ohne aktive intentionale Absichten von Individuen eine Gesellschaft durchdringen und von allen Beteiligten unbewusst mitgetragen werden, wird nach Said diese Diskursmacht bewusst und intentional ausgeübt, um politisch-ökonomische Macht zu stützen und zu erhalten. Ich gehe davon aus, dass in Mediendiskursen beide Aspekte wirksam sind: unbewusste, unintendierte strukturelle Bedingungen, die bestehende Diskursregime ständig bestärken; und (mehr oder weniger) bewusste

Repräsentationsstrategien und Ausschlussmechanismen, die bis heute ein koloniales und orientalistisches Weltbild aufrechterhalten. Wenn beispielsweise noch heute Beiträge über Samoa oder Namibia mit dem Verweis eingeleitet werden, dass diese Länder einmal deutsche Kolonien waren, so kann man das als den Versuch des Moderators lesen, den Nachrichtenfaktoren Relevanz und Nähe gerecht zu werden. Durch den unkritischen Verweis auf die deutsche Kolonialherrschaft, wird jedoch suggeriert, dass es nur deshalb relevant ist darüber zu berichten, *insofern* es einmal deutsche Kolonien waren – auch wenn es im Beitrag selbst dann nicht um die koloniale Vergangenheit des Landes geht, sondern beispielsweise um aktuelle politische oder gesellschaftliche Themen. Gleichzeitig zieht eine solche Anmoderation die historische Beziehung zwischen beherrschendem Deutschland und beherrschter Kolonie bekräftigend in die Gegenwart. Auf solche Weise wird den heutigen Ländern, fast 100 Jahre nach dem Ende deutscher Kolonialansprüche, eine Existenzberechtigung in sich quasi abgesprochen. Ähnliche Mechanismen sind freilich auch unabhängig von kolonialen Bezügen wirksam.

Spivaks Frage "Can the subaltern speak?" stellt sich in jeglicher Hinsicht – für Medien ebenso wie für Wissenschaft oder Politik. Wer kann überhaupt sprechen? Wem wird Partizipation zugestanden? Auf welche Weise? Und mit welcher Chance gehört zu werden? Hier schließen auch die Überlegungen der Ethnologie zu Fragen der Repräsentation an – zur Rolle der Wissenschaftler*in (oder Journalist*in), zu Autorenschaft, Machtposition, zu Konstruiertheit und Fiktionalität von Repräsentationen und nicht zuletzt zum Kulturbegriff.

In den Kulturwissenschaften wird inzwischen der Begriff "Kultur" aufgrund seiner essentialisierenden, trennenden, deterministischen und hierarchisierenden Wirkmacht teilweise gänzlich abgelehnt (Abu-Lughod 1991). Häufig wird er nur noch adjektivisch relativierend gebraucht (u.a. Appadurai 1996) oder im Sinne eines "strategischen

Essentialismus" (Spivak 1996 [1985]), also dem bewussten Rückgriff auf positivistische Kategorien, um politisch etwas zu erreichen. Im öffentlichen Diskurs dagegen hat "Kultur" Hochkonjunktur, und zwar vor allem in der essentialistischen Ausprägung des Container-Modells mit der Vorstellung von Kulturen als homogenen, abgeschlossenen Räumen mit letztlich unüberschreitbaren Grenzen. Dieser Vorstellung hat nicht zuletzt Samuel P. Huntington (1996) mit seinem "Kampf der Kulturen" (Clash of Civilizations) erneut Auftrieb gegeben. Entsprechend ist die Rede vom "Zusammenprall von Kulturen" allgegenwärtig. Bhabhas Konzepte von Hybridität und Drittem Raum unterlaufen diese fixen Größen und brechen das Container-Modell von Kultur auf. Sie sind trotz aller Kritik hilfreich, um die vermeintlich glatte Oberfläche von Kultur zu öffnen und die Beweglichkeit, Uneindeutigkeit, die Brüche und Verschiebungen, die vielfachen Übergänge, Interaktionen und Beziehungen, ebenso wie die Irritationen, und Widerständigkeiten kultureller Prozesse in den Blick zu bekommen. Nimmt man zu den etablierten postkolonialen Theorien auch ihre jeweilige Kritik hinzu, so eröffnet sich ein interdisziplinäres, globalisierungskritisches Wissenschaftsfeld, das eng an konkrete lokale Erfahrungen und Aushandlungsprozesse anknüpft und damit politisch-emanzipatorisch hegemoniale Macht-Wissen-Dominanz-Beziehungen der unterschiedlichsten Bereiche thematisiert und herausfordert.

Eine solche Kritik aus Postkolonialer Perspektive ist nicht nur für die Produkte der Medien relevant, sondern ebenso für Partizipation als Strategie für die Verankerung von Media Diversity. So müsste man die angestrebten Maßnahmen stets dahingehend befragen, in welche Machtkontexte sie eingebunden sind, wem sie letztlich nützen und was sie befördern. Darüber hinaus gilt es auch die Frage zu stellen, wer überhaupt zur Gruppe derjenigen gezählt wird, denen Partizipation zugestanden wird, welche Zugangsbedingungen gestellt werden, mit welchen Begründungen und aus welcher Perspektive. Es ist bereits

deutlich geworden, dass Diversity nicht per se begrüßt wird, dass es Merkmale von Vielfalt gibt, die nicht wertgeschätzt, sondern abgelehnt werden, und dass die Grenzen dieser Zuschreibungen aus hegemonialer Perspektive gezogen werden. Dabei sind Repräsentationen maßgeblich daran beteiligt, diese Grenzen aufrechtzuerhalten, wodurch Repräsentation und Partizipation in ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis geraten.

Der hegemoniale Charakter von Repräsentation offenbart sich also zum einen in seiner orientalistischen Ausprägung, in der Konstruktion der "Anderen" und dem "Sprechen über", zum anderen in der Macht, bestimmte Themen oder Perspektiven auszuschließen. Beides ist jedoch noch von einem ganz anderen Aspekt gerahmt: Es findet vor dem nicht weniger wirkmächtigen Hintergrund der unsichtbaren und unbenannten Norm statt – all dessen, was als vermeintlich selbstverständlich *nicht* benannt wird, was in der Repräsentation unsichtbar bleibt und dadurch umso stärker die bestehende Norm bestätigt.

An dieser Stelle bringt die Kritische Weißseinsforschung wichtige Erkenntnisse ein, da sie explizit versucht, Postkoloniale Kritik zu üben, die alle Formen von Marginalisierung mit einbezieht. Der Fokus liegt jedoch auf dem, was nicht explizit, aber dafür als unsichtbare, weil als selbstverständlich wahrgenommene und allgegenwärtige Norm umso wirksamer ist.

Kritische Weißseinsforschung

Die Kritische Weißseinsforschung ist eine noch junge Disziplin, die versucht, das Potenzial der US-amerikanischen Critical Whiteness Studies, die sich dort seit den 1990er Jahren etabliert haben, für Deutschland fruchtbar zu machen (Eggers et al. 2005). Ähnlich wie die Postcolonial Studies oder die Feministische Kritik will die Kritische Weißseinsforschung aus Perspektiven von Marginalisierten die Me-

chanismen und Wirkmächtigkeit struktureller Privilegierung sichtbar machen und die Verobjektivierung der "Anderen" durch ebendiese aufbrechen.¹²⁷ Ihr Bezugspunkt ist dabei "Weißsein" als unsichtbare Norm:

Die weiße Norm spricht, beurteilt und bleibt in diesem machtvollen Prozess unsichtbar; die "Anderen" werden besprochen, analysiert und abgewertet und so zu vermeintlich stummen, geschichtslosen "Objekten". Was in landläufigen Weißen Kontexten über die "Welt" und diese "Anderen" – seien sie fern oder nah, seien sie vergangen oder gegenwärtig – "gewusst" wird, ist folglich kein unschuldiges, "objektives" oder gar universell gültiges Wissen, sondern immer eingebettet in komplexe, räumlich und zeitlich gebundene Prozesse einer rassifizierten Machtausübung. (Ha, Lauré al-Samarai und Mysorekar 2007:10)

Weißsein wird als Konstrukt begriffen, das Grenzen zieht und Identitäten zuweist, dabei selbst aber unsichtbar bleibt, nicht adressiert wird und eben daraus seine Macht bezieht. Ziel der Kritischen Weißseinsforschung ist es, Weißsein – mit allen damit einhergehenden Selbstverständlichkeiten und Privilegien – sichtbar und benennbar zu machen, als Analysekategorie zu etablieren, und kritisch ihre Gewissheiten

¹²⁷ Innerhalb der Kritischen Weißseinsforschung besteht eine anhaltende Diskussion darüber, "wem die Kritische Weißseinsforschung gehört" (Piesche 2005). Es geht um die Frage, wer sich überhaupt dazu äußern darf und ob das Zulassen Weißer Perspektiven nicht wiederum eine problematische Aneignung bedeutet, durch die Weiße Sprecher*innenpositionen das kritische Potenzial der Kritischen Weißseinsforschung unterlaufen, indem sie sich selbst moralisch legitimieren. Während beispielsweise der Sammelband "Mythen, Masken und Subjekte" (Eggers et al. 2005) Schwarze und Weiße Positionen vereint, sprechen sich die Herausgeber*innen von "re/visionen" (Ha, Lauré al-Samarai und Mysorekar 2007) explizit für einen Diskussionsraum aus, in dem sich nur People of Color äußern: "Uns geht es nicht darum, Weiße auszuschließen, sondern um den Versuch, einen autonomen Diskussionsraum zu schaffen, der sich auf die Artikulationen rassifizierter Subjekte konzentriert. Die Frage ist, ob dieser eigenständige Diskussionsraum für People of Color anerkannt und zugelassen werden kann, oder nicht." (Ha 2007d:447)

herauszufordern. Dabei meint der Begriff "Weißsein" nicht eine biologistische Kategorie, nicht einen äußerlichen, unabänderlichen, ontologischen Zustand. Weißsein verweist vielmehr auf Wissen und Handeln, Praktiken und Artikulationen aus Weißer Position, also auf die ideologische Kategorie und die damit einhergehenden realen Privilegierungen und Machtbeziehungen. (vgl. Arndt 2005:343) So kann Weißsein auch kontextabhängig sein und ist nicht notwendigerweise festgelegt. Menschen mit Schwarzen Erfahrungen können also gleichsam "Protagonist*innen" von Weißsein werden. In diese Richtung weisen beispielsweise Diskussionen darüber, ob Barack Obama Schwarz oder Weiß ist, oder Debatten über die Identität Postkolonialer Theoretiker*innen, die an Weißen Elite-Universitäten ausgebildet wurden und dort lehren.

Die marginalisierte Perspektive, aus der Weißsein erforscht wird, umfasst all jene, die Ausgrenzung, Abwertung, Rassifizierung, also die Konstruktion und Zuschreibung vermeintlicher Rassekategorien, und damit den Verweis ins Schweigen durch die Weiße "Mehrheitsperspektive" erfahren. Ein erster grundlegender Ansatzpunkt liegt in den Begrifflichkeiten. Die Begriffe, die aus Weißer Perspektive für die von ihr zu Anderen Gemachten, gewählt werden, greifen für diese Realitäten nicht. Begriffe wie "Nicht-Weiße" suggerieren eine Norm des Weißseins und verweisen Andere in eine passive Negation und als bloßes Gegenstück zu Weiß in eine Abhängigkeit davon. So wird Weißsein als Norm doppelt bestätigt und ermächtigt. Ähnliches bewirken Begriffe wie "Minderheit" oder "Minorität", häufig begleitet von Adjektiven wie "ethnisch", "kulturell" oder auch "sichtbar". Sie bestätigen nicht nur die Vorstellung einer "Mehrheit", sondern ignorieren gleichzeitig, dass "Minderheiten" nicht per se existent sind, sondern durch den dominanten Diskurs anhand von bestimmten Kriterien konstruiert werden, um die privilegierten Mitglieder der Gesellschaft als selbstverständlich darzustellen und zu schützen. Die begleitenden

Adjektive ziehen rassifizierende oder kulturalisierende Grenzlinien. Gleichzeitig bleiben beispielsweise beim Begriff "ethnische Minderheit" Schwarze Deutsche außen vor, die obwohl in Deutschland sozialisiert, dennoch nicht selbstverständlich zur als Weiß vorgestellten deutschen Gesellschaft gezählt werden. Die gleiche Problematik betrifft auch den in Deutschland häufig gebrauchten Begriff "Migrant", der als allgemeiner und ursprünglich als positiv konnotierter Begriff die Bezeichnung "Ausländer" ablösen sollte. Viele Menschen, die heute in Deutschland alltagsrassistische Erfahrungen machen, sind, ebenso wie Schwarze Deutsche, selbst nie migriert, sondern in Deutschland geboren und aufgewachsen. (vgl. auch Ha, Lauré al-Samarai und Mysorekar 2007:10ff) Auch "Migrationshintergrund" ist nur ein weiterer Versuch, die Menschen begrifflich zu fassen, die nicht dazugehören sollen und ihre vermeintliche Andersheit festzuschreiben. Neben solchen Verweisen in die Negation entfaltet Weißsein seine Wirkmacht vor allem durch konsequentes Nicht-Benennen, Nicht-Aussprechen und Verschweigen der eigenen Position.

Diejenigen, die von dieser nicht-benannten Norm ausgeschlossen sind, teilen die "in vielen Variationen auftretende und *ungleich* erlebte Erfahrung, aufgrund körperlicher und kultureller Fremdzuschreibungen der Weißen Dominanzgesellschaft als 'anders' und 'unzugehörig' definiert zu werden" (Ha, Lauré al-Samarai und Mysorekar 2007:12; Hervorhebung im Original). Sie wählen die solidarische und ermächtigende Selbstbezeichnung "People of Color". Häufig wird auch der Begriff "Schwarz", vor allem auch adjektivisch gebraucht, als Synonym zu People of Color benutzt (Arndt 2005; Eggers et al. 2005; Ha, Lauré al-Samarai und Mysorekar 2007). Der People-of-Color-Ansatz wird zunächst als Arbeitsbegriff verstanden – unter anderem weil kein Begriff, auch keine Selbstbezeichnung, außerhalb einer postkolonialen Situation und Sprache existieren kann und weil es darüber hinaus für jede Bezeichnung Einzelne geben wird, die sich darin nicht repräsentiert fühlen. Im Unterschied zu anderen Gegenbewegungen, versucht

der People-of-Color-Ansatz jedoch übergreifende Zusammenhänge und die unterschiedlichsten Formen von Unterdrückungsverhältnissen und Marginalisierungen einzubeziehen und reflexiv unterschiedlichste Machtverhältnisse zu thematisieren, wie beispielsweise die männlich-heterosexuelle Struktur vieler Widerstandsformen. (Ha 2007b) Es ist die Perspektive von Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen of Color, die im Rahmen Kritischer Weißseinsforschung Weißsein als hegemonialen Diskurs und als wirkmächtige soziale Praxis aufdecken, die normierend und normativ gesellschaftliche Wirklichkeit bestimmen. Dabei begreift sich Kritische Weißseinsforschung nicht nur als akademische Praxis, sondern sieht sich vor allem informiert durch die alltäglichen (Überlebens)Strategien, Auseinandersetzungen, Verortungen und Kritiken von People of Color, die sie innerhalb dieser Weißen Strukturen leben und erleben (müssen). (vgl. Piesche 2005:16)

Für Media Diversity ist Kritische Weißseinsforschung deshalb relevant, weil Weiße Vormachtstellung, als unhinterfragte, unmarkierte und unbenannte Norm, ein System ist, das – vor allem über die Medien – alle Aspekte gesellschaftlichen Lebens durchdringt. Die Feministin und Rassismuskritikerin bell hooks formuliert dazu in Bezug auf die US-amerikanische Gesellschaft:

With the television on, whites were and are always with us, their voices, values, and beliefs echoing in our brains. It is this constant presence of the colonizing mindset passively consumed that undermines our capacity to resist white supremacy by cultivating oppositional worldviews. (...) Constantly and passively consuming white supremacist values both in educational systems and via prolonged engagement with mass media, contemporary black folks, and everyone else in this society, are vulnerable to a process of overt colonization that goes easily undetected. Acts of blatant racism are rarely represented in mass media images. Most television shows suggest via the liberal dialogues that occur

between white characters or racially integrated casts, that racism no longer serves as a barrier. (hooks 1995:110-111)

Doch diese liberale Oberfläche diene nur dazu, die wirkmächtigen Repräsentationen zu kaschieren, die weiterhin eine klare Hierarchie zwischen Schwarz und Weiß behaupten. Die Art und Weise der Repräsentation schreibt das Schwarze Subjekt weiterhin als untergeben, als "other" fest. (hooks 1995:112ff)

An anderer Stelle zeigt bell hooks auf, dass Weiße Vormachtstellung selbst unter progressiven Intellektuellen reproduziert wird – in ihrem Beispiel auf einer Cultural Studies Konferenz, während derer sie sich an ein Erlebnis aus ihrer Kindheit in den USA erinnert fühlte, als sie durch ein aus ihrer Perspektive bedrohliches Weißes Stadtviertel gehen musste, um zum Haus ihrer Großeltern zu kommen.

Attending the conference because I was confident that I would be in the company of like-minded, "aware", progressive intellectuals, I was disturbed when the usual arrangements of white supremacist hierarchy were mirrored both in terms of who was speaking, of how bodies were arranged on the stage, of who was in the audience. All of this revealed the underlying assumptions of what voices were deemed worthy to speak and to be heard. As the conference progressed, I began to feel afraid. If these progressive people, most of whom were white, could so blindly reproduce a version of the status quo and not "see" it, the thought of how racial politics would be played out "outside" this arena was horrifying. The feeling of terror that I had known so intimately in my childhood surfaced. (hooks 1995:48)

Nachdem sie auf der Konferenz spontan genau über dieses Gefühl gesprochen hatte, erfuhr sie später, dass sich Weiße Konferenzteilnehmerinnen darüber lustig gemacht haben. Sie waren unfähig, zu verstehen, dass die Angst, über die bell hooks sprach, eine Reaktion auf die

Weißer Vormachtstellung ist. Diese Unfähigkeit zu verstehen sieht hooks als Indiz dafür, wie verfestigt diese Vormachtstellung ist und wie wenig Vorstellung Weiße von der psychologischen Durchdringung haben, die bereits der Vordenker der Dekolonisation Frantz Fanon in seinem Buch "Schwarze Haut, weiße Masken" (1980 [1952]) so eindrücklich beschrieben hat.

Neben dieser Unfähigkeit zu verstehen, leugnen Weiße häufig runderheraus die Existenz einer Weißen Vormachtstellung und der ihr inhärenten Rassismen bzw. verorten diese lediglich in der extremen Rechten, positionieren sich selbst aber außerhalb dessen und beanspruchen für sich eine liberale Haltung, die über jegliche Rassismen erhaben sei. Susan Arndt beschreibt dieses Problem als Traktabilität:

Das Muster ist einfach erklärt. Ich zeige mit dem Finger auf die weißen Masken des Klu Klux Klans und die *weißen* Siedler, die die Apartheid preisen und, hierzulande, auf Neonazis und Skinheads, manchmal auch auf die WählerInnen der NPD oder DVU. Dann lehne ich mich zurück und suche nach Ursachen für diese "Auswüchse" – im kommunistischen Regime der DDR etwa, oder im "unterprivilegierten Bildungsniveau", oder auch über das Modell der Entpolitisierung, das den Täter entschuldigt. (...) Auf dieser Grundlage erkläre ich dann (guten Gewissens), dass ich so weder handeln noch denken würde (sic!). Ich gebe mich offen und liberal, reflektiert und solidarisch, kurzum: gut(willig). Diese Traktabilität verschleiert, dass Neonazis, Apartheid-IdeologInnen und der Klu Klux Klan nur die Spitze des Eisberges sind und Rassismus aus der Mitte der Gesellschaft kommt. (Arndt 2005:348-349; Hervorhebung im Original zur Markierung des Konstruktcharakters)

Diese Position als "offen, liberal, reflektiert und solidarisch" verhindert auch, das eigene Weißsein zu erkennen, denn es gehört zu dieser Position, Rasse nicht als Differenzmarker wahrzunehmen, sondern gleichsam "farbenblind" davon überzeugt zu sein, dass doch alle gleich

seien. Aus Perspektive der Kritischen Weißseinsforschung ist es dagegen nicht das Be-Nennen von Differenzen, das die Vormachtstellung von Weißsein stetig bestärkt, sondern das Ent-Nennen, das dazu führt, dass Weißsein normalisiert wird und reale Diskriminierungserfahrungen von People of Color ebenso wie bestehende Machtverhältnisse verschleiert werden.

Wenn Weißsein entnannt wird, werden auch die sozialen Positionen, Privilegien, Hegemonien und Rhetoriken verleugnet, die an Weißsein gebunden sind, und wird den Ausgrenzungs- und Gewalterfahrungen, die Schwarze und People of Color durch Weiße erleben, keine Rechnung getragen. (Arndt 2005:348)

In der deutschen Gesellschaft wird Weißsein als unmarkierte, unbenannte Norm stillschweigend vorausgesetzt. Massenmediale Diskurse sind daran maßgeblich beteiligt, denn sie entwerfen gesellschaftliche Wirklichkeiten, bestärken diejenigen normativen Vorstellungen, die gesellschaftlich vorherrschen und bieten damit wiederum eine "Handlungsgrammatik" an (Yildiz 2006:44). Erol Yildiz bezieht sich dabei zum Beispiel auf "ethnisches Wissen", das sich in Deutschland seit den 1970er Jahren im Zuge der Ausländerforschung verfestigt hat:

Ethnisches Alltagswissen wie beispielsweise "Türken haben eine andere Mentalität" verleiht dem Alltagshandeln eine gewisse Plausibilität. Die binäre Konstruktion – wie der im Ghetto lebende, nicht integrationswillige und traditionsorientierte "Ausländer", welcher seine Muttersprache nicht aufgibt und seine Frau aus der Heimat holt, oder der traditionsbewusste deutsche Nachbar, der sich durch die Existenz des "Ausländers" emotional überfordert fühlt – gewinnt erst im Kontext dieser ethnischen Handlungsgrammatik ihre Legitimation. Das ethnische Wissen erzeugt eine bestimmte Normalitätsvorstellung, legitimiert die vorhandenen Machtverhältnisse, fließt als Deutungsangebot in die gewöhnliche

Alltagspraxis ein und strukturiert so den "sortierenden Blick des Alltags" (Bommes 1998, S. 365). (Yildiz 2006:44)

Kritische Weißseinsforschung ist für Media Diversity deshalb eine notwendige theoretische Fundierung, weil sie explizit das in den Blick nimmt, was normalerweise unsichtbar bleibt. Für einen diversity-sensiblen Umgang mit Repräsentation ist die implizite unsichtbare Norm ebenso relevant wie orientalistische Darstellungsweisen oder die gut beforschten und häufig zitierten Negativdarstellungen von Migrant*innen. Darüber hinaus gelingt es aus Perspektive der Kritischen Weißseinsforschung auch, Journalismus selbst als Weiße Praxis zu begreifen. Dies wiederum ist die Voraussetzung dafür, um gedanklich auch auf institutioneller Ebene ansetzen zu können.

8.3. Ausblick

Mit einer Orientierung an der praktischen Ausrichtung des Friedensjournalismus und theoretisch informiert durch Postkoloniale Kritik und Kritische Weißseinsforschung ist eine emanzipatorische Neubesetzung von Media Diversity möglich. Media Diversity kann so in einen positionierten, theoretisch fundierten und wertegeleiteten Journalismus überführt werden, der deutlich macht, dass Media Diversity nicht ein Thema ist, dem sich Medienmacher*innen zuwenden, sondern eine grundsätzlich (medien-)kritische Haltung, die sich beständig der Sichtbarmachung von Privilegien, dem Abbau von Barrieren und der Herstellung von Gleichberechtigung verschreibt. Auf diese Weise könnte auch die in Deutschland verbreitete Reduktion von Diversity auf "kulturelle Vielfalt" aufgebrochen werden und das grundsätzlich vorhandene und weit gefasste emanzipatorische Moment von Diversity auch für Media Diversity eingefordert werden.

Das Teilen von Repräsentationsmacht durch Empowerment und Partizipation ist dabei ein grundlegender und notwendiger erster Schritt. Langfristiges Ziel muss darüber hinaus die Etablierung einer Diversity-Orientierung als eine Qualität sein, die dem Journalismus immanent ist und nicht optional. Sie müsste im Selbstverständnis von Journalist*innen so fest verankert sein, dass sie auch eingefordert wird.

Voraussetzung dafür wäre eine Implementierung dieser Themen in der journalistischen Ausbildung. Hier besteht die Schwierigkeit, dass eine Verankerung in der Ausbildung eine Verankerung im Selbstverständnis des Journalismus voraussetzt, das wiederum unter anderem in der Ausbildung vermittelt wird. Solche Veränderungen können nicht schlagartig durchgesetzt werden, sondern vollziehen sich bestenfalls in langsamen Kreisen, die von allen Ebenen innerhalb des betreffenden Bereichs ebenso wie von externen gesellschaftlichen Faktoren mitbestimmt werden. Dass Media Diversity heute überhaupt Thema ist, dass es kleine Vorstöße in der Ausbildung gibt, zeigt einen zaghaften Wandel an. Auch wenn nicht alle Ansätze, die heute unter dem Begriff "Diversity" firmieren, emanzipatorisch sind, bereitet die grundsätzlich immer stärker werdende Präsenz von Diversity den Boden, auf dem es gelingen kann, Media Diversity theoretisch zu stärken und neu zu positionieren. Projekte wie EMAJ, die jungen Journalist*innen eine Perspektive vorstellen und ihnen die Möglichkeit geben, diese in Eigeninitiative weiter zu verfolgen, sind dabei wichtige Impulsgeber. Ein anderer sehr vielversprechender Ansatz ist die Gründung von spezifischen Studiengängen wie beispielsweise der erst kürzlich neu eingeführte Masterstudiengang "Diversity and the Media" an der University of Westminster¹²⁸. Solche Bildungsinitiativen, die bisher im Journalismus noch marginal sind, könnten Media Diversity langfristig

¹²⁸ <http://www.westminster.ac.uk/courses/subjects/journalism-and-mass-communication/postgraduate-courses/part-time-dayevening/p09ppdtm-ma-diversity-and-the-media>

ein Gewicht verleihen, das sich auch auf die Institution des Journalismus als solche auswirkt. Notwendig wäre dabei allerdings eine interdisziplinäre Ausrichtung, die die Erfordernisse des praktischen Journalismus mit theoretischem Rüstzeug der kritischen Kultur- und Geisteswissenschaften verbindet. Absolvent*innen solcher neuen Studiengänge wären selbstverständliche Grenzgänger*innen zwischen den Disziplinen und Wegbereiter*innen für Media Diversity – als positionierte und emanzipatorische Praxis.

9. Literaturverzeichnis

Alle im Literaturverzeichnis genannten Internetquellen wurden am 05.09.2012 zuletzt aufgerufen und auf ihre Verfügbarkeit geprüft.

Abu-Lughod, Lila 1991: Writing against Culture. In: Fox, Richard (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe, NM. S. 137-162.

Adolf Grimme Institut 1995: On Air. More Colour in the Media. Antrag im Rahmen des EU-Gemeinschaftsprogramms Employment Now. In: Korda, Konstantin (Hg.): Multikulturalität in den Medien. Der Stand in Deutschland im Vergleich zu Großbritannien (PMBE) und den Niederlanden (StOA). Köln. S. 71-93.

Allen, Susan L. 2005: Activist Media Anthropology. Antidote to Extremist Worldviews. In: Rothenbuhler, Eric W. und Coman, Mihai (Hg.): Media Anthropology. Thousand Oaks, London und New Delhi. S. 285-294.

Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hg.) 2012: Projektbericht: "Chancen gleich(heit) prüfen – Diversity Mainstreaming für Verwaltungen". Berlin.
http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Projektdarstellung-Diversity-Mainstreaming-Verwaltungen-20120412.pdf?__blob=publicationFile

Appadurai, Arjun 1996: Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis und London.

ARD/ZDF Medienkommission 2007: Migranten und Medien 2007. unpag.
http://www.unternehmen.zdf.de/fileadmin/files/Download_Dokumente/DD_Das_ZDF/Veranstaltungsdokumente/Migranten_und_Medien_2007_-_Handout_neu.pdf

ARD/ZDF Medienkommission 2011: Migranten und Medien 2011. Neue Erkenntnisse über Mediennutzung, Erwartungen und Einstellungen von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Köln.
<http://www.ard.de/intern/presseservice/-/id=2162042/property=download/nid=8058/1let37x/index.pdf>

ARD.ZDF Medienakademie (Hg.) 2009: Gesamtübersicht. Seminare & Trainings. Wiesbaden.

- Arndt, Susan 2005: Mythen des weißen Subjekts: Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus. In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy und Arndt, Susan (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster. S.340-362.
- Arndt, Susan und Hornscheidt, Antje (Hg.) 2004: Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster.
- Awad Cherit, Isabel 2008: Cultural Diversity in the News Media: A Democratic or a Commercial Need? In: Javnost – The Public. Vol. 15. Nr. 4. S. 55-72.
- Bachmann-Medick, Doris 2006: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- Bade, Klaus J. 2002 [2000]: Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München.
- Bade, Klaus J. und Oltmer, Jochen 2004: Normalfall Migration. Bonn.
- Bayer, Julia 2009: Fußball-WM 2010 – mehr als HIV, Entwicklungsland und Naturexotik. In: InWEnt (Hg.), Behmer, Markus und Salau F. Kayode (Red.): Bildkorrekturen: Sport, Entwicklung und Medien. Bonn. S. 40-41.
- Bayer, Julia 2012: Beyond Culture. Awareness Training for Journalists and Their Potential for the Promotion of Media Diversity. In: Gross, Bernhard; Moore, Kerry und Threadgold, Terry (Hg.): Migrations and the Media. New York. S. 231-252.
- Bayer, Julia; Engl, Andrea und Liebheit, Melanie 2004a: Normalität im Umgang mit der Normalität. Migration, Integration und Medienalltag. Auszüge aus einem Gespräch mit Miranda Jakisa, Imad Karim und Gualtiero Zambonini. In: Bayer, Julia; Engl Andrea und Liebheit Melanie (Hg.): Strategien der Annäherung – Darstellungen des Fremden im deutschen Fernsehen. Bad Honeff. S. 171-182.
- Bayer, Julia; Engl, Andrea und Liebheit, Melanie (Hg.) 2004b: Strategien der Annäherung – Darstellungen des Fremden im deutschen Fernsehen. Bad Honeff.
- Beck, Klaus 2007: Kommunikationswissenschaft. Konstanz.
- Behmer, Markus 2012: Bildkorrekturen: Sensibilisierung und anwendungsbezogene Kompetenzvermittlung für entwicklungspolitische Themen. In: Dernbach, Beatrice und Loosen,

- Wiebke (Hg.): Didaktik der Journalistik. Konzepte, Methoden und Beispiele aus der Journalistenausbildung. Wiesbaden. S. 351-363.
- Behmer, Markus und Wimmer, Jeffrey 2009: Mehr Schein als Sein? Internationale und interkulturelle Kommunikation als Themen kommunikationswissenschaftlicher Lehre. In: *Communicatio Socialis. Internationale Zeitschrift für Kommunikation in Religion, Kirche und Gesellschaft*. 42. Jahrgang 2009. Heft. 4. S. 405-419.
- Bentele, Günter; Brosius, Hans-Bernd und Jarren, Otfried (Hg.) 2006: *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden.
- Berger, Guy 2008: Image Revisions – South Africa, Africa and the 2010 World Cup. Presentation for Conference, "Sports and Development". Convened by Institute for Communication Science at the University of Munich; German School of Journalism (DJS), "Bayerischer Rundfunk" (Radio Bavaria) and InWEnt (International Further Education and Development). unpag. nml.ru.ac.za/files/Sports.doc
- Bhabha, Homi K. 1990: The Third Space. Interview with Homi Bhabha. In: Rutherford, Jonathan (Hg.): *Identity, Community, Culture, Difference*. London. S. 207-221.
- Bhabha, Homi K. 2004 [1994]: *The Location of Culture*. London, New York.
- Bildungszentrum Bürgermedien (Hg.) 2006: *Intercultural Media Training in Europe*. Handbuch für TrainInnen, MitarbeiterInnen und RedakteurInnen. München.
- Bilke, Nadine 2008: *Qualität in der Krisen- und Kriegsberichterstattung. Ein Modell für einen konflikt sensitiven Journalismus*. Wiesbaden.
- Bird, Elizabeth (Hg.) 2010: *The Anthropology of News and Journalism. Global Perspectives*. Bloomington, IN.
- Blaschke, Björn 1999: Völkerkunde und Medien. In: *Pressereferat der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (Hg.): Die Media-morphose der Ethnologie*. Heidelberg. S. 35-36. http://presse.dgvet.net.de/tl_files/webseite/Mediamorphose.pdf
- Bommes, Michael 1998: Migration und Ethnisierung in kommunalen Einrichtungen. In: Heitmeyer, Wilhelm; Dollase, Rainer und Backes, Otto (Hg.): *Die Krise der Städte*. Frankfurt am Main. S. 349-376.
- Bonfadelli, Heinz 2007: Die Darstellung ethnischer Minderheiten in den Massenmedien. In: Bonfadelli, Heinz und Moser, Heinz (Hg.): *Medien*

und Migration. Europa als multikultureller Raum. Wiesbaden. S. 95-116.

Bourdieu, Pierre 1998: Über das Fernsehen. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre 2005: The Political Field, the Social Science Field and the Journalistic Field. In: Benson, Rodney and Neveu, Erik (Hg.): Bourdieu and the Journalistic Field. Cambridge und Malden. S. 29-47.

Brodén, Anne und Mecheril, Paul 2007a: Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung. In: Brodén, Anne und Mecheril, Paul (Hg.): Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf. S. 7-27. <http://bieson.uib.uni-bielefeld.de/volltexte/2007/1105/>

Brodén, Anne und Mecheril, Paul (Hg.) 2007b: Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf. <http://bieson.uib.uni-bielefeld.de/volltexte/2007/1105/>

Bröer, Guido 1995: Wie Journalisten mit Rassismus umgehen. Zusammenhänge von journalistischen Arbeitsformen und Darstellungsweisen. Münster.

Brosius, Hans-Bernd 2003: Medienwirkung. In: Bentele, Günter; Brosius Hans-Bernd und Jarren Otfried (Hg.): Öffentliche Kommunikation. Wiesbaden. S. 128-148.

Bruns, Merry 2005: Speaking with the Sources. Science Writers and Anthropologists. In: Rothenbuhler, Eric W. und Coman, Mihai (Hg.): Media Anthropology. Thousand Oaks, London und New Delhi. S. 295-300.

Butterwegge, Christoph 2006: Migrationsberichterstattung, Medienpädagogik und politische Bildung. In: Butterwegge, Christoph und Hentges, Gudrun (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. 2. korrigierte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 187-237.

Butterwegge, Christoph und Hentges, Gudrun (Hg.) 2006: Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. 2. korrigierte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden.

Can, Halil 2011: Demokratiearbeit und Empowerment gegen Diskriminierung und Rassismus in selbstbestimmten People of Color-Räumen. In: Castro Varela, Maria do Mar und Dhawan, Nikita (Hg.): Soziale

- (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Berlin. S. 245-259.
- Castro Varela, Maria do Mar und Dhawan, Nikita 2005: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld. transkript.
- Castro Varela, Maria do Mar und Dhawan, Nikita (Hg.) 2011: Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Berlin.
- Castro Varela, Maria do Mar und Hamzhei, Modjgan 1996: Raus aus der Opferrolle. Ein Bildungsansatz zur Überwindung von verinnerlichtem Rassismus. Köln.
- Channel 4 (Hg.) 2008: Equality Scheme 2008.
http://www.channel4.com/media/documents/corporate/Channel_4_Equality_Scheme_2008.pdf
- Charta der Vielfalt e.V. (Hg.) 2011: Diversity als Chance – Die Charta der Vielfalt der Unternehmen in Deutschland. Berlin. unpag.
http://www.charta-der-vielfalt.de/fileadmin/user_upload/beispieldateien/Downloads/Charta-Flyer_Juni2011.pdf
- Choi, Sun-ju und Oulios, Miltiadis 2010: Positive Maßnahmen – wie erreicht man Gleichstellung im Medienbetrieb? In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Positive Maßnahmen. Von Antidiskriminierung zu Diversity. Dossier. S. 121-125. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_2622.asp
- Çil, Nevim 2001: Diversity und Multikulturalität: Macht und Ausgrenzung in modernen Gesellschaften. In: Stemmler, Susanne (Hg.): Multi Kultur 2.0. Willkommen im Einwanderungsland Deutschland. Göttingen. S. 192-200.
- Clifford, James und Marcus, George E. (Hg.) 1986: Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley, London und Los Angeles.
- Czollek, Leah Carola; Perko, Gudrun und Weinbach, Heike 2011: Radical Diversity im Zeichen von Social Justice. Philosophische Grundlagen und praktische Umsetzung von Diversity in Institutionen. In: Castro Varela, Maria do Mar und Dhawan, Nikita (Hg.): Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Berlin. S. 260-276.

- Dahinden, Urs 2005: Framing. A Decade of Research Experience. Paper submitted for the annual meeting of the ICA 2005 in New York. Conference Papers. International Communication Association, 2005, Annual Meeting, New York. S. 1-9.
- Dahinden, Urs 2006: Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation. Konstanz.
- Darkow, Michael; Eckhardt, Josef und Maletzke, Gerhard 1985: Massenmedien und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe Media Perspektiven 5. Frankfurt am Main.
- Desgranges, Ilka 2007: Diskriminierende mediale Inhalte – Fakten und Tendenzen aus der Sicht des Deutschen Presserates. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Medien und Diversity. Dossier. S. 9-11.
http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1232.asp
- Deutscher Presserat e.V. 2008: Publizistische Grundsätze (Pressekodex). Richtlinien für die publizistische Arbeit nach den Empfehlungen des Deutschen Presserats. Fassung vom 03.12.2008.
http://www.presserat.info/uploads/media/Pressekodex_01.pdf
- Deutscher Presserat e.V. 2010: Satzung für den Trägerverein des Deutschen Presserats e. V. (beschlossen am 25. Februar 1985, in der Fassung vom 03. März 2010) <http://www.presserat.info/inhalt/der-presserat/statuten/satzung.html>
- DGV 2009: Programm des Workshops "Krisen und Konflikte".
<http://www.presse.dgv-net.de/programm.html>
- Dhawan, Nikita 2011: Transnationale Gerechtigkeit in einer postkolonialen Welt. In: Castro Varela, Maria do Mar und Dhawan, Nikita (Hg.): Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Berlin. S. 14-35.
- Dolan, Kevin 2006: Whiteness & News. An Ethical Inquiry into the Construction of 'Realities'. Conference Papers. International Communication Association, 2006 Annual Meeting. S. 1-25.
<http://web.ebscohost.com/ehost/pdfviewer/pdfviewer?sid=ec35e2f4-a3a5-43b9-aa0f-fbd190424dab%40sessionmgr4&vid=1&hid=11>
- Dracklé, Dorle 2007: Jenseits von Verbinden und Trennen: Migration und Medien. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin. S. 195-220.

- Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy und Arndt, Susan (Hg.) 2005: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster.
- Eilders, Christiane 1997: Nachrichtenfaktoren und Rezeption. Opladen.
- Erel, Umut 2004: Paradigmen kultureller Differenz und Hybridität. In: Sökefeld, Martin (Hg.): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei. Bielefeld. S. 35-51.
- Eriksen, Thomas Hylland 2006: Diversity Versus Difference. Neo-liberalism in the Minority-Debate. In: Rottenburg, Richard; Schnepel, Burkhard und Shimada, Shingo (Hg.): The Making and Unmaking of Differences. Anthropological, Sociological and Philosophical Perspectives. Bielefeld. S. 13-25.
- Fabian, Johannes 1983: Time and the Other. How Anthropology makes its Object. New York.
- Fanon, Frantz 1980 [1952]: Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt am Main.
- Fischer, Hans 1999: Das Heil in den Medien. In: Pressereferat der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (Hg.): Die Media-morphose der Ethnologie. Heidelberg. S. 42-44. http://presse.dgvet.net.de/tl_files/webseite/Mediamorphose.pdf
- Fleras, Augie 2006: The Conventional News Paradigm as Systemic Bias. In: Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.): Integration durch Massenmedien. Medien und Migration im internationalen Vergleich / Mass Media Integration. Media and Migration: A Comparative Perspective. Bielefeld. S.179-222.
- Fleras, Augie 2010: Das konventionelle Nachrichtenparadigma als systemischer Bias. Die Basis der (Fehl-) Darstellung von Minderheiten in Nachrichtenmedien neu durchdacht. In: Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.): Medien und Integration in Nordamerika. Erfahrungen aus den Einwanderungsländern Kanada und USA. Bielefeld. S. 11-58.
- Fox, Caterina G. 2008: Hände hoch! Sie sind entlarvt! Eine Whiteness-kritische Analyse der Krimiserie "Der Alte". In: Wischermann, Ulla und Thomas, Tanja (Hg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden. S.107-123.
- FRA (European Union Agency for Fundamental Rights) (Hg.) 2007: A Diversity Toolkit. For factual programmes in public service television.

http://fra.europa.eu/fraWebsite/attachments/media-toolkit-documentation_en.pdf

"Frankfurter Erklärung" zur Ethik in der Ethnologie 2009. [http://www.dgv-net.de/tl_files/dokumente/Ethikerklaerung%20 DGV_2009.pdf](http://www.dgv-net.de/tl_files/dokumente/Ethikerklaerung%20DGV_2009.pdf)

Früh, Werner 1994: Realitätsvermittlung durch Massenmedien. Die permanente Transformation der Wirklichkeit. Opladen.

Galtung, Johan 1998: Friedensjournalismus: Was, warum, wer, wie, wann, wo? In: Kempf, Wilhelm und Schmidt-Regener, Irena (Hg.): Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien. Münster. S. 3–20.

Galtung, Johan 2000: Conflict Transformation by Peaceful Means (The Transcend Method). United Nations Disaster Management Training Programme.
http://www.transcend.org/pctrcluj2004/TRANSCEND_manual.pdf

Galtung, Johan und Ruge, Mari Holmboe 1965: The Structure of Foreign News. In: Journal of Peace Research. Vol. 2. Nr. 1. S. 64-91.

Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.) 2005: Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss, Forschungsstand, Bibliographie. Bielefeld.

Geißler, Rainer und Horst Pöttker (Hg.) 2006: Integration durch Massenmedien. Medien und Migration im internationalen Vergleich / Mass Media Integration. Media and Migration: A Comparative Perspective. Bielefeld.

Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.) 2009a: Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Forschungsbefunde. Bielefeld.

Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.) 2009b: Media – Migration – Integration. European and North American Perspectives. Bielefeld.

Gross, Bernhard; Moore, Kerry und Threadgold, Terry 2007: Broadcast News Coverage of Asylum. April to October 2006. Caught between Human Rights and Public Safety. Cardiff.

Ha, Kien Nghi 2007a: Partizipation und Sichtbarkeit von MigrantInnen und Minderheiten in Kunst, Kultur und Medien. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Medien und Diversity. Dossier. S. 49-53: http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1229.asp

Ha, Kien Nghi 2007b: People of Color. In: Ha, Kien Nghi; al-Samarai, Nicola und Mysorekar, Sheila (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven

- von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster. S. 31-40.
- Ha, Kien Nghi 2007c: Postkoloniale Kritik und Migration – Eine Annäherung. In: Ha, Kien Nghi; al-Samarai, Nicola und Mysorekar, Sheila (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster. S. 41-54.
- Ha, Kien Nghi 2007d: Weißes Europa: Eine un/mögliche Diskussion zwischen einem Mitglied von Kanak Attak und Kien Nghi Ha. In: Ha, Kien Nghi; al-Samarai, Nicola und Mysorekar, Sheila (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster. S. 445-450.
- Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai, Nicola und Mysorekar, Sheila (Hg.) 2007: re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster.
- Haake, Gunner 1995: Multikulturelles Programm aber möglichst "Normales Radio". Tagung der Initiative Interkultureller Rundfunk. In: Korda, Konstantin (Hg.): Multikulturalität in den Medien. Der Stand in Deutschland im Vergleich zu Großbritannien (PMBE) und den Niederlanden (StOA). Köln. S. 69-70. [Originalpublikation in M Menschen Machen Medien. Zeitschrift der IG Medien. IV. 1995.]
- Hafez, Kai 2002: Türkische Mediennutzung in Deutschland. Hemmnis oder Chance der gesellschaftlichen Integration? Eine qualitative Studie im Auftrag des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung. Herausgegeben vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Hamburg und Berlin. http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/hafez_tuerkischemediennutzung/hafez_tuerkischemediennutzung.pdf
- Hahn, Caroline 2010: Die Aufsicht des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Frankfurt am Main.
- Hall, Edward T. 1969: The Hidden Dimension. Garden City, NY.
- Hall, Stuart 1989: Die strukturierte Vermittlung von Ereignissen. In: Stuart Hall: Ausgewählte Schriften. Ideologie, Kultur, Medien, Neue Rechte, Rassismus. Nora Rätzl (Hg.). Hamburg und Berlin. S. 126-149.
- Hannerz, Ulf 2004: Foreign News. Exploring the World of Foreign Correspondents. Chicago und London.

- Hasty, Jennifer 2010: Journalism as Fieldwork. Propaganda, Complicity, and the Ethics of Anthropology. In: Bird, Elizabeth (Hg.): The Anthropology of News and Journalism. Global Perspectives. Bloomington, IN. S. 132-148.
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) 2007: Medien und Diversity. Dossier: http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1217.asp
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) 2008: Politics of Diversity. Dossier: http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1712.asp
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) 2010: Positive Maßnahmen. Von Antidiskriminierung zu Diversity. Dossier: http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_2596.asp
- Hentges, Gudrun 2006: Von "Knochenbrechern" und dem "schwarzen Dreieck Moskau – Minsk – Kiew". Migrationsberichterstattung im Spiegel. In: Butterwegge, Christoph und Hentges, Gudrun (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. 2. korrigierte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 89-110.
- Hess, Sabine und Tsianos, Vassilis 2007: Europeanizing Transnationalism! Provincializing Europe! – Konturen eines neuen Grenzregimes. In: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld. S.23-38.
- Hofstede, Geert 2004 [1980]: Culture's consequences. comparing values, behaviors, institutions, and organizations across nations. Thousand Oaks, London und New Delhi.
- Hofstede, Geert und Hofstede, Gert Jan 2009: Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management. München
- hooks, bell 1995: Killing Rage. Ending Racism. New York.
- Huntington, Samuel P. 1996: The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order. New York.
- Jäger, Siegfried und Halm, Dirk (Hg.) 2007: Mediale Barrieren. Rassismus als Integrationshindernis. Edition DISS, Band 13. Münster.
- Jensen-Dämmrich, Kirsten 2011: Diversity-Management. Ein Ansatz zur Gleichbehandlung von Menschen im Spannungsfeld zwischen Globalisierung und Rationalisierung? München und Mering.

- Jung, Matthias; Niehr, Thomas and Böke, Karin 2000: Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden.
- Karim, Karim H. 2006: Nation and diaspora: Rethinking multiculturalism in a transnational context. In: International Journal of Media and Cultural Politics. Vol. 2. Nr. 3. S. 267-282.
- Kempf, Wilhelm 2003: Konstruktive Konfliktberichterstattung – ein sozialpsychologisches Forschungs- und Entwicklungsprogramm. In: conflict & communication online. Vol. 2. Nr. 2. S. 1-15.
www.cco.regener-online.de
- King, Russel und Wood, Nancy (Hg.) 2001: Media and Migration. Constructions of mobility and difference. London und New York.
- Kleinsteuber, Hans-Jürgen 2009: Entstaatlichung des Rundfunks. Notwendige Reformen für Rundfunkräte. In: Bisky, Lothar; Kriese, Konstanze und Scheele, Jürgen (Hg.): Medien – Macht – Demokratie. Neue Perspektiven. Berlin. S. 36-51.
- Koch, Ralf 1996: Medien mögen's weiß. Rassismus im Nachrichtengeschäft. Erfahrungen von Journalisten in Deutschland und den USA. München.
- Köhler, Tobias und Trebbe, Joachim 2002: Germany. In: ter Wal, Jessika (Hg.): Racism and Cultural Diversity in Mass Media. An Overview of Research and Examples of Good Practice in the EU Member States, 1995-2000. On behalf of the European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia, Vienna (EUMC). S. 125-148.
<http://fra.europa.eu/fraWebsite/attachments/MR-CH4-3-Germany.pdf>
- Köppel, Petra; Yan, Junchen und Lüdicke, Jörg 2007: Cultural Diversity Management in Deutschland hinkt hinterher. Bertelsmann Stiftung (Hg.). Gütersloh. http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_21374_2.pdf
- Linder, Andreas 2007: Diversity Mainstreaming in der westlichen Medienlandschaft. S. 1-15. [http://www.migration-boell.de/downloads/diversity/linder_diversity_mainstreaming\(1\).pdf](http://www.migration-boell.de/downloads/diversity/linder_diversity_mainstreaming(1).pdf)
- Lippmann, Walter 1990 [1922]: Die öffentliche Meinung. Bochum.
- Losche, Helga 2005: Interkulturelle Kommunikation. Sammlung praktischer Spiele und Übungen. 4. Auflage. Augsburg.
- Luhmann, Niklas 1996 [1995]: Die Realität der Massenmedien. Opladen.

- Lynch, Jake und McGoldrick, Annabel 2000. Peace Journalism. What is it? How to do it?
http://www.waccglobal.org/images/stories/website/programme/communication_for_peace/Peace-Journalism.pdf
- Marcuse, Herbert 1965: Repressive Toleranz. unpag.
<http://www.marcuse.org/herbert/pubs/60spubs/65reptoleranzdt.htm>
- Mast, Claudia (Hg.) 2008: ABC des Journalismus. Ein Handbuch. 11. überarbeitete Auflage. Konstanz.
- Mecheril, Paul 2007: Diversity. Die Macht des Einbezugs. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Managing Diversity – Alle Chancen genutzt? Dossier. unpag. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1012.asp
- Mecheril, Paul 2008: 'Diversity'. Differenzordnungen und Modi ihrer Verknüpfung. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Politics of Diversity. Dossier. S. 77-84. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1761.asp
- Media4Diversity: European Commission (Hg.) 2009: Media4Diversity. Taking the Pulse of Diversity in the Media. A Study on Media and Diversity in EU Member States and 3 EEA countries.
www.media4diversity.eu
- Meier, Klaus 2007: Journalistik. Konstanz.
- Merx, Andreas 2011: "Alles so schön bunt hier!". Diversity zwischen Lippenbekenntnis, Marketing-Label und nachhaltigem Wandel zur offenen Unternehmung. Ein Einführungsvortrag von Andreas Merx, Internationale Gesellschaft für Diversity Management (idm e.V.), im Rahmen der Konferenz "Rethinking Migration: Diversity Policies in Immigration Societies. International Conference 8.-9. December 2011" in Berlin. http://www.network-migration.org/rethinking-migration-2011/3/papers/Merx_idm_Rethinking_Migration091211.pdf
- Merx, Andreas und Vassilopoulou, Joana 2007: Das arbeitsrechtliche AGG und Diversity-Perspektiven, in: Bruchhagen, Verena und Koall, Iris (Hg.): Diversity Outlooks – Managing Diversity zwischen Ethik, Profit und Antidiskriminierung. Münster. S. 354-385.
- Müller, Daniel 2005: Die Darstellung ethnischer Minderheiten in deutschen Massenmedien. In: Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss, Forschungsstand, Bibliographie. Bielefeld. S. 83-126.

NDM Newsletter August 2011:

<http://www.neuemedienmacher.de/index.php/aktuelles/54-newsletter/129-newsletter-08-2011>

NIP: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) 2007: Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege, neue Chancen. Berlin.

<http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/07/Anlage/2007-07-12-nationaler-integrationsplan.pdf?blob=publicationFile&v=3>

Ortner, Christina 2007: Tatort: Migration. Das Thema Einwanderung in der Krimi-Reihe Tatort. In: Medien & Kommunikationswissenschaft. 55. Nr. 1. S. 5-23.

Oulios, Miltiadis 2007: Offen statt bunt! Einwanderer als Journalisten in deutschen Massenmedien. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Medien und Diversity. Dossier. S. 32-35. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1249.asp

Pascual Iglesias, Mercedes 2005: Migranten-Journalisten in Deutschland. Eine explorative Untersuchung über Chancen und Hindernisse im deutschen Journalismus. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Dortmund.

Paulus, Stanislaw 2008: Ethnisierung von Geschlecht und die diskursive Reproduktion von Differenz in der Fernsehproduktion "Fremde Nachbarn. Muslime zwischen Integration und Isolation". In: Wischermann, Ulla und Thomas, Tanja (Hg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden. 125-39.

Piesche, Peggy 2005: Das Ding mit dem Subjekt, oder: Wem gehört die Kritische Weißseinsforschung? In: Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy und Arndt, Susan (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster. S. 14-17.

Pöttker, Horst 2005: Diskriminierungsverbote und Beschwerdepraxis des Deutschen Presserats. Eine quantitative und qualitative Analyse. In: Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss, Forschungsstand, Bibliographie. Bielefeld. S. 185-221.

Pressereferat der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (Hg.) 1999: Die Media-morphose der Ethnologie. Heidelberg. http://presse.dgvet.net.de/tl_files/webseite/Mediamorphose.pdf

- Pürer, Heinz 1993: Einführung in die Publizistikwissenschaft. Systematik, Fragestellungen, Theorieansätze, Forschungstechniken. München.
- Pürer, Heinz 2003: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Handbuch. Konstanz.
- Quiring, Manfred 2009: Pulverfass Kaukasus. Konflikte am Rande des Russischen Imperiums. Berlin.
- rbb 2008: Presseinformation 078/2008 vom 21.05.2008. <http://www.rbb-online.de/unternehmen/presse/presseinformationen/2008/radiomultikulti.html>
- Reinemann, Carsten 2010: Das Versprechen der Selbstkontrolle. Presserat und Pressekodex im Urteil von Journalisten. In: Reinemann, Carsten und Stöber, Rudolf (Hg.): Wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft. Festschrift für Jürgen Wilke. Köln. S. 236-263.
- Reuter, Christoph 2007: Allahs zornige Jünger. In: Stern. Nr. 38. S. 38-44.
- Rissom, Hans-Wolf; Brüning, Jens; Nax, Wilfried; Renckstorf, Karsten und Thissen, Rainer 1977: Ausländische Arbeitnehmer und Massenmedien in der Bundesrepublik. Deutsche UNESCO Kommission (Hg). Köln.
- Röben, Bärbel 2008: Migrantinnen in den Medien. Diversität in der journalistischen Produktion – am Beispiel Frankfurt/Main. In: Wischermann, Ulla und Thomas, Tanja (Hg.): Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden. S. 141-59.
- Röben, Bärbel 2010: Migrantinnen im deutschen Journalismus – ein weißer Fleck. In: Eberwein, Tobias und Müller Daniel (Hg.): Journalismus und Öffentlichkeit. Wiesbaden. S. 263-279.
- Röll, Hans Heinz 1985: Zur ZDF-Sendung "Nachbarn in Europa – Nachrichten und Informationen für Ausländer und Deutsche". In: Darkow, Michael; Eckhardt, Josef und Maletzke, Gerhard: Massenmedien und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe Media Perspektiven 5. Frankfurt am Main. S. 111-117.
- Rosenstreich, Gabriele Dina 2007: The Mathematics of Diversity Training: Multiplying Identities, Adding Categories and Intersecting Discrimination. In: Mecheril, Paul und Broden, Anne (Hg.): Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf. S. 131-159. <http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2007/1105/>

- Ross, Howard 2004: Conflict-sensitive Journalism. A handbook by Howard Ross. Kopenhagen und Vancouver. http://www.i-m-s.dk/files/publications/IMS_CSJ_Handbook.pdf
- Ruhrmann, Georg und Göbbel, Roland 2007: Veränderung der Nachrichtenfaktoren und Auswirkungen auf die journalistische Praxis in Deutschland. Abschlussbericht für netzwerk recherche e.V. www.netzwerkrecherche.de/docs/ruhrmann-goebbel-veraenderung-der-nachrichtenfaktoren.pdf
- Ruhrmann, Georg; Sommer, Denise und Uhlemann, Heike 2006: TV-Nachrichtenberichterstattung über Migranten – Von der Politik zum Terror. In: Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.): Integration durch Massenmedien. Medien und Migration im internationalen Vergleich / Mass Media Integration. Media and Migration: A Comparative Perspective. Bielefeld. S. 45-75.
- Said, Edward 1978: Orientalism. London.
- Sala, Roberto 2011: Fremde Worte. Medien für "Gastarbeiter" in der Bundesrepublik im Spannungsfeld von Außen- und Sozialpolitik. Studien zur Historischen Migrationsforschung, Band 22. Paderborn, München u.a.
- Schall, Werner 1985: Zur ARD-Fernsehsendung "Ihre Heimat – Unsere Heimat". In: Darkow, Michael; Eckhardt, Josef und Maletzke, Gerhard: Massenmedien und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe Media Perspektiven 5. Frankfurt am Main. S. 108-111.
- Scheufele, Bertram 2003: Frames – Framing – Framing-Effekte. Theoretische und methodische Grundlegung des Framing-Ansatzes sowie empirische Befunde zur Nachrichtenproduktion. Opladen.
- Schönwälder, Karen 2005: Migration und Ausländerpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Öffentliche Debatten und Politische Entscheidungen. In: Beier-de Haan, Rosemarie (Hg.): Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500-2005. Berlin. S. 106-119.
- Schulz, Winfried 1990: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freising und München.
- Sökefeld, Martin 2004: Das Paradigma kultureller Differenz. Zur Erforschung und Diskussion über Migranten aus der Türkei in Deutschland. In:

- Sökefeld, Martin (Hg.): *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei*. Bielefeld. S. 9-33.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1988: *Can the Subaltern Speak?* In: Nelson, Gary und Grossberg, Lawrence (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. London. S. 271-313.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1996: *Subaltern Studies. Deconstructing Historiography (1985)*. In: Landry, Donna und MacLean, Gerald (Hg.): *The Spivak Reader. Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak*. London und New York. S. 203-235.
- Stemmler, Susanne (Hg.) 2011: *Multi Kultur 2.0. Willkommen im Einwanderungsland Deutschland*. Göttingen.
- Steyerl, Hito 2008: *Die Farbe der Wahrheit. Dokumentarismen im Kunstfeld*. Wien.
- Steyerl, Hito und Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) 2003: *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Unrast. Münster.
- Sultan, Marie Mualem 2011: *Migration, Vielfalt und Öffentlich-Rechtlicher Rundfunk*. Würzburg.
- ter Wal, Jessika (Hg.) 2002: *Racism and Cultural Diversity in Mass Media. An Overview of Research and Examples of Good Practice in the EU Member States, 1995-2000. On behalf of the European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia, Vienna (EUMC)*.
http://fra.europa.eu/fraWebsite/research/publications/publications_per_year/previous_publications/pub_mr_racism_diversity_media_02_en.htm
- Terkessidis, Mark 2006: *Globale Kultur in Deutschland. Der lange Abschied von der Fremdheit*. In: Hepp, Andreas und Winter, Rainer (Hg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden. S. 311-325.
- Terkessidis, Mark 2010: *Interkultur*. Berlin.
- Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.) 2007: *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld.
- van Dijk, Teun A. 1993: *Denying racism: Elite discourse and racism*. In: Solomos, John und Wrench, John (Hg.): *Racism and Migration in Western Europe*. Oxford. S. 179-193.

- van Dijk, Teun A. 2006: Racism and the European Press. Presentation for the European Commission against Racism and Intolerance (ECRI), Strasbourg, 16 December 2006.
<http://www.discursos.org/unpublished%20articles/Racism%20and%20the%20European%20Press.pdf>
- Vedder, Günther 2006: Die historische Entwicklung von Diversity Management in den USA und in Deutschland. In: Krell, Gertraude und Wächter, Hartmut (Hg.): Diversity Management. Impulse aus der Personalforschung. München und Mehring. S. 1-23.
- Vertovec, Steven 2010: Towards post-multiculturalism? Changing communities, conditions and contexts of diversity. In: International Social Science Journal. Vol. 61. Issue 199. S. 83-95.
- Voß, Friedrich 2001: SFB4 Radio Multikulti – Bewahren und Integrieren. Weltmusik und Informationen (nicht nur) für Ausländer in Berlin. In: Ausländerbeauftragter der Freien Hansestadt Hamburg und Hamburgische Anstalt für neue Medien (HAM) (Hg.): Medien, Migration, Integration. Elektronische Massenmedien und die Grenzen kultureller Identität. Berlin. S. 137-146.
- VPRT (Verband privater Rundfunk- und Telemedien e.V.) (Hg.) 2007: Stellungnahme des VPRT zum Beitrag der privaten Rundfunkanbieter zur Integration von Menschen mit Migrationshintergrund. Berlin.
<http://www.vprt.de/verband/positionen/positionen/content/stellungnahme-des-vprt-zum-beitrag-der-privaten-rundfunkanbieter?c=4>
- Waldenfels, Bernhard 1999: Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4. Frankfurt am Main. Suhrkamp.
- WDR (Westdeutscher Rundfunk) (Hg.) 2004: Integration und kulturelle Vielfalt. Viel erreicht – noch mehr zu leisten / Integration and cultural diversity. We've come a long way – there's more to be done. Köln.
www.migration-boell.de/downloads/diversity/WDR-Integration_0104d.pdf
- Weber-Menges, Sonja 2005: Die Wirkungen der Präsentation ethnischer Minderheiten in deutschen Medien. In: Geißler, Rainer und Pöttker, Horst (Hg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss, Forschungsstand, Bibliografie. Bielefeld. S. 127-184.
- Weischenberg, Siegfried; Kleinstüber, Hans-Jürgen und Pörksen, Bernhard (Hg.) 2005: Handbuch Journalismus und Medien. Konstanz.

- Weischenberg, Siegfried; Malik, Maja und Scholl, Armin 2006a:
Journalismus in Deutschland 2005. In: Media Perspektiven 7. S. 346-361.
- Weischenberg, Siegfried; Malik, Maja und Scholl, Armin 2006b: Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz.
- Weiss, Hans-Jürgen und Trebbe, Joachim 2001: Mediennutzung und Integration der türkischen Bevölkerung in Deutschland. Ergebnisse einer Umfrage des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung. Potsdam.
- Wellgraf, Stefan 2008: Migration und Medien. Münster.
- Wengeler, Martin 2006: Zur historischen Kontinuität von Argumentationsmustern im Migrationsdiskurs. In: Butterwegge, Christoph und Hentges, Gudrun (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. 2. korrigierte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 13-36.
- Winker, Gabriele und Degele, Nina 2009: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld.
- Wischermann, Ulla und Thomas, Tanja (Hg.) 2008: Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden.
- Yildiz, Erol 2006: Stigmatisierende Mediendiskurse in der kosmopolitanen Einwanderungsgesellschaft. In: Butterwegge, Christoph und Hentges, Gudrun (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. 2. korrigierte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. S. 37-53.
- Yildiz, Erol 2009: Vom hegemonialen zu einem diversitätsbewussten Blick auf die Einwanderungsgesellschaft. unpag. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_2212.asp
- Yousuf, Hani 2012: "Seitdem ich in Deutschland lebe, steigt meine Wertschätzung für Pakistan". Ein Debattenbeitrag von Hani Yousuf. Spiegel Online. 01.08.2012. unpag. <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/emanzipation-und-feminismus-was-der-westen-von-pakistan-lernen-kann-a-847477.html>
- Zamboni, Gualtiero 2007: Der Westdeutsche Rundfunk. Integration als business case. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Medien und Diversity.

Dossier. S. 39-41. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1235.asp

Zambonini, Gualtiero 2009: Medien und Integration. Der ARD-Weg: Vom "Gastarbeiter"-Programm zur Querschnittsaufgabe. In: Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland (ARD) (Hg.): ARD Jahrbuch 2009. Hamburg. S. 87-94.

ZDF (Zweites Deutsches Fernsehen) Hauptabteilung Kommunikation (Hg.) 2007: Die Darstellung von Migration und Integration in den ZDF Programmen. Status Quo und Perspektiven. Mainz. http://www.unternehmen.zdf.de/fileadmin/files/Download_Dokumente/DD_Das_ZDF/Migration_und_Integration_im_ZDF-Programm.pdf

ZDF (Zweites Deutsches Fernsehen) Intendant (Hg.) 2008: Selbstverpflichtungserklärung des ZDF 2009-2010. Mainz. http://www.unternehmen.zdf.de/fileadmin/files/Download_Dokumente/DD_Das_ZDF/Selbstverpflichtungserklaerung_Programm_Perspektiven_2009_2010.pdf

Ziegler, Peter 2008: Die Journalistenschüler. Rollenselbstverständnis. Arbeitsbedingungen und soziale Herkunft einer medialen Elite. Friedrich Ebert Stiftung (Hg.). Berlin. <http://library.fes.de/pdf-files/stabsabteilung/05773.pdf>

10. Anhang

Liste der Workshops und Seminare

Datum	Institution	Ort	Titel	Zielgruppe	Länge u. Format	Medium	Trainer*innen	Sprache
Jan. 2006	DW Akademie	Berlin	Wechselseitige Wahrnehmung: Fernseh-Berichterstattung in der arabischen Welt und Europa (Mutual Perception)	Golfstaaten Deutschland	12 Tage vor Ort	TV	Julia Bayer, Thomas Kirschning, Udo Prenzel	Englisch
Jan. 2007	Goethe Institut	Kairo, Ägypten	Wahrnehmung und Darstellung – Journalismus im interkulturellen Kontext (Perception and Representation – Journalism across Cultures)	Nachwuchs aus Deutschland und Arabischen Ländern	5 Tage vor Ort	Print	Julia Bayer, Cornelia Gerlach	Englisch
Juni 2007	DW Akademie	Bonn	Mutual Perception 2: Exchange Programme for TV journalists from Arab and European Countries	Deutschland und Arabische Länder	5 Tage vor Ort + Austausch in deutsche Redaktionen	TV	Julia Bayer, Udo Prenzel	Englisch
Okt./ Nov. 2007	Goethe Institut	Hamburg	Journalism Across Cultures – Intercultural Workshop for Young Journalists	Nachwuchs aus Deutschland und Arabischen Ländern	5 Tage vor Ort	Print	Julia Bayer, Julia Gerlach	Englisch

Mai 2008	Goethe Institut	Amman, Jordanien	EMAJ – Euro-Mediterranean Academy for Young Journalists	Nachwuchs aus EU und MEDA Ländern	10 Tage vor Ort	Print	Julia Bayer, Björn Richter	Englisch
Dez. 2008	DW Akademie	Bonn	Mutual Perception – Germany and the Islamic World: Exchange Programme for Radio Journalists from Islamic Countries and Germany	Deutschland und Islamische Länder	5 Tage vor Ort + Austausch	Radio	Julia Bayer, Jutta vom Hofe	Englisch
Nov. 2009	DW Akademie	Bonn	boundless 2009	Europäische und Islamische Länder	5 Tage vor Ort + Austausch	TV	Julia Bayer, Udo Prenzel	Englisch
Mai 2010	DW Akademie	Brüssel, Belgien	East 4 South (Cycle 1)	neue EU- Mitglieds- staaten und Afrikanische Länder	5 Tage vor Ort + Austausch in afrikanische Länder	TV Radio Print	Julia Bayer, Georges Drouet	Englisch
Sept. 2010	DW Akademie	Tiflis, Georgien	Conflict Sensitive Journalism 1	Georgien, Armenien, Aserbaidschan	11 Tage vor Ort	Print	Julia Bayer, Eberhard Sucker	Russisch/ Deutsch
Dez. 2010	DW Akademie	Brüssel	East 4 South (Cycle 2)	neue EU- Mitgliedsstaaten und Afrikanische Länder	5 Tage vor Ort + Austausch in afrikanische Länder	TV Radio Print	Julia Bayer, Martin Hilbert	Englisch

April 2011	DW Akademie	Talas, Kirgistan	Konfliktsensitiver Journalismus	Kirgistan Journalist*innen, Politiker*innen, Mediator*innen	5 Tage vor Ort	Radio	Julia Bayer, Bettina Ruigies	Russisch/ Deutsch
April 2011	DW Akademie	Karakol, Kirgistan	Konfliktsensitiver Journalismus	Kirgistan Journalist*innen, Politiker*innen, Mediator*innen	5 Tage vor Ort	Radio	Julia Bayer, Bettina Ruigies	Russisch/ Deutsch
Aug. 2011	DW Akademie	Osh, Kirgistan	Konfliktsensitiver Journalismus	Kirgistan Journalist*innen, Politiker*innen, Mediator*innen	5 Tage vor Ort	Radio	Julia Bayer, Bettina Ruigies	Russisch/ Deutsch
Aug. 2011	DW Akademie	Jalalabad, Kirgistan	Konfliktsensitiver Journalismus	Kirgistan Journalist*innen, Politiker*innen, Mediator*innen	5 Tage vor Ort	Radio	Julia Bayer, Bettina Ruigies	Russisch/ Deutsch
Sept. 2011	DW Akademie	Tiflis, Georgien	Conflict Sensitive Journalism 2	Georgien, Armenien, Aserbaidshan	7 Tage vor Ort	Print	Julia Bayer, Eberhard Sucker	Russisch/ Deutsch
Okt. 2011	DW Akademie	Tiflis, Georgien	Conflict Sensitive Journalism 1	Georgien, Armenien, Aserbaidshan	11 Tage vor Ort	Print	Julia Bayer, Eberhard Sucker	Russisch/ Deutsch